WILS
CLS
PT1337
.B53x
1914
od.6

BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Romane von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

Willst du dein Herz mir schenken — Roman. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Wenn du mich liebst. Roman. 2. Auflage. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Die Generalstochter. Roman. 2. Auflage. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Das Rätsel von Kronfeld. Roman. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Wär' ich geblieben doch! Roman. 3. Auflage. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Der blaue Diamant. Roman. 2. Auflage. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Alpenrose. Roman. Geheftet 3 Mark 50 Pf., eleg. gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die goldene Gans. Roman. Geheftet 3 Mark 50 Pf., elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die Sage von Imhoff. Roman. Geheftet 3 Mark 50 Pf., elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Jugendträume. Roman. Geheftet 3 Mark 50 Pf., elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die Romane Georg Hartwigs, dieses rasch in weitesten Kreisen beliebt gewordenen Autors, zeichnen sich ebenso durch Lebenswahrheit wie durch eine ungemein fesselnde, elegante Schreibweise aus. Das bedeutende Talent des Verfassers tritt in diesen Romanen glänzend zutage, und können dieselben als vortreffliche Unterhaltungslektüre durchaus empfohlen werden.

:: **Zu haben in allen Buchhandlungen.** ::

Inserate in der „**Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens**" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für **Vorzugsseiten**, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin SW 61, Blücherstraße 31. ++++++++++++++++++++++++++++++++

Eine rationelle Körperpflege

bedingt Gesundheit und langes Leben, erhält die Energie und Spannkraft, die Hauptfaktoren für das heutige wirtschaftliche Fortkommen!

Täglich 1/4 Stündchen Sanax-Massage ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage 1/4 Stündchen täglich erübrigen.

Zu beziehen durch alle Geschäfte,
wo obige Plakate ausliegen.

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.

HAUSFRAUEN

welche auf eine gründliche, appetitliche und allen sanitären Anforderungen entsprechende

Reinigung von Haus- u. Küchengeräten

Wert legen, werden gebeten, einen Versuch mit

zu machen.

EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES

REINIGUNGSMITTEL

FÜR KÜCHE UND HAUS.

Leichte, flotte Arbeit. — Weitgehendste Verwendbarkeit. — Größte Schonung der Hände. — Kein Angreifen der Haut wie bei Soda, Schmierseife und dergleichen. — Vollständige Geruchlosigkeit der Gegenstände nach der Reinigung.

SAPONIA reinigt rasch und leicht fettige und beschmutzte Gegenstände aus Metall, Email, Marmor, Holz, Glas, Porzellan usw., wie Küchengeschirre, Badewannen, Fenster, Türen, Linoleum, Waschgeschirre, Klosette etc.

Zu haben in Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltungsgeschäften.

Proben versenden auf Wunsch gratis und franko

SAPONIA-WERKE Offenbach a. M.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Erzählung „Die Brieftasche“ von Karl Schüler. (S. 14)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

❖

Jahrgang 1914 ❖ Sechster Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ❖ Berlin ❖ Leipzig

Digitized by Google

Twin C[illegible]s

Copyright 1913 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

wils, cls
ARR9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Brieftasche.
Erzählung aus dem Offiziersleben. Von Karl Schüler. Mit Bildern von Th. Volz 5

Das Rosazimmer.
Venezianischer Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem (Fortsetzung) 21

Fahrende Leute.
Von Alex. Cormans. Mit 8 Bildern 92

Die neue Präsidentin.
Eine heitere Wahlgeschichte von E. E. Weber . . . 106

Winter an der Ostsee.
Von Ernst Seiffert. Mit 12 Bildern 165

Der Jungbrunnen.
Ein Silvesterspuk. Von W. Harb 181

Vom Aberglauben.
Von M. Elsner. Mit 8 Bildern 194

Mannigfaltiges:
Wehe dem, der lügt! 204
Humor in der Naturgeschichte 206
Englische Prinzen 209
Mit 2 Bildern.
Ein historischer Kalbskopf 212
Vom Silberglanz der Sterne 214
Ein Vorläufer des Dynamitkönigs 215

Seite

Schwärmerinnen für häßliche Männer 219
Die Tretmühle als Strafmittel 220
Mit Bild.
Eine Zugverspätung von sieben Jahren 224
Das Skelett eines künstlichen Riesen 224
Mutterliebe 226
Der Fönapparat im Haushalt 227
Mit Bild.
Das durchschnittliche Alter des Europäers 228
Tollwutepidemien 230
Die Nähmaschinen der Königin Natalie 233
Die größte Frucht der Welt 235
Arktische Hunde 236
Mit Bild.
Kaiser und Komiker 238
Opfer der Mode 239
Ein Vater, dessen Sohn zu wenig Geld verbrauchte 240

Die Brieftasche.

Erzählung aus dem Offiziersleben.

Von Karl Schüler.

Mit Bildern von
Th. Volz.

(Nachdruck verboten.)

Als der blonde Leutnant Kurt v. Lanken seinem Regimentskameraden Elgar v. Dalwigk auf dem Anhalter Bahnhof zum Abschied die Hand drückte, schnitt er ein kummervolles Gesicht. „Paß auf, mein alter Herr läßt mich sitzen," prophezeite er, und seine blauen Augen, die sonst so übermütig blitzten, aus denen stets keckes, frohes Leben sprühte, blickten trüb.

„Reiß dich zusammen, Kurt!" ermunterte Elgar den Freund. „Stelle deinem alten Herrn vor, daß für dich alles auf dem Spiel steht, wenn du die siebentausend Emmchen nicht bis übermorgen herbeigeschafft hast. Es ist ja eine Affenschande, daß du dich von diesem Burschen, von dem man nicht weiß, von wannen er kam, noch wohin er geht, so hast ausplündern lassen, aber da du ihm nun einmal den Ehrenschein ausgestellt hast, bleibt dir nichts anderes übrig als zu zahlen."

Der Schaffner forderte zum Einsteigen auf. Kurt, der Zivil trug, stieg in ein Abteil zweiter Klasse, das gerade da hielt, wo er und Elgar gestanden hatten, obwohl er eine Karte für die erste Klasse gelöst hatte.

Noch ein Gruß aus dem Fenster, ein Händedruck, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Kurt schmiegte sich in eine Ecke des leeren Abteils und überließ sich seinen nicht gerade angenehmen Gedanken. Sein Vater hatte schon einmal Spielschulden für ihn bezahlt und ihm damals sein Ehrenwort ab-

genommen, nie wieder eine Karte anzurühren. Nun war er der Versuchung doch erlegen. Das verspielte Geld mußte bezahlt werden, oder es erfolgte die Anzeige beim Kommandeur. Dann war er fertig. Er hatte zu einem Wucherer gehen wollen, aber Dalwigk hatte ihm energisch davon abgeraten, ihn vielmehr überredet, persönlich seinen Vater aufzusuchen, diesem seine Schuld und seine Schulden einzugestehen und von ihm Hilfe und Rettung zu erbitten.

Kurt malte sich den Empfang aus, der ihm werden würde, sobald er sich den Grund dieses plötzlichen Besuches von der Seele geredet hatte. Sein alter Herr konnte verwünscht unangenehm werden. Die Mutter, ja, die hätte ihm wohl gern geholfen, aber ihr Einfluß war im Hause gering, und außer ihrem Wirtschaftsgeld stand ihr kein Pfennig zur Verfügung. Es half nichts, der Vater konnte nicht umgangen werden.

Ein Schaffner kam und teilte mit, daß er auf der nächsten Station in die erste Klasse umsteigen könne. Als der Zug hielt, bemächtigte sich der Schaffner der kleinen Reisetasche Kurts und führte ihn zu dem leeren Abteil erster Klasse eines Durchgangwagens. Fritz gab dem gefälligen Mann ein Trinkgeld und setzte sich auf eines der roten Plüschsofa.

Der Zug fuhr bald wieder ab. Jede Umdrehung der ratternden Räder brachte ihn seinem Ziel näher und immer banger wurde ihm ums Herz.

Er hatte beide Hände, rechts und links, neben sich auf den roten Plüsch gestützt. Durch die Erschütterungen des Wagens oder durch sonst eine von dem Willen Kurts völlig unabhängige äußere Einwirkung veranlaßt, glitt die rechte Hand des Leutnants in den Spalt zwischen dem Sitz und der Rücklehne des Sofas. Kurt, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, achtete zunächst

nicht darauf, bis er plötzlich zwischen den Fingern der rechten Hand einen fremden Gegenstand fühlte, den er mit Interesse hervorzog.

Was war das?

Eine schwarze Brieftasche aus feinem Saffianleder, vom Inhalt dickbauchig aufgebläht, hielt er in der Hand. Ein rotes Gummiband war um die Tasche geschlungen und hielt sie zusammen.

Er streifte das Gummiband ab, seine zitternden Finger öffneten die Tasche.

Dicke Bündel brauner und blauer Geldscheine, Tausender und Hunderter, lagen in den verschiedenen Fächern wohlgeordnet beisammen.

Einen Augenblick war Kurt v. Lanken wie betäubt. Dann blitzte ihm der Gedanke durch den Kopf, daß dieser Fund ihn aller Not überhebe. Auf der nächsten Station konnte er aussteigen und nach Berlin zurückfahren. Die peinliche Unterredung mit seinem Vater blieb ihm erspart. Er war gerettet.

Schnell streifte er das Gummiband wieder um die Brieftasche, öffnete einige Knöpfe seiner Weste und ließ den kostbaren Fund in der Innentasche der Weste verschwinden.

Dann legte er seine Reisetasche in das Netz über dem anderen Sofa und setzte sich selbst in eine der Fundstelle gegenüber gelegene Ecke. Seine Erregung niederkämpfend, schloß er die Augen und stellte sich schlafend. Den Inhalt der Tasche nachzuzählen, traute er sich jetzt nicht. Das hatte Zeit, bis er in vollkommener Sicherheit mit seiner Beute war. In der Tasche waren jedenfalls viel mehr als siebentausend Mark, vielleicht das Zehnfache. Er wollte aber nur die siebentausend Mark für sich behalten — als Zwangsanleihe. Das andere Geld wollte er dem Besitzer der Tasche zusenden.

Er wollte dem Manne mitteilen, daß er ihm die siebentausend Mark nach und nach ersetzen werde. Natürlich wollte er nicht seinen Namen nennen, es mußte alles anonym erledigt werden. Aber zu Schaden sollte durch ihn der Besitzer der Tasche nicht kommen.

Während er noch durch solche Entschließungen sein Gewissen zu beruhigen trachtete, erschien in der Tür ein älterer Herr, der vom Speisewagen herkam und sich anscheinend im Abteil geirrt hatte. Kurt beobachtete ihn unter seinen fast ganz geschlossenen Lidern hervor. Der Herr war elegant gekleidet, trug einen schwarzen Spitzbart und auf dem Kopf eine seidene Reisemütze. Die etwas gelbliche Gesichtsfarbe ließ auf einen Südländer schließen. Kurt sah, daß ihn ein prüfender Blick des Fremden traf, dann setzte sich der Herr auf denselben Platz, auf dem vorher Kurt gesessen hatte. Er rutschte unruhig hin und her, und während seine Augen auf den sich schlafend stellenden Mitpassagier gerichtet waren, glitt seine rechte Hand, wie Kurt das deutlich beobachten konnte, in den Spalt zwischen Sitz und Lehne der roten Plüschbank.

Die Hand tastete nach rechts und nach links, immer tiefer glitt sie in den Spalt, dabei blieb das Gesicht des Herrn unverändert, keine Muskel in ihm bewegte sich, mit dem Ausdruck vollkommener Gleichgültigkeit blickte er nach der Ecke hinüber, in der Kurt saß.

Keinen Augenblick war Kurt darüber im Zweifel, was die Hand des Herrn suchte. Der Herr also war der Eigentümer der Tasche, die er auf seiner Brust trug, über deren Inhalt er nach freiem Ermessen verfügen wollte. Der Blick des Mannes war ihm unangenehm. Diese schwarzen Augen hatten etwas Stechendes. Allmählich verloren sie auch den Ausdruck der Gleichgültigkeit. Je fieberhafter die Hand in dem Versteck

nach der Brieftaſche ſuchte, je unruhiger und mißtrauiſcher wurde der Blick dieſes Mannes.

Kurt fühlte, obwohl er mit dem Fremden noch kein Wort gewechſelt hatte, eine wachſende Antipathie gegen ihn. Das ſchien ihm eine Entſchuldigung für ſeine Zwangsanleihe. Dem Kerl konnte die Lektion nichts ſchaden. Warum ſteckte er die Brieftaſche mit dem wertvollen Inhalt zwiſchen die Polſter eines Eiſenbahnwagens?

Ja — warum? Die Frage, die ſo plötzlich bei ihm aufgetaucht war, machte ihm zu ſchaffen. Hatte der Mann das Geld in dem Verſteck ſicherer gewähnt als in ſeiner Bruſttaſche? Fürchtete er Taſchendiebe? Oder — hatte er einen anderen Grund, ſich für einige Zeit des Geldes zu entledigen? Wie, wenn er das Geld nicht auf rechtmäßige Weiſe erworben hätte, wenn er eine Unterſuchung fürchten mußte und darum für die Brieftaſche in dieſem Abteil, das bis zum Eintritt Kurts unbeſetzt geweſen war, ein Verſteck für ſeinen Raub geſucht hatte? Nun war er gekommen, um zu ſehen, ob die Beute noch unberührt in ihrem Verſteck lag — und er fand ſie nicht wieder. Ein anderer war ihm zuvorgekommen und hatte die Brieftaſche weggenommen.

Aber wer war der andere?

Natürlich — nur der Schläfer dort in der Ecke konnte es ſein.

Der Fremde zog ſeine Hand aus der Spalte, denn er hatte eingeſehen, daß alles Suchen umſonſt war. Auf ſeinem Geſicht prägte ſich ein Zug finſterer Entſchloſſenheit aus. Seine rechte Hand glitt in die Hoſentaſche, er erhob ſich.

In demſelben Augenblick ſprang Kurt v. Lanken auf.

Der Fremde wich erſchreckt vor der hohen, ſehnigen

Gestalt des Leutnants, der so plötzlich allen Schlaf abgeschüttelt hatte, einen Schritt zurück.

„Was wollen Sie hier? Was schleichen Sie in dem Abteil herum, wenn Sie sehen, daß man schlafen will?“

herrschte Kurt den Mann an. „Haben Sie eine Fahrkarte für die erste Klasse?“

Der Fremde murmelte in französischer Sprache einige Entschuldigungen, dann zog er sich zurück. Kurt blickte ihm nach und sah ihn am anderen Ende des Wagens in einem Abteil zweiter Klasse verschwinden.

Das erste Gefühl, das Kurt nach dem Fortgang des Franzosen überkam, war das grenzenlosen Staunens. Der Mann wagte es gar nicht, seine Brieftasche zu fordern. Wie ein geprügelter Hund schlich er davon, das verkörperte böse Gewissen. Seine Vermutung, daß der Kerl ein Spitzbube war, hatte sich also bestätigt.

Und nun kam eine wilde Freude über ihn. Diesem Kerl brauchte er überhaupt nichts zurückzugeben. Er konnte nun den Fund ganz für sich behalten. Wer weiß, wo der Mensch das Geld zusammengeräubert hatte! Er brauchte keine Nachforschungen nach denen anzustellen, die der Kerl begaunert hatte — er war von der Vorsehung augenscheinlich dazu bestimmt, dem Manne die Lehre, daß unrecht Gut nicht gedeiht, zu Gemüt zu führen.

Kurt setzte seinen Hut auf und holte sein Täschchen aus dem Gepäcknetz. Die nächste Station mußte gleich erreicht werden. Er wollte hier aussteigen, auf den Berliner Zug warten und mit ihm zurückfahren. Noch vor Anbruch des Abends konnte er dann wieder in Berlin sein.

Der Schaffner rief den Namen der kommenden Station aus. Als er Kurt reisefertig sah, sagte er den Namen der Station noch einmal recht laut und deutlich und setzte hinzu: „Ihre Station ist erst die drittnächste. Sie haben noch Zeit!“

„Ich will hier einen Zug überschlagen, um einen Freund zu besuchen,“ antwortete der Leutnant.

Der Zug hielt und Kurt stieg aus.

Er trat auf den Bahnsteig und blickte sich nach einem Fahrplan um, denn er wollte sich vergewissern, wie lange er auf den Berliner Zug zu warten habe. Der Stationsvorsteher war mit der Abfertigung des Zuges beschäftigt, der Portier stand an der Fahrkartenkontrolle.

Kurts Blick ſtreifte die Fenſter des Zuges. Hinter einem derſelben gewahrte er das gelbe Geſicht des Franzoſen, der ſich aber ſofort ſcheu vom Fenſter zurückzog, als er ſich beobachtet ſah.

Eben wollte der Stationsvorſteher das Zeichen zur Weiterfahrt des Zuges geben, als ein Schaffner noch eine alte, gebrechliche Dame vorſichtig aus dem Zug führte und einige Gepäckſtücke neben ſie auf den Bahnſteig ſtellte.

„Die Dame hat ſo feſt geſchlafen, daß ſie gar nicht gehört hat, wie ich die Station ausgerufen habe," ſagte der Schaffner zu dem Stationsvorſteher.

Der wartete noch einen Augenblick, dann gab er das Zeichen, und der Zug fuhr ab.

Als der alten Dame auf dem Bahnſteig die friſche Luft um die weißen Locken ſtrich, ermunterte ſie ſich bald ſo weit, daß ſie einen Gepäckträger herbeiwinken konnte.

Der Mann lud ſich die Gepäckſtücke auf die Schulter. Da fiel aus einer Ledertaſche einiges vom Inhalt heraus. Der Gepäckträger ſah ſich daraufhin die Taſche näher an, dann rief er erſchreckt: „Die Taſche iſt ja an der Seite aufgeſchnitten!"

Der Stationsvorſteher und einige andere Leute traten herzu. Auch Kurt näherte ſich der Gruppe. An der Ledertaſche war mit einem ſcharfen Meſſer mittels eines Längsſchnittes und zweier Querſchnitte ein großes Stück Leder losgelöſt, das jetzt wie eine offene Klappe herunterhing.

„Sie ſind von einem Eiſenbahndieb beſtohlen worden," ſagte der Stationsvorſteher zu der alten Dame.

Die ſtand einen Augenblick blaß und zitternd da und ſah mit dem Ausdruck ſtarren Entſetzens auf das Loch in der Taſche, dann brach ſie ſchluchzend zuſammen.

Hätte Kurt sie nicht aufgefangen, sie wäre auf dem Asphalt des Bahnsteigs zu Schaden gekommen.

„Mein Geld ist mir gestohlen worden! Mein ganzes Vermögen!“ stöhnte die alte Dame.

„Sehen Sie doch zunächst in der Tasche nach, ob etwas fehlt,“ mahnte der Stationsvorsteher.

Die alte Dame folgte der Aufforderung. Sie schloß den Koffer auf und während ihr Tränen über die runzligen Wangen liefen, wühlte sie mit zitternden Fingern in dem Inhalt des Koffers.

„Das Geld ist fort,“ klagte sie. „Es lag in einer Brieftasche in der Abteilung, die aufgeschnitten ist.“

Kurt v. Lanken hatte stumm den Jammer der Dame mitangesehen. Ein kurzer innerer Kampf, dann war sein Entschluß gefaßt.

„Wie war die Brieftasche geschlossen?“ fragte er.

„Mit einem roten Gummiband.“

Kurt zog lächelnd die Brieftasche hervor und überreichte sie der alten Dame*).

„Sie haben Glück gehabt. Dies dürfte Ihre Brieftasche sein. Ich habe sie in einem Abteil erster Klasse gefunden und wollte meinen Fund eben dem Herrn Stationsvorsteher melden.“

Die alte Dame stieß einen Freudenruf aus und ergriff Kurts Hand, um ihm in abgerissenen, stammelnden Worten zu danken. Nachdem sie sich dann etwas beruhigt hatte, erzählte Kurt v. Lanken, wo und wie er die Brieftasche gefunden hatte, beschrieb auch den Herrn, der in dem Abteil nach ihr gesucht hatte.

„Der Herr hat neben mir gesessen,“ rief die alte Dame. „Er hat einen schwarzen Bart und spricht mit fremdländischem Akzent. Er hat sich mit mir unter-

*) Siehe das Titelbild.

halten, bis ich plötzlich merkwürdig müde wurde und einschlief."

„Saßen noch andere Leute in dem Abteil?" fragte der Stationsvorsteher die alte Dame.

„Nein, wir zwei waren allein."

„Dann hat Sie der Kerl mit Chloroform betäubt. Während Sie schliefen, hat er die Tasche aufgeschnitten, das Geld gestohlen und es zu seiner Sicherheit in dem anderen Abteil versteckt."

Alle Umstände ließen vermuten, daß der Beamte richtig kalkuliert hatte.

Der Stationsvorsteher eilte in sein Bureau, um sofort den Sachverhalt an die Station zu telegraphieren, auf der der Zug in einer Viertelstunde halten mußte, damit dort die Verhaftung des Eisenbahndiebes veranlaßt werden konnte.

Kurt führte die alte Dame durch das Bahnhofgebäude nach dem Droschkenhalteplatz. Sie wohnte in der Stadt, war die Witwe eines Kaufmanns und war heute in Berlin gewesen, um bei einer der großen Banken ihre Wertpapiere zu veräußern. Den Erlös, etwa achtzigtausend Mark, hatte sie für eine Hypothek bestimmt. Nun wäre ihr beinahe das ganze Geld verloren gegangen.

Unter Tränen, Danksagungen für Kurt und Verwünschungen gegen den gewissenlosen Dieb erzählte sie Kurt auf dem Weg zur Droschke diese Einzelheiten. Als sie und ihr Gepäck glücklich im Wagen untergebracht waren, verabschiedete sich Kurt von ihr und kehrte auf den Bahnsteig zurück.

Der Berliner Zug fuhr ein.

Kurt verfolgte sein Eintreffen und seine Abfahrt mit wehmütigem Lächeln. Mit diesem Zug hatte er gehofft, aller Sorgen ledig, nach Berlin zurückfahren

zu können. Nun war alles ſo ganz anders gekommen. Nicht als ob es ihm leid getan hätte, der alten, bedauernswerten Dame ſofort das Geld wiedergegeben zu haben — o nein. Daß er in dem gegebenen Fall ſo handeln mußte, wie er gehandelt hatte, ſtand für ihn feſt, aber daß das Geld auch gerade der einzige Beſitz einer hilfloſen alten Dame ſein mußte, das war Pech. Hätte der Gauner es nicht einem Rothſchild ſtehlen können, der gern für einige Jahre ſiebentauſend Mark entbehrt hätte, wenn er das andere Geld ſofort wieder bekam?

Der Zug, den er nun benützen mußte, um zu ſeinen Eltern zu gelangen, fuhr erſt in einer Stunde. Kurt ging in den Warteſaal, beſtellte ſich eine Taſſe Kaffee und las in einem Lokalblatt die gleichgültigſten Dinge. Er gab ſich alle Mühe, auf andere Gedanken zu kommen, aber immer wieder kehrten ſie zu der Brieftaſche zurück. Es war doch ein eigenes Ding um die Verſuchung, in die ein Menſch geraten kann. Er hatte ſich immer für einen anſtändigen Kerl gehalten und doch — wie ſchnell war er der Verſuchung unterlegen! Keinen Augenblick hatte er ſich beſonnen, einen Teil des Geldes für ſich zu verwenden, das ihm ein merkwürdiger Zufall in die Hände geſpielt hatte. Seine einzige Entſchuldigung war, daß er ſich in einer Notlage befand. War denn die Notlage wirklich ſo ſchlimm?

Zunächſt ſtellte er mit der ihm eigenen Offenheit feſt, daß er ſich ſelbſt durch ſeinen Leichtſinn in dieſe Notlage gebracht hatte. Aber ſein alter Herr mußte ihn ja am Ende doch 'rausreißen. Gewiß, es würde einige unangenehme Augenblicke für ihn geben, aber ſchließlich läßt ein Lanken den einzigen Sohn nicht wegen lumpiger ſiebentauſend Mark über die Klinge ſpringen. Alſo war ſeine Notlage gar nicht ſo groß.

Wie aber mußte einem Mann zumute ſein, der für

Frau und Kinder zu ſorgen hat, dem der Ruin vor Augen ſtand und der durch einen ſolchen Fund in Verſuchung geführt wurde?

Kurt warf den Gedanken in ſeinem Kopf hin und her. Wie oft las man in den Zeitungen von Veruntreuungen und von den Beſtrafungen der Täter. Und als Gerechter freute man ſich über das ſtrenge Walten der Nemeſis. Heute, als ihn ſelbſt die Verſuchung mit tauſend Krallen gepackt hatte, dachte er menſchlicher über die, die ſolchen Verſuchungen zum Opfer gefallen waren.

Und dann dachte er weiter, und das Blut ſtieg ihm bei dem Gedanken bis in die Schläfen. Der Gedanke war ihm bisher überhaupt noch nicht gekommen. Wie nun, wenn der Diebſtahl noch im Zug entdeckt worden wäre, ehe die alte Dame und er ausgeſtiegen waren? Wenn die Paſſagiere ſich einer Unterſuchung hätten unterziehen müſſen? Wenn man die Brieftaſche bei ihm entdeckt hätte?

Er preßte beide Hände gegen die Schläfen.

Der Stationsvorſteher kam in den Warteſaal und meldete ihm, daß der Dieb entwiſcht ſei. Als der Zug in die Station eingefahren war, hatte der Franzoſe den Wagen auf der anderen Seite verlaſſen. Es war ihm geglückt, unangefochten über die Gleiſe zu entkommen.

„Schade!“ ſchloß der Stationsvorſteher.

Kurt ſtimmte ihm bei. Innerlich aber war er froh, daß es ſo gekommen war. Der Gedanke, in der Sache als Zeuge vor Gericht vernommen zu werden, war ihm unangenehm, wußte er doch ſein eigenes Gewiſſen nicht ganz rein.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Elternhaus war die Überraſchung groß, als der

Sohn aus Berlin ſo plötzlich und ganz unangemeldet eintraf. Die Mutter ſchwamm in Freud' und Wonne, ihr fiel das Überraſchende des Beſuches nicht weiter auf. Warum ſollte ſich Kurt nicht mit ſeinen Eltern den Spaß machen und ſie unangemeldet überfallen?

Aber der Vater machte ein etwas nachdenkliches Geſicht, und Kurt fühlte ſeinen prüfenden Blick öfter, als ihm lieb war, auf ſich ruhen.

Beim Abendeſſen gab er die Geſchichte mit der Brieftaſche zum beſten. Die äußeren Vorgänge ſchilderte er ganz wahrheitsgetreu, nur von ſeiner Abſicht, mit dem Gelde ſeine Schulden zu bezahlen, ſchwieg er.

Zärtlich ſtrich ihm die beſorgte Mutter über das Haar. „In welcher Gefahr haſt du geſchwebt, mein Junge! Wie leicht hätte dich dieſer Franzoſe ermorden können! Da ſitzt man hier und lebt ſorglos in den Tag hinein, und draußen paſſieren unſerem Jungen ſolche Sachen!"

Sie küßte ihn auf die Stirn.

„Ich glaube, die Gefahr für unſeren Jungen lag ganz wo anders," brummte der alte Herr und ſtrich ſich den grauen, wallenden Vollbart.

Als er nach Tiſch mit Kurt in ſein Arbeitszimmer ging, um mit ihm eine Zigarre zu rauchen, fragte er ihn: „Warum haſt du denn nicht gleich dem Schaffner von deinem Fund erzählt? Ihr hättet doch den Gauner noch im Zug feſtnehmen können!"

„Bei der Größe der Summe hielt ich es für richtiger, den Fund einem höheren Beamten zu melden."

Der Baron ſah ſeinen Sohn ſcharf an. „Ich reime mir die Sache etwas anders zuſammen. — Wieviel Schulden haſt du?"

Kurt errötete. Die Worte wollten ihm faſt in der

Kehle ſtecken bleiben. „Siebentauſend Mark, Vater,“ flüſterte er endlich, und ſeine Blicke ſenkten ſich.

Der alte Herr war merkwürdig ſtill, faſt unheimlich ſtill. Endlich reichte er dem Sohn, ohne ein Wort zu

ſagen, die Zigarrenkiſte und ſteckte ſich ſelbſt eine Zigarre an.

Nach einiger Zeit ſagte er: „Kurt, ich habe mir Vorwürfe gemacht, daß ich dir damals das Ehrenwort abgenommen habe. Man ſoll euch jungen Dachſen

gegenüber nicht immer gleich so grobes Geschütz auffahren. Die Lage war für dich knifflich. Daheim der Alte, das Rauhbein — und da die gefüllte Brieftasche! — Ich — ich danke dir, daß du dir die Finger rein gehalten hast, und unserem Herrgott, daß er dir das alte, flennende Weiblein über den Weg geschickt hat. — Morgen früh geb' ich dir die sieben Mille. Fahr mit ihnen nach Berlin und befriedige deinen Kartenapachen. Wirst dir eine Lehre an der Geschichte nehmen. Hast bös in den Nesseln gesessen, mein Junge."

Kurt beugte sich zur Hand seines Vaters herab und küßte sie. „Ich spiele nie wieder, Vater."

„Der Himmel mag's geben, aber — kein Ehrenwort!"

Als die Mutter in das Zimmer trat, plauderten die beiden Herren über den Italienisch-Türkischen Krieg, über die Luftschifferei und über Berlin.

„Mutter, bewillige uns 'ne Rüdesheimer," bat der Vater, der in ganz vortrefflicher Laune war.

Das Roſazimmer.

Venezianiſcher Roman von E. v. Adlersfeld-Balleſtrem.

(Fortſetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Gondel lag bereit vor dem offenen Hauptportal des Palaſtes, als Windmüller und ſein Gaſtgeber die Treppe in die Halle hinabſtiegen. Erſterer blieb darin ſtehen, ſcheinbar in den Anblick der maleriſchen Schönheit der Architektur dieſes königlichen Raumes verſenkt, während der letztere dem Portal zuſchritt.

Agoſtino, der Portier, trat aus ſeiner Loge heraus und blieb halbwegs ſtehen in dem Gefühl, daß er dem Gaſt des Hauſes die Ehre zu erweiſen hatte. Er hatte nichts gegen den Gaſt einzuwenden; dieſer fremde Herr war ſchon frühzeitig herabgekommen, hatte ſich mit ihm über die Frau Principeſſa unterhalten und ganz ſeine Anſicht über den ſonderbaren Fall geteilt. Er hatte ihm auch ein ſchönes, ſehr ſchönes Trinkgeld dafür gegeben, weil er die letzte Nacht ſo lange ſeinetwegen hatte aufbleiben müſſen.

Windmüller grüßte den Portier freundlich, faſt vertraulich. „Ein hübſcher Menſch, der Gondolier,“ bemerkte er, auf die ſchlanke Geſtalt im weißen Matroſenanzug und blauer Schärpe deutend, der, das Ruder in der Hand, mit abgezogenem Strohhut auf der Poppa des Fahrzeugs ſtand.

„Er ist mein Sohn, Signore," erwiderte Agostino mit einem stolzen Blick auf den schmucken Burschen.

„Ich hatte es mir gedacht, der Ähnlichkeit nach," meinte Windmüller treuherzig. „Hm, ja! Er hat wohl die Frau Principessa vom Bahnhof abgeholt, als sie vor ein paar Tagen hier ankam?"

„O nein! Es wußte ja niemand, daß die Frau Principessa kommen würde. Altezza hatten sich eine Gondel am Bahnhof genommen."

„Natürlich. Haben Sie zufällig — ganz zufällig bemerkt, welche Nummer die Gondel hatte?"

„Die Nummer? Dio mio, nein, darauf habe ich nicht geachtet," machte Agostino bedauernd. „Aber ich kann sie leicht erfahren," setzte er dienstfertig hinzu, „denn der Inhaber ist der Sohn von dem Obsthändler in der Ruga vecchia, dicht neben San Giovanni Elemosenario. Er hat sie noch nicht lange, die Gondel, der Mario — aus zweiter Hand gekauft, nicht neu, aber schön hergerichtet. Und mächtig stolz ist er darauf, gerade als ob das Ding für ihn gebaut worden wäre!"

„Nun ja, die erste eigene Gondel — das ist zu verstehen!" sagte Windmüller verständnisvoll. „Nein, es ist nicht nötig, nach der Nummer zu fragen. Es war nur so eine Idee von mir."

„Er hat den Dienst jetzt an der Stazione, der Mario Spezier — ein guter Posten, Signor," berichtete Agostino, „manche Leute haben eben Glück, aber der Mario wird auch nicht alle Tage eine Principessa zu fahren bekommen, die ihn mit Gold für die paar Ruderschläge von der Stazione bis hierher bezahlt!"

„Mit Gold?" wiederholte Windmüller mit gutgespieltem Staunen.

„Mit Gold," bestätigte Agostino die unbegreifliche Angabe. „Ich hab's gesehen. Ich wollte die Gondel

bezahlen, als die Frau Principeſſa damit angefahren kam, und dem Gondolier das Trinkgeld geben, das immer dafür ausgelegt wird, aber Altezza hatten ſchon ihre Börſe zur Hand und gaben dem Mario ein Goldſtück. Ich hab's geſehen — ein gelbes Goldſtück! Als ob der Mario das wechſeln könnte, dachte ich mir. Aber der Mario dachte gar nicht daran, es zu wechſeln! Er ſteckte es einfach in die Taſche und ſagte: ‚Mille grazie, Eccellenza!' Er hätte das nicht geſagt, wenn Altezza ſich vergriffen und ihm einen blanken Soldo gegeben hätte! Dann hätte er gewartet, bis Altezza im Hauſe war, und ich hätte ihm den Reſt nachgezahlt. Aber er wartete nicht, ſondern fuhr gleich davon, als Altezza kaum im Hauſe waren. Ein Goldſtück für die Fahrt vom Bahnhof hierher! Natürlich hat er gemacht, daß er fortkam, ehe man ihm das Sündengeld wieder abjagen konnte!"

„Nun, zu verdenken iſt's ihm nicht, wenn er den guten Fang behalten wollte," meinte Windmüller, indem er dem Portal zuſchritt, unter dem Don Gian wartend ſtand. Er ſtieg in die Gondel und ſagte mit einem Blick auf die Uhr: „Wenn es Ihnen recht iſt, Herr Marcheſe, möchte ich doch lieber zuerſt zum Palazzo Labia, um die Fresken von Tiepolo zu ſehen."

Don Gian ſah ſeinen Gaſt faſt faſſungslos an, ehe er dem Gondolier: „Alſo — Palazzo Labia!" zurief und dann neben Windmüller Platz nahm mit der Miene eines Menſchen, der den dringendſten Verdacht hat, neben einem Übergeſchnappten zu ſitzen.

„Ich hoffe, ſoweit iſt es noch nicht mit mir," beantwortete Windmüller laut dieſen Gedanken mit einem leiſen Schmunzeln. „Natürlich ſage ich das nur mit dem Vorbehalt, den die mangelhafte Selbſterkenntnis jedem Menſchen auferlegen ſollte. Und zu Ihrer

größeren Beruhigung: ich glaube auf dem Wege zur erſten Spur zu ſein. Mehr kann ich jetzt nicht ſagen und muß Sie auf ſpäter vertröſten; denn nachdem Sie mich am Palazzo Labia abgeſetzt haben werden, muß ich Sie bitten, nach Ihrem Hauſe allein zurückzukehren. Ihre Gegenwart würde bloß ein Hindernis ſein bei dem Gange, den ich vorhabe. — Mir kam nämlich beim Anblick Ihrer Gondel ein Gedanke, der mir eigentlich ſchon früher hätte kommen ſollen. Aber was wollen Sie? Der Menſch iſt ein Bündel von Unvollkommenheiten. Ich habe wieder einmal die Lehre erhalten, daß man ſich nie auf Vorausſetzungen verlaſſen darf. Man ſollte überhaupt nichts vorausſetzen, lieber Herr Marcheſe, ohne ſich gleich zu vergewiſſern, ob das Konkrete mit dem Abſtrakten übereinſtimmt. Dieſe Betrachtung gilt natürlich nicht Ihnen, ſondern iſt nur ein Memorandum für mich.“

„Man wird ihm die allgemeine Nützlichkeit nicht abſtreiten können,“ erwiderte Don Gian ergeben. „Mein Verſtand mag durch die Ereigniſſe etwas gelitten haben, Herr Doktor, denn wenn Sie mich totſchlagen, ſo kann ich mir nicht vorſtellen, inwiefern die Fresken Tiepolos im Palazzo Labia Sie auf eine Spur bringen können!“

„Ah!“ machte Windmüller mit behaglichem Lachen. „Sie wollen mir ſchmeicheln, denn ich glaube beſtimmt, daß Sie längſt durchſchaut haben, daß der Palazzo Labia nur ein Vorwand zum Benefiz Ihres Perſonals iſt. Ein ſo großer Verehrer Tiepolos ich auch bin — heute habe ich leider nicht die Muße, eines ſeiner virtuoſeſten Werke zu bewundern. Ihr Gondolier und ſein würdiger Herr Vater brauchen aber nicht gleich zu wiſſen, was ich vorhabe, trotzdem ich dem letzteren den Hinweis auf die Spur verdanke, die ſich hoffentlich als eine ſolche erweiſt.“

„Capisco!“ machte Don Gian, ſichtlich über den geiſtigen Zuſtand ſeines Gaſtes beruhigt. „Und ich? Was tue ich indeſſen?“

„Ah, Sie, lieber Herr Marcheſe, kehren in Ihrer Gondel in Ihr Haus zurück und ſagen Ihren Verwandten dort guten Tag. Empfehlen Sie mich inzwiſchen der Frau Marcheſa, der ich meine Aufwartung machen werde, ſobald ich meine Geſchäfte erledigt habe.“

„Die Collazione wird um ein Uhr ſerviert,“ erwiderte Don Gian mit förmlicher Höflichkeit.

„Ich hoffe daran teilnehmen zu können, bitte aber nicht auf mich zu warten, falls ich nicht pünktlich da bin. Vielleicht finde ich die Perſönlichkeit, nach der ich fahnde, gleich — vielleicht erſt nach langem Suchen. Doch da mir ſehr viel daran liegt, ſie zu finden, ſo darf ich mir eine Raſt auf der Jagd nicht gönnen. Das iſt in meinem Berufe Gewohnheitſache. — Ah, dort grüßt der Palazzo Labia ja ſchon herüber!“

In der Tat glitt die Gondel eben aus dem Seitenkanal heraus auf den Canale Grande, kreuzte ihn ſchräg rechts, bog in den breiten Kanal des Canareggio ein und legte, in zwei Minuten die Fondamenta von San Geremia paſſierend, vor der ſtolzen Front des eleganten Palazzo Labia an, in deſſen ſeit Jahren unbewohnten zahlloſen Räumen die berühmten Kleopatrafresken Tiepolos langſam aber ſicher ihrem völligen Ruin entgegengehen.

Hier ſtieg Windmüller aus, nachdem er ſich von Don Gian verabſchiedet, ſah, auf dem Trottoir vor dem Palaſte ſtehend, wie einer, den die Zeit nicht drängt, zu, wie die Gondel wieder zurückgewendet wurde, und als ſie um die Ecke bei San Geremia verſchwunden war, ging er mit einem abermaligen Blick auf die Uhr rechts um den Palaſt herum, überſchritt, geradeaus bleibend,

den dahinterliegenden Platz und ging ohne Haſt, aber doch ſtetig fürbaß ſchreitend, die Liſta di Spagna hinab. Dieſe Straße, ein im achtzehnten Jahrhundert zugeſchütteter Kanal, führt vom Palazzo Labia aus in kurzer Zeit vorüber an dem ehemaligen Palaſt der ſpaniſchen Geſandtſchaft, die ihn von der alten Patrizierfamilie Zeno kaufte. Jetzt iſt das große Gebäude ein Erziehungsinſtitut. Rechts von ihm liegt noch der alte Torweg zum Garten des Palazzo Moroſini, der von den Öſterreichern als Kaſerne benützt und dadurch dermaßen ruiniert wurde, daß er abgeriſſen werden mußte. So verſchwand die berühmte, von Pordenone bemalte Faſſade für immer aus der Reihe der Paläſte am Canale Grande.

Bald ſtand Windmüller vor dem Ausgang des häßlichen Bahnhofs, für den aber der Kanal ſelbſt mit der jenſeitigen Reihe ſchöner Paläſte, der hochragenden grünen Kuppel von San Simeone Piccolo und dem großen, prächtigen Garten der Grafen Papadopoli eine Entſchädigung bietet. Wo in anderen Städten die Droſchken ſtehen, liegen hier die Gondeln zur Beförderung der ankommenden Reiſenden bereit, und da in wenigen Minuten ein Schnellzug fällig war, ſo waren die Gondeln auch in großer Zahl vorhanden.

Windmüller ging langſam den Kai entlang und muſterte die mehr oder minder eleganten, mehr oder minder ſorgfältig gehaltenen Fahrzeuge und ihre Lenker mit ſcharfem Blick, bis er darunter eine Gondel entdeckte, deren Hellebarde und die meſſingnen Seepferde*) in der Sonne nur ſo funkelten, deren Kiſſen und Teppich noch faſt neu erſchienen. Mehr noch, der auf der Poppa hockende Gondolier war ein junger Mann, der noch nicht lange der Gilde angehören konnte.

*) Halter für die Schnur, die als Armlehne dient.

„Mario — Mario Spezier?“ fragte Windmüller.

Zehn Stimmen erwiderten gleichzeitig: „Eccolo! Da iſt er!“

Der junge Gondolier, den Windmüller darauf taxiert hatte, der Geſuchte ſein zu können, erhob ſich ſofort und brachte ſein Fahrzeug an die Stufen. Windmüller ſtieg ein, machte eine Handbewegung nach der Brücke zu, und bald hatte ſich die Gondel aus dem Gewirr geſchickt und, ohne auch nur eines der vielen anderen Fahrzeuge zu ſtreifen, herausgewunden.

„Palazzo Terraferma dalla Luna!“ ſagte Windmüller, ſich auf ſeinem Sitze umwendend, und der Ausdruck, den er bei dieſer Adreſſenangabe über das hübſche, gebräunte Geſicht des Gondolier fliegen ſah, belehrte ihn, daß er ſich nicht verrechnet hatte, als er hier eine mögliche Spur zu ſuchen kam. Aber dieſer Ausdruck gab ihm zu raten — es war mehr wie Ärger, der ſich am Ende auf die zu kurze Fahrt, die den Mann um einen beſſeren Verdienſt gebracht, beziehen laſſen konnte; die Röte, die dem Gondolier ins Geſicht geſtiegen, war eine unleugbare Zornesröte, die das Aufblitzen der Augen unterſtützte.

Windmüller hatte nicht viel Zeit übrig, zu reden und zu überlegen; er mußte ſich, wie ſo oft in ſeinem Berufe, auf ſeinen Witz verlaſſen, namentlich aber auf ſeinen feinen, hochgradig entwickelten Inſtinkt, dem er zum größten Teil ſeine Erfolge verdankte.

Als die Gondel vom Canale Grande rechts in den Seitenkanal abbog, drehte er ſich um. „Rudern Sie langſam, Mario — ich habe mit Ihnen zu reden,“ ſagte er in dem Tone vertrauenerweckender Selbſtverſtändlichkeit, der ihm ſo oft ſchon gute Dienſte geleiſtet, und den er der vor ihm befindlichen Perſon entſprechend ſo ungemein überzeugend modulieren konnte.

„Va bene, Signor,“ erwiderte der Gondolier, sein Ruder einziehend. „Ich dachte es mir, daß der Signor mir etwas zu sagen hatte. Warum hätte er sonst gerade mit mir fahren wollen?“

„Altro!“ machte Windmüller trocken und setzte lachend hinzu: „Warum machten Sie dann aber ein so böses Gesicht, als ich Ihnen sagte, Sie sollten mich zum Palazzo Terraferma fahren?“

Mario zuckte mit den Achseln, antwortete aber nicht, sondern sah seinen Fahrgast nur erwartungsvoll an.

Diesem wären ein paar Worte, die ihm einen Anhalt für die nachfolgende Unterhaltung gegeben hätten, lieber gewesen; da Mario aber offenbar dem diplomatischen Grundsatz huldigte, daß man das erste Wort immer von der anderen Seite erwarten müsse, so blieb Windmüller nichts übrig, als einen Fühler auszustrecken. Er zog seine Geldtasche und sagte vertraulich: „Die Frau Principessa ist Ihnen etwas schuldig geblieben — nicht wahr?“

Mario zuckte wieder mit den Achseln und legte den Beweis ab, daß er wirklich diplomatisches Talent hatte. „Der Signor sind beauftragt, mit mir darüber zu sprechen?“ fragte er vorsichtig.

„Gewiß!“ versicherte Windmüller ohne Zögern, wozu er auch volles Recht hatte, denn sein Auftrag lautete, das verschwundene Dokument zu suchen. Dazu mußte er natürlich erst die Principessa finden, und zu diesem Ende durfte kein Weg unversucht bleiben. Daß dieser kein Holzweg sein konnte, war schon jetzt ziemlich zweifellos geworden. „Die Frau Principessa hatte Sie beauftragt, sie zu einer bestimmten Stunde am Palazzo Terraferma abzuholen. So war es doch?“

Jetzt gab Mario seine abwartende Rolle auf. Er trat von der Poppa herunter und dicht hinter den

Doppelſeſſel der Gondel, auf dem Windmüller ſaß, halb nach rückwärts gekehrt.

„So war es,“ beſtätigte er halblaut. „Die Frau Principeſſa hatte mir das Verſprechen abgenommen, nicht darüber zu ſprechen, wenigſtens nicht für die nächſten Tage, und ich habe mein Verſprechen gehalten. Warum auch nicht? Was geht's mich an, was geht es die Leute an, was ſie tut? Es iſt ihre Sache. Und wie es ſich gemacht hat, liegt mir auch gar nichts daran, daß die Leute ſich ſchadenfroh erzählen können: der Mario hat im September einen Aprilfiſch gefangen. Va bene! Und weil ich doch glauben mußte, daß die Frau Principeſſa mich angeführt, ſo hat der Name des Palazzo Terraferma eben gemacht, daß ich ein wenig böſe ausſah. Daß der Signor es bemerkte, war nicht meine Abſicht. Ich überlegte mir auch gleich, daß der Signor nicht umſonſt nach meiner Gondel gefragt hatte.“

„Das war geſcheit,“ lobte Windmüller, dem die Unterhaltung nun ſehr intereſſant wurde. „Die Frau Principeſſa hatte natürlich nicht die Abſicht, Sie in den April zu ſchicken — das verſteht ſich von ſelbſt. Man iſt in einem Hauſe, in dem man nicht der Herr iſt, nicht immer imſtande, die Zeit einzuhalten. Es kommt dieſes und jenes dazwiſchen, man bekommt Beſuche —“

„Die Frau Principeſſa hatte mich nachts um zwei Uhr beſtellt. Da wird ſie wohl keine Beſuche mehr bekommen haben,“ fiel Mario ein.

Das hatte Windmüller aber nur wiſſen wollen. „Vielleicht nicht,“ gab er zu. „Nun, auf alle Fälle war die Frau Principeſſa verhindert, ſich zu der vorgeſehenen Zeit nach Fu— nach Giu—“

„San Giuliano, Signor.“

„Richtig — nach San Giuliano rudern zu laſſen,“ beſtätigte Windmüller, indem er ſich den Kopf zerbrach,

wo in aller Welt dieſer Ort liegen konnte, und was die Principeſſa dort gewollt.

Eine kleine Erleuchtung über dieſen Punkt, die aber zur befriedigenden Erhellung nicht hinreichte, erhielt er durch den Gondolier ungefragt. „Signor, das iſt alles ganz gut und ſchön," ſagte Mario lebhaft, „aber ſchließlich, einen kleinen Wink hätte die Signora Principeſſa einem ſchon geben können! Ich will ja nicht davon reden, daß ich faſt zwei Stunden an der Laſtra auf ſie gewartet habe, ohne daß ich vom Palazzo aus ein Zeichen erhalten hätte. Es gibt ja doch Fenſter im Palazzo, Signor, durch die man den Leuten draußen einen Wink geben kann! Und ſie hatte mich doch auch am Nachmittag ſchon nach San Giuliano geſchickt, um im Albergo della Scimia das Zimmer für ſie zu beſtellen. Der Padrone hat auch natürlich umſonſt gewartet, aber das war ſchließlich ſein einziger Verluſt. Mir aber wollte die Frau Principeſſa die verlorene Zeit am Nachmittag bezahlen und die Fahrt in der Nacht natürlich extra — — eh, per Bacco, Signor, wenn man denkt, um den hübſchen Verdienſt genarrt worden zu ſein, da kann's einem kein Menſch verargen, wenn man ein Geſicht ſchneidet!"

„Nein, mein guter Mario, das verargt Ihnen kein Menſch!" rief Windmüller, den Geldbeutel wieder einſteckend und ſeine Brieftaſche hervorholend, denn hier handelte es ſich nicht mehr um ein paar Silberſtücke, ſondern um Banknoten. Ob dieſe auf die Koſtenrechnung ſeines Auftraggebers oder auf das Konto des Hauſes Terraferma oder aber am Ende auf das der Principeſſa fallen würden, kam im Augenblick nicht in Betracht: der arme Teufel von Gondolier durfte nicht um ſein redlich verdientes Geld gebracht werden. Es war ja nicht Marios Schuld, wenn er die Arbeit dafür nicht verrichten konnte.

Mario war aber ein redlicher Menſch. Nicht, daß er ſich ein Gewiſſen daraus gemacht hätte, einen Fremden zu überfordern: wer zu ſeinem Vergnügen reiſt, der ſoll auch dafür bezahlen, das war ſeine Meinung. „Ich will ja," ſagte er eifrig, „nicht von den hundert Lire reden, die die Frau Principeſſa mir verſprochen hatte. Wenn ich nur die Entſchädigung für die verlorene Zeit, wo ich am Nachmittag mit dem Dampfer nach San Giuliano fuhr, um mit dem Padrone der ‚Scimia' zu ſprechen, und für das unnötige Warten in der Nacht bekomme, dann will ich ſchon zufrieden ſein!"

Windmüller nahm eine Banknote aus ſeiner Brieftaſche und gab ſie dem Gondolier. „Geſchäft iſt Geſchäft," ſagte er ernſthaft. „Es iſt nicht Ihre Schuld, daß Sie die beanſpruchte Zeit nicht rudern, ſondern warten mußten. Und hier ſind auch noch zehn Lire für den Padrone der ‚Scimia', die Sie ihm gelegentlich geben können. — So, und jetzt zum Palazzo Terraferma!"

Mario bedankte ſich mit ſtrahlendem Geſichte, aber mit Anſtand und keineswegs ſervil, und zu ſeiner Poppa zurückkehrend, ließ er die Gondel den Reſt des Weges ſo raſch zurücklegen, als es die zu nehmenden Ecken des ſchmalen Kanals nur eben erlaubten.

Dicht vor dem Sackkanal an der öſtlichen Ecke des Palaſtes angelangt, wendete ſich Windmüller um. „Zeigen Sie mir die Laſtra, bei der Sie auf die Frau Principeſſa warten ſollten," ſagte er zu dem Gondolier.

„Va bene! Der Signor kann am Oſtportal auch ausſteigen," erwiderte Mario, indem er in den Kanal hineinlenkte. „Ecco la lastra!"

Es war eine etwa mannshohe Platte von Marmor, auf die er hinwies, die dicht über der Fluthöhe des Kanals, umgeben von einem Rahmen von bearbeitetem weißem Marmor, zwiſchen dem zweiten und dritten

Fenster des darüberliegenden Geschosses in die Backsteinmauer eingelassen war und eine Inschrift trug, die die Erbauung des Palastes behandelte und diesen als Geburtsstätte des Dogen aus dem Hause Terraferma feierte. Die Wassermarke von der letzten Flut war noch deutlich am Fuße der Steinplatte sichtbar: sie reichte gerade bis an den unteren Teil des Rahmens der Platte, die am äußeren Rande das gezahnte gotische Muster der Fensterumrahmungen und der Ecken des Palastes zeigte.

Windmüller betrachtete diese Lastra mit einem Interesse, das Mario zu der innerlichen Bemerkung veranlaßte, sein Fahrgast könnte am Ende doch ein Fremder sein. Aber das archäologische Interesse Windmüllers, das ihm zunächst die Frage aufgedrängt, warum diese Gedenktafel nicht an der Front des Palastes angebracht worden war, trat sehr in den Hintergrund vor gewissen Berechnungen, die er anstellte.

„War es gerade die Zeit der Flut, als Sie hier warteten, Mario?“ fragte er dann lebhaft.

„Si, Signor — Hochflut,“ erwiderte der Gondolier und setzte auch seinerseits lebhafter hinzu: „Ich erinnere mich, daß die Signora Principessa mich fragte, wann in nächster Nacht die Flut einträte. Ich war nicht ganz sicher und sagte nur, das würde gegen zwei Uhr sein, und dann bestimmte die Signora, ich sollte um zwei Uhr hier an der Lastra sein. Es geht mich nichts an, Signor, aber man macht sich doch seine Gedanken, und darum habe ich mich auch gefragt, warum ich an der Lastra warten sollte und nicht lieber gleich dort am Ostportal, da sie doch wahrscheinlich in die Gondel steigen wollte!“

„Ja, vermutlich“, gab Windmüller zu. „Nun, rudern Sie mich jetzt dorthin.“

Die enorme Tiefe des Palaſtes wurde etwa in der Mitte durch das genannte Portal unterbrochen, zog ſich dann bis zum Ende des Kanals und ein Stückchen über dieſen hinaus auf der Fondamenta hin und zeigte keinerlei weitere Unterbrechung der wetterfeſten Backſteinmauer im Erdgeſchoß als hie und da unregelmäßig angebrachte, ſtark vergitterte quadratiſche Fenſter, welche die unteren Räume jedenfalls nur ſchwach erleuchteten, ſelbſt wenn Staub und Spinnweben gefehlt hätten.

Tief in das immer verwickelter werdende Rätſel der Principeſſa Terraferma verſenkt, ſtieg Windmüller die Treppe des Palaſtes hinauf, nachdem er ſich freundſchaftlich von Mario verabſchiedet und ihm den Rat gegeben hatte, möglichſt reinen Mund über die nicht ſtattgefundene nächtliche Fahrt zu halten. Er hatte das nur im Intereſſe der Familie getan, nicht, weil es ſonſtwie darauf angekommen wäre.

Unten beim Portier, der ihm zuflüſterte, daß der Gondolier, der ihn eben hergeführt, der nämliche ſei, dem die Frau Principeſſa die Fahrt vom Bahnhofe mit einem Goldſtück bezahlt, hatte er ſich den Fahrplan der Schiffskurſe für die Umgebung Venedigs geben laſſen und darauf gefunden, was er geſucht: den Ort San Giuliano, der am nördlichen Ufer des Feſtlandes liegt, durch einen vom Rialto abfahrenden Dampfer mit Venedig und durch eine Straßenbahn mit Meſtre verbunden. Daß die Principeſſa die letztere benützen wollte, um ungeſehen dort den Zug nach Rom erreichen zu können, und zwar den Schnellzug, der in Venedig um acht Uhr abgeht, und nicht den Frühzug um fünf Uhr, war ganz klar, denn die Straßenbahn von San Giuliano ging natürlich um dieſe Zeit noch gar nicht. Sie wollte alſo im Albergo della Scimia mit Ruhe den für den Achtuhrzug paſſen-

den Wagen in San Giuliano abwarten. Auf keinen Fall hatte es die Principessa für geraten gefunden, im Palazzo Terraferma zu bleiben, und ihr Plan, sich auf dem kleinen Umwege beizeiten mit ihrem Raube zu entfernen, war, von ihrem Standpunkte aus betrachtet, durchaus wohl erwogen und klug. Es war auch zu verstehen, daß sie sich mit ihrem Koffer keinen Ballast aufladen wollte, der sie dazu gezwungen hätte, ihre Aufmerksamkeit zwischen diesem für eine Tagereise entbehrlichen Gepäck und ihrer Handtasche zu teilen, die jedenfalls das geraubte Gut enthielt. Sie hatte an alles gedacht und es sehr sorgfältig erwogen, wie es von der geheimen Agentin einer Großmacht zu erwarten war — hier aber setzte das noch ungelöste Rätsel ein, denn es stand nun fest, daß sie die bestellte Gondel nach San Giuliano nicht benützt hatte. Der Mann hatte nach seiner Angabe vergeblich auf die Principessa gewartet und war dann davongefahren, ohne ein Zeichen, eine Weisung erhalten zu haben.

Wie und auf welchem Wege hatte sie sich nun aus dem Palaste entfernt, den sie doch unbedingt verlassen haben mußte? Welchen Zweck hatte sie mit der Wahl des Rosazimmers für ihren kurzen Aufenthalt gehabt? Warum mußte die Gondel, statt an eines der Wassertore, gerade an der Mauer vor der Lastra warten? Wo war sie mitsamt dem Dokumente hingekommen? Wo sollte man sie suchen, wenn sie keine Spuren hinterlassen?

Wenn der Majordomo behauptet hatte, daß sie durch die Luft nicht gut verschwunden sein konnte, so traf das für unsere Tage nicht mehr zu, denn jeder Mensch kann sich heut mit einem Aeroplan entfernen. Aber auch dazu muß man das Haus erst auf dem ordentlichen Wege verlassen, sintemalen eine Flugmaschine genötigt ist, sich auf einem entsprechenden Platze nieder-

zulaſſen, um einen Paſſagier aufzunehmen. Windmüller zweifelte daran, daß das Dach des Palazzo Terraferma der geeignete Platz dafür ſein konnte. Ferner fliegt ein Aeroplan nicht lautlos, ſondern ſeine Propeller machen Lärm genug, um Leute mit leiſem Schlafe aufzuwecken; die ganze Nachbarſchaft wäre ſofort auf den Beinen geweſen, von den Bewohnern des Palazzo zu ſchweigen.

Natürlich war dieſe Möglichkeit nur ein Phantaſieſprung, der überhaupt nicht ernſtlich in Betracht kommen konnte, ſchon weil Flugmaſchinen noch nicht als Luftdroſchken anzuſehen ſind. Auch hätte ſich die Principeſſa keine Gondel beſtellt, wenn ſie eine derartige Abholung beabſichtigte oder vermutete.

Windmüller hielt es gleich jedem guten Feldherrn für keine Schande, von einem ebenbürtigen Gegner geſchlagen zu werden. Während er die Treppe des Palazzo Terraferma hinaufſtieg, hatte er jedoch das ſonderbare Gefühl, daß ſein Gegner, dem er einen Raub von völkerbewegender Wichtigkeit entreißen ſollte, ein Schatten war, durch den ſeine ſonſt ſo ſichere Hand durchgriff — ins Leere. Nicht, weil die ganze Sache keinen Präzedenzfall hatte — nein, weil die Spuren ſo plötzlich aufhörten, wie die eines Vogels im Sande, der ſich plötzlich in die Luft hebt und davonfliegt. Dieſer Vergleich war es, der Windmüller an den Aeroplan denken ließ. Die Principeſſa Terraferma hätte ihre Spuren gar nicht erfolgreicher plötzlich unterbrechen können, als ein davonfliegender Vogel. Da ſie aber keiner war —

In ſeine Gedanken verſunken, hatte Windmüller gar nicht bemerkt oder wenigſtens nicht darauf geachtet, daß jemand vor ihm die Treppe hinaufging und an der Biegung ſogar ſtehen blieb, um ihn mit ein Paar

großen, veilchenblauen Augen unverhohlen zu betrachten. Dieser Jemand war eine junge Dame in einem weißen, sehr schick gearbeiteten Leinenkleide, einem weißen Strohhut mit einfachem, schwarzem Bande darum, aber darunter einer Haarpracht von der seltenen Farbe, die wie Platina in den höchsten Lichtern metallisch glänzt und tiefgoldene Schatten hat. Und zu diesem Haar gehörte naturgemäß ein Teint wie eine Malmaisonrose, der obendrein noch zu einem jungen Gesicht gehörte, das, ohne geradezu schön zu sein, so lebhafte, charakteristische Züge und eine so unwiderstehliche Anmut hatte, daß sicher neun von zehn Personen ihnen den Vorzug vor jedem Schönheitsideal gegeben hätten.

Diese verkörperte Göttin der Jugend blieb auf der obersten Treppenstufe des Piano nobile stehen und wartete es ab, bis der in seine Gedanken Versunkene auch oben war.

„Herr Doktor Windmüller?“ fragte sie mit einem reizenden Lächeln auf deutsch.

„Zu Befehl! Aber mit wem —“

„Also hab' ich mich doch verändert!“ rief sie lebhaft. „Und die Leute sagen alle — nein, nun raten Sie mal, Herr Doktor! Besinnen Sie sich noch vor — na, vor einigen Jahren zum Besuch auf dem Gute des Freiherrn v. Rittersbach gewesen zu sein?“

„Ich besinne mich sehr gut darauf,“ erwiderte Windmüller trocken, denn dieser Besuch hatte der Entdeckung einer hochgestellten Dame gegolten, die an „Kleptomanie“ litt und Diamanten zu ihrer Spezialität gemacht hatte.

„Schön! Besinnen Sie sich ferner darauf, unter den zahlreichen Gästen des Hauses einen Botschaftsrat Graf Meldeck gesehen zu haben —“

„Natürlich!“ fiel Windmüller ein. „Er hatte eine

Tochter mit sich, ein halberwachsenes Ding, das mit lang herabhängenden blonden Haaren auf einem langmähnigen und langgeschwänzten, halbwilden Pony herumritt und mich mit ihrer Freundschaft beehrte — und diese junge Walküre wollen Sie doch nicht etwa sein?"

„Ob ich will oder nicht — ich bin's!" rief sie mit einem wundervoll graziösen Knicks. „Wegen der aufgedrängten Freundschaft bitte ich um Entschuldigung, aber wenn man als Backfisch mal für jemand schwärmt, dann wehe dem armen Opfer! Sie hätten mich aber fast von dieser Krankheit geheilt, denn als ich Sie damals, wie ich Sie allein in der Bibliothek fand, selig über diesen Zufall, unterhalten wollte, schickten Sie mich einfach fort, indem Sie mir vorflunkerten, Papa suche mich wie eine Stecknadel! Hübsch war das nicht von Ihnen, und es hat mir damals fast das Herz gebrochen — faktisch!"

„Nein, hübsch war's nicht," entgegnete Windmüller schmunzelnd. „Aber was wollte ich machen? Ich wartete damals auf eine höchst dramatische Schlußszene mit einer höchst rabiaten Person, und da kamen Sie und fragten mich, ob ich gern kandierte Veilchen esse! Ich habe Ihnen übrigens nach meiner Abreise noch welche zum Trost und als Friedenspfeife sozusagen geschickt —"

„In einem Beutel von Goldbrokat! — Und das waren Sie? Ich hab' ihn noch — den Beutel nämlich, ohne zu ahnen, daß diese fürstliche Überraschung von Ihnen, meinem ‚Schwarm', kam! Sie waren mir damals ganz furchtbar interessant!"

„Ich werde mich bemühen, diesen Zustand zu erhalten," sagte Windmüller, angeregt und erfrischt durch die Natürlichkeit dieses jungen Wesens. „Aber wie

kommt es, daß ich Sie hier treffe? Oh, ich verstehe — Ihr Herr Vater ist der Mieter, der gestern hier eingezogen ist!“

„Ach du lieber Himmel! Papa wäre viel zu arm gewesen, um diese Wohnung zu mieten,“ rief sie mit größter Aufrichtigkeit, und mit plötzlich umflorten Augen setzte sie leiser hinzu: „Mein Vater starb schon ein halbes Jahr nach unserem Besuche bei Rittersbachs.“

Windmüller ergriff bewegt ihre Hand und drückte sie stumm, denn er hatte den Toten gekannt und geschätzt und wußte, daß seine Tochter nun eine doppelte Waise war.

„Papa hatte zu meinem Vormund einen Jugendfreund bestimmt,“ fuhr Komtesse Meldeck nach einer kleinen Pause vertraulich fort. „Aber der konnte mich bei sich nicht aufnehmen — er hatte keinen Platz. Da ging ich zu einer Patin, einer wunderlichen alten Dame — sie hatte sicher etwas von Aschenbrödels Patenfee an sich — und blieb bei ihr, bis auch sie unlängst starb. Nun hatte mein Vormund Platz für mich, und trotzdem ich eigentlich — eigentlich lieber in die weite Welt gegangen wäre, ließ ich mich doch überreden und zog zu ihnen. Aber mein erstes war, den Onkel ‚Kumm‘ und die Tante ‚Wenn‘ zu einer Reise nach Venedig breitzuschlagen, und hier trafen wir zufällig die Gräfin Candiani, die ich von Rom her kannte, und als ich ihr meine Sehnsucht vortrug, in einem richtigen alten venezianischen Palast zu wohnen, in dem es rechtschaffen spukt und der voll von historischen Erinnerungen ist, da sagte sie, mir könnte geholfen werden, brachte uns selbst hierher — und da sind wir!“

„Und da sind Sie — mit allerhand Hochachtung vor einem Vormund, der so willig auf die Wünsche seines Mündels eingeht.“

„Ja — 's iſt die Menſchenmöglichkeit," ſagte Komteſſe Meldeck trocken — ſo trocken, daß Windmüller aufhorchte: „Vielleicht kennen Sie ihn — wenigſtens dem Namen nach, denn er iſt ein bedeutender Heraldiker — Freiherr v. Krähenhauſen."

„Hm, ja — mir ſcheint, als hätte ich von ihm gehört. Nannten Sie nicht vorher einen anderen Namen? Onkel Krumm?"

Sie lachte luſtig auf. „Nicht Krumm, ſondern Kumm! Das iſt nur ein Spitzname, den ich ihm gegeben habe. Er leidet nämlich an chroniſchem Stockſchnupfen, der Gute, und wenn ihm der in den Weg tritt, dann erleichtert er ſein Riechorgan durch einen Stoß, den die Silbe ‚Kumm!' begleitet. Und weil ſeine Frau für alles und jedes in dieſer ſchönen Welt eine Verbeſſerung weiß und dieſe immer mit einem ‚Wenn' einleitet, ſo habe ich ſie ‚Tante Wenn' getauft. Sie haben auch einen Sohn, der ausgerechnet Wiwigenz heißt und Profeſſor der Geſchichte iſt, und — ich kenne ihn zwar noch nicht — ein gräßlicher Kerl ſein muß, denn ſeine Eltern loben und preiſen ſeinen Geiſt, ſein Wiſſen, ſeine Schönheit und die Erhabenheit ſeines Charakters bei jedem Quark, den wir miteinander ſprechen. Ein ſolcher Ausbund muß fürchterlich für einen gewöhnlichen Sterblichen zu ertragen ſein — nicht?"

„Es kommt darauf an. Wenn er ſich ſelbſt für einen Ausbund hält, dann gebe ich Ihnen recht, Komteſſe," erwiderte Windmüller, indem er ſich fragte, ob dieſe Loblieder einzig und allein das Reſultat einer Affenliebe waren oder ſonſt noch einen Zweck verfolgten, was ja nicht unmöglich ſchien, wenn dieſe Leute ſo reich waren, daß es nicht darauf ankam, ob ihr Sohn ein armes Mädchen heiratete — falls er nicht ſchon verheiratet war. „Hoffentlich iſt ſeine Frau derſelben

Ansicht wie seine Eltern," setzte er gewohnheitsmäßig sondierend hinzu.

„Hoffentlich findet er eine, die's tut — meinen Segen hat sie," versicherte Komtesse Meldeck.

„Und wie sind Sie zufrieden mit Ihrem Quartier?" fragte Windmüller, ein anderes Ziel verfolgend, nachdem seine berufsmäßige Wißbegier auf diesem Seitensprunge befriedigt war.

„Oh, der Palast — mindestens was wir davon haben — ist wunderbar!" ging sie mit vollem Enthusiasmus auf dieses Thema ein. „Kennen Sie ihn schon lange? — Erst seit gestern? Dann müssen Sie unsere Wohnung sehen — sie ist ein Traum, ein richtiger Traum von Venedig! — Haben Sie jetzt Zeit? Onkel Kumm und Tante Wenn sind noch auswärts — ich habe sie schnöde verlassen, als sie auch San Marco mit Weihrauchwolken für ihren Wiwigenz füllen wollten. Das war mir zu viel — ich schützte Müdigkeit vor und habe dadurch — Sie getroffen, angefallen, dürfen wir schon ruhig sagen, denn sonst hätte ich dieses Wiedersehen wohl kaum feiern dürfen!"

Windmüller bestritt das sofort. „Ganz im Gegenteil — dies Wiedersehen wäre für Sie unvermeidlich gewesen, Komtesse. Ich hatte nämlich die für mich noch namenlosen Bewohner des Piano nobile bitten wollen — durch die Vermittlung des Marchese Terraferma wohlverstanden — ihre Wohnung besichtigen zu dürfen. Es soll hier ein Lift angelegt werden, und ich als der dazu berufene Architekt —"

„Architekt?" unterbrach sie ihn verwundert. „Seit wann sind Sie denn — Architekt geworden? Noch dazu einer, der Lifts in die Häuser baut?"

„Das ist doch ein sehr nützlicher Beruf, Komtesse," erwiderte Windmüller unschuldig.

„Sehr!“ wiederholte ſie lachend. „Aujuſt, merkſt du was? Alſo, als Architekt ſind Sie hier! Bei Rittersbachs waren Sie als ‚Privatgelehrter‘, was mir furchtbar imponierte. Papa hat mir aber dann verraten, wer Sie eigentlich ſind — eben der Große Windmüller, und das hat mir nicht nur noch mehr imponiert, ſondern mir geradezu Ehrfurcht, vermiſcht mit angenehmem Gruſeln, eingeflößt!“

„Nun,“ meinte er, gleichfalls lachend, „dann brauche ich mich vor Ihnen ja nicht erſt mit techniſchen Gemeinplätzen anzuſtrengen! Möglicherweiſe wiſſen aber Ihr Herr Vormund und ſeine Gattin nichts vom ‚Großen Windmüller‘, und da wäre es mir ganz lieb, wenn Sie es beim Architekten bewenden ließen!“

Jetzt machte Komteſſe Meldeck noch größere Augen.

„Oh — Sie ſind alſo im Berufe hier!“ flüſterte ſie, unbewußt und unwillkürlich die Stimme dämpfend. „Nein, wie intereſſant!“

„Nun, was das betrifft, ſo fürchte ich, ‚es zahlt ſich net aus‘, wie ein Bekannter von mir zu allem ſagt, was enttäuſchend auf ihn wirkt. Ich will in dieſem Hauſe keinen Räuber, Mörder oder gemeinen Dieb abfaſſen — es iſt für mich nur ein Abſteigequartier in Venedig, und vielleicht bin ich in wenigen Stunden ſchon über alle Berge. Mein Intereſſe am Piano nobile hier iſt wirklich nur ein rein — architektoniſches und richtet ſich hauptſächlich auf ein gewiſſes Roſazimmer und — ſeine nächſte Umgebung.“

Windmüller fand es etwas ſchwer, dieſe halben Wahrheiten unter dem Blick der auf ihn gerichteten blauen Augen glaubwürdig vorzutragen, denn dieſe Augen waren nicht nur außergewöhnlich intelligent, ſondern auch ſo klar und rein wie ein Bergſee — das köſtliche „Blauſeeli“ im Kandertal kam ihm unwillkür-

lich in den Sinn bei dieſen Augen, die ihn ſchon vor nun faſt fünf Jahren einmal faſt „aus dem Text“ gebracht hatten. Sie waren noch geradeſo wie damals: man konnte bei ihnen, wie beim „Blauſeeli“, bis auf den Grund ſehen, und auf dieſem erblickte er hier eine ganze Herde von Schelmen, die ſich königlich über ſeine „Erklärung“ amüſierten.

„Das trifft ſich herrlich, denn das Roſazimmer und ſeine nächſte Umgebung bewohne ich!“ rief Komteſſe Meldeck triumphierend. „Mein Vormund und Frau v. Krähenhauſen haben auf der Weſtſeite ſieben Zimmer zu ihrer werten Verfügung — ſie können darin Verſtecken ſpielen, wenn ſie wollen. Dann kommt als neutraler Boden der Saal und an dieſen ſtößt mein Reich — in das ich Sie hiermit feierlich einlade.“

Windmüller verſprach ſich zwar nicht viel von einer jetzt notgedrungen nur ſehr flüchtigen Beſichtigung der Räume, aus denen die Prinzeſſin Xenia Terraferma auf einem bisher noch unerklärten Wege aus dem Palaſt entſchwunden war, indes durfte er die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, um wenigſtens einen Überblick davon zu erhalten, und ſo folgte er ſeiner reizenden jungen Führerin durch den von der Loggia begrenzten Vorſaal, in dem ſie bisher geſtanden, zunächſt in den mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtatteten Saal. Den urſprünglichen gotiſchen Stil hatte eine Reſtauration des ſechzehnten Jahrhunderts verdrängt — an die Stelle der alten Balkendecke war eine von vergoldeter Holzſchnitzerei getreten, wie wir ſie im Dogenpalaſt ob ihres Reichtums bewundern können. In ihrem zum Rahmen ſich formenden Zentrum hatte Paul Veroneſes Pinſel ein Deckenbild von unvergänglichem Farbenzauber geſchaffen, den hiſtoriſchen Moment verherrlichend, in der Admiral Angelo Terraferma der thronenden Ve-

nezia die eroberten Türkenfahnen mit dem Halbmond überreicht. Die Wände des Saales bedeckten Paneele von vielſcheibigem Spiegelglas, in holzgeſchnitzte, vergoldete Rahmen gefaßt, zwiſchen denen Streifen einer Tapete von Seidendamaſt ſichtbar wurden, von jenem zarten Gelblichgrün, deſſen Färbung zu den verlorenen Tönen gehört oder durch die Zeit geſchaffen iſt. Die Polſtermöbel überſpannte derſelbe Stoff, der auch von der nur durch ſchlanke Säulen getrennten gotiſchen Fenſterreihe als Vorhänge in reichen Falten herabhing.

„Das iſt ein königlicher Saal," bemerkte Windmüller mit der andächtigen Bewunderung des Kenners. „Stören Sie vielleicht die gotiſchen Fenſter, Komteſſe? Mich nicht! Die Künſtler jener Zeit, die doch heute noch maßgebend ſind, ſcheuten die Miſchung der Stilarten keineswegs, und ſie hatten recht damit. Sie haben damit wunderbar maleriſche Effekte erreicht."

„Es iſt ein wonniger Saal!" beſtätigte Komteſſe Meldeck, über den glatten Marmorboden hinſchaſſierend. „Ich war in ihn verliebt, ehe das Roſazimmer mich einfach verzaubert hat. Ob Paul Veroneſe im grünen Wams und Mantel und in der ſpitzenbeſetzten Halskrauſe, wie er ſich ſelbſt auf dem Bilde des ‚Gaſtmahls' in der Akademie gemalt, hier herumgewandelt iſt? Gewiß! Ich kann ihn förmlich drüben in der Tür ſtehen ſehen. Ich kann überhaupt vieles ſehen, was andere nicht ſehen. — Droben in der zweiten Etage iſt der Saal in zwei Räume geteilt — einer davon iſt der Salon der famoſen alten Marcheſa — ſieht ſie nicht aus wie ein aus dem Rahmen geſtiegenes Ahnenbild? — So, und nun kommen wir hier links in das Eckzimmer, die Stanza del' Bruſtoloni genannt, weil dieſer Meiſter die Ebenholzmöbel darin geſchnitzt hat. Es iſt mein ‚Empfangszimmer', denn um darin zu wohnen,

sind diese Möbel weniger geschaffen. Man stößt sich Schienbeine und Knie an den Füßen der Tische zuschanden und schlägt sich Löcher in den Kopf, wenn man sich in den Sesseln und auf den Sofa bequem anlehnen will. Sonst aber sind's ja Wunderwerke — nicht wahr?"

Windmüller konnte seiner Führerin nur recht geben: die figürliche Plastik, aus dem eisenharten, bleischweren Material des glänzend schwarzen Ebenholzes geformt, war bewunderungswürdig in ihrer Kühnheit und in ihrem Reichtum; jeder Sessel, jeder Tisch war ein Schaustück, aber sicherlich nicht zum täglichen Gebrauch bestimmt. Die goldfarbenen Damastbezüge und Tapeten hoben das tiefe Schwarz zu künstlerischer Wirkung, und auch der Mantel des Kamins war von schwarzem, mit nur wenig weißen Adern durchzogenem Marmor. An den Wänden hingen Porträte — Familienbilder von Tizian, Tintoretto, Giorgione und Pordenone gemalt, Kunstschätze, die das Auge des Fremden in Venedig nicht einmal ahnt, geschweige denn zu sehen bekommt.

„Und nun — ‚sieh her und bleibe deiner Sinne Meister!'" zitierte Komtesse Meldeck, indem sie die Türflügel zu dem folgenden Zimmer, das nach Windmüllers Berechnung unter dem Schlafzimmer des Marchese lag, öffnete und eine einladende Handbewegung machte. „Dies ist das berühmte Rosazimmer. Es wurde für den Besuch der Königin von Polen und Kurfürstin von Sachsen, Maria Josepha von Österreich, des Kaisers Joseph I. Tochter, hergerichtet, und, wie Sie sehen, nicht daran gespart. Es war damals Sitte, daß die großen Patrizierfamilien die fremden Souveräne, die nach Venedig kamen, bei sich aufnahmen, und daß sie sich dabei nicht lumpen ließen, dafür bürgte der Glanz der Meereskönigin. Es kam bei solchen

Gelegenheiten gar nicht darauf an, was es koſtete; wurde doch beim Beſuch Kaiſer Friedrichs III. im Jahre 1452 die Rialtobrücke einfach abgeriſſen, um den ‚Bucentoro' durchzulaſſen, mit welchem Staatsſchiff der Doge ſeinen hohen Gaſt von Meſtre abgeholt hatte."

Während Komteſſe Meldeck mit enthuſiaſtiſcher Lebhaftigkeit alſo plauderte, hatte Windmüller feſtgeſtellt — was er übrigens auch erwartet hatte —, daß die Verbindungsmauer zwiſchen dem Eck- und dem Roſazimmer ebenſo auffallend tief war, wie oben, vielleicht ſogar noch etwas tiefer. Aber das war nur eine Annahme nach dem Augenmaß. Nähertretend ſagte er dann das erwartete: „Ah — wie ſchön!" mit voller Überzeugung.

Es war in der Tat ein Gemach für eine Königin, die eines Kaiſers Tochter geweſen — ein raffiniert ausgedachter und angepaßter Hintergrund für die hellblonde Fürſtin mit dem Teint wie Pfirſichblüte. Wie ihr bekanntes Porträt von Roſalba Carriera, der venezianiſchen Meiſterin des Paſtells, in der Dresdener Galerie, ſo hing auch hier eines im ſilbernen Rahmen und bewies, wie wunderbar Maria Joſepha in dieſes Zimmer gepaßt haben mußte. Die Wände waren mit roſa Brokat beſpannt, in dem blaſſen, eigentümlichen Roſa der alten Bilder, dem Roſa Paul Veroneſes. Der Brokat war mit großen, ſilbernen Sträußen broſchiert. Der gleiche koſtbare Stoff rauſchte in ſchweren, kniſternden, ſchillernden Falten als Vorhang aus einer rieſigen, vergoldeten, mit Steinen beſetzten Königskrone, die den Baldachin bildete, über dem Bett herab, das, gleichfalls mit einer Decke von roſa Stoff, mit Silberſtickerei bedeckt, auf einem erhöhten Tritt ſtand. Die Bettſtelle ſelbſt war reich geſchnitzt, verſilbert und mit zarten Malereien bedeckt; geſchnitzt, verſilbert und

bemalt waren die geſchweiften Girandolen, der Toilettentiſch mit dem Spiegel im ſchweren, handgetriebenen Silberrahmen, die Sitzmöbel. Nur der Mantel des Kamins zwiſchen den beiden Fenſtern war von weißem Marmor, wie die Platten der Kaſtenmöbel, und über all dieſe von der Zeit mit einer um ſo reizvolleren Patina überzogenen Pracht lachte der Plafond, von Tiepolo gemalt, in unvergänglicher Farbenfriſche herab: auf ſonnendurchleuchteten, vom blauen Himmel durchſchimmerten Wolken wand eine Schar köſtlicher Amoretten Roſen zu Girlanden, ſchleppte ſie Arme voll, Körbe voll Roſen herbei, ſtreute Roſen herab, daß man meinte, man brauchte ſie gerade nur aufzufangen.

„Es iſt ein Zimmer für die Feenkönigin,“ meinte Windmüller mit einem Blick auf die jetzige Inhaberin, wurde aber plötzlich aufmerkſam, denn er ſah in den auf ihn gerichteten, ſonſt ſo klaren blauen Augen eine Wolke — etwas, wie eine leiſe Beunruhigung, ein geſpanntes Horchen auf — auf was? „Auf alle Fälle iſt dies nicht das Spukzimmer des Palaſtes,“ ſetzte er lächelnd hinzu.

„Ich weiß nicht — nein, es ſieht nicht danach aus,“ erwiderte Komteſſe Meldeck nachdenklich. „Das Roſa iſt ſo freundlich, das Silber ſo unaufdringlich und beruhigend — nicht? Und doch habe ich die erſte Nacht hier nicht geſchlafen, trotzdem das Bett wirklich ſehr mollig iſt. Ich ſchlafe ſonſt ſehr gut, auch in fremder Umgebung — aber vielleicht war meine Phantaſie doch etwas zu aufgeregt. Solch alter, venezianiſcher Palaſt hat eben etwas ſehr Suggeſtives —“

„Das hat er zweifellos für Leute, die überhaupt Phantaſie beſitzen, die Geſchichte dieſer Stadt kennen und keine Philiſter ſind,“ erklärte Windmüller zuſtimmend. „Der Allgemeineindruck, die große Stille ferner,

die in und um dieſe im Herzen der Stadt liegenden Häuſer herrſcht — das alles ſind Faktoren, die bei ſenſitiven Naturen ſchlafhindernd einwirken können. Es bedarf dazu gar nicht erſt eines beſtimmten, ſichtbaren oder fühlbaren Spezialeindrucks, der ja in Ihrem Falle auch gefehlt haben dürfte."

„Ich weiß nicht — ja und nein," ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe. „Ich habe natürlich nichts Übernatürliches geſehen oder gehört. Gar nichts. Aber —"

Sie ſtockte und zuckte mit den Achſeln.

„Dummheit!" fuhr ſie dann raſch fort. „Sie werden mich ja bloß auslachen!"

„Durchaus nicht — nicht einmal in Gedanken," rief Windmüller lebhaft. „Lieber Himmel, wenn ich zu den Leuten gehörte, die über alles lachen, was ſie ſelbſt nicht empfinden können, dann würde ich's in meinem Berufe, den ich von einer ſehr pſychologiſchen Seite auffaſſe, nicht ſo weit gebracht haben, als es tatſächlich der Fall iſt. Ich gehöre auch aus Überzeugung nicht zu denen, die nur glauben, was ſie ſelbſt ſehen, fühlen und hören, ſondern ich geſtehe anderen unbedingt die höhere Gabe zu, mehr hören und ſehen zu können als der Durchſchnitt. Mir iſt nicht kurzweg ‚Einbildung', woran ich ſelbſt nicht teilnehmen kann, auch wenn ich keine ſogenannte ‚natürliche' Erklärung dafür weiß — ſchon weil ich eben nicht zu den Philiſtern gehöre, für die es kein Ding zwiſchen Himmel und Erde gibt, das ſie ſich nicht ganz leicht erklären könnten. Ich ſtehe alſo ganz auf Hamlets Seite —"

„Gerade ſo meine ich es," rief Komteſſe Meldeck lebhaft. „Es gibt ſo viele Menſchen, mit denen einfach über dieſe Dinge nicht zu reden iſt — zum Beiſpiel mein Vormund und ſeine Frau. Es war dumm von mir, zu ſagen, daß Sie mich auslachen würden,

denn wenn ich es nicht in Ihren Augen gesehen hätte, daß Sie mich verstehen und — und all diese Dinge ‚zwischen Himmel und Erde', dann hätte ich überhaupt nichts davon gesagt. Nein, ich habe nichts gesehen und gehört, nur gefühlt und — gerochen!"

„Gerochen?" wiederholte Windmüller verblüfft, aber er lachte nicht dazu.

Komtesse Meldeck nickte. „Ja. Beim ersten Male, als wir kamen, die Zimmer anzusehen, habe ich nicht die geringste Empfindung irgend eines besonderen Geruches gehabt, trotzdem man die Fenster erst für uns aufsperrte. In dem ganzen Stockwerk war nur jener leise, eigentümliche Hauch, den alle unbewohnten Räume haben, zu spüren, aber doch nicht auffallend. Nun, als wir gestern hier einzogen und ich dieses Zimmer hier betrat, fiel mir auch noch nichts Sonderliches auf. Die Fenster waren geöffnet, und der frische Hauch des Wassers kam herein. Aber während ich meine Sachen einräumte, fing es an, so ausgesprochen nach Gardenien zu duften —"

„Ah — das ist leicht erklärlich!" fiel Windmüller ein. „Das Zimmer ist vor wenigen Tagen erst von einer Verwandten des Hauses — allerdings nur für einen halben Tag und eine Nacht bewohnt worden. Sie hatte ihre Sachen stark mit Gardienduft parfümiert, der sich jedenfalls den von Ihnen geöffneten und benützten Schubfächern mitgeteilt hat und —"

Er brach kurz ab, denn es fiel ihm ein, daß die wenigen Wäsche- und Toilettegegenstände der Donna Xenia dem kleinen Reisekoffer — mit Ausnahme des Kleides — nicht entnommen worden waren, mithin auch die Fächer nicht parfümiert haben konnten.

„Ja, das dachte ich auch und habe meine Nase darum prüfend in alle Ecken gesteckt," sagte Komtesse Meldeck.

„Ich glaubte nun, daß der Geruch von draußen kam, und ſchloß die Fenſter, weil Gardenienduft mich — ja, wie ſoll ich ſagen? — mich nervös macht. Ich habe ihn nicht ungern, aber ich kann ihn ſchwer auf die Dauer ertragen. Der Duft wurde aber immer ſtärker und ſchließlich miſchte ſich ein anderer Geruch herein, der über dem Blumenduft dominierte — ich weiß nicht, welchen Namen ich ihm geben ſoll, denn ich habe noch nie ähnliches gerochen. Es wurde mir ſo übel davon, daß ich die Fenſter wieder öffnete. Da wurde es beſſer — ſogar wieder gut kann man ſagen, obwohl der Gardenienduft blieb. Und letzte Nacht war's gerade ſo. Erſt wurde dieſer immer ſchwerer und ſchwüler, und dann miſchte ſich jener andere, namenloſe Geruch darunter und wurde immer zudringlicher, den Duft erſtickend, bis ich's nimmer ertragen konnte, aufſtand, das Fenſter hier aufmachte und mich davor ſetzte, bis mir beſſer wurde. Ich hab' dann auch geſchlafen — bei offenem Fenſter — Sie müſſen die Gardenien doch auch riechen, Herr Doktor! Der Duft iſt ja nicht ſehr ſtark, weil die Luft von außen ihn gewiſſermaßen verdünnt, aber er iſt doch merkbar, deutlich merkbar!“

Windmüller nickte. Er roch nichts, trotzdem er eine recht empfindliche Naſe hatte, die wohlgeübt und wohlgeſchult war wie die eines Polizeihundes, aber er verwarf deswegen die Mitteilung der jungen Dame nicht als „Unſinn“ oder „Einbildung“, eben weil er nicht zu denen gehörte, die nur gelten laſſen, was ſie ſelbſt ſehen und hören, fühlen und riechen können, und neben ſich keinen Platz laſſen für die, deren Senſitivität in einem höheren Grade entwickelt iſt, die einen ſogenannten ſechſten Sinn beſitzen.

Zudem war ja auch noch eine andere Theorie möglich.

„Sie sagten, Sie hätten auch etwas gefühlt," erwiderte er statt einer direkten Antwort.

„Ja, aber das kann — kann vielleicht Autosuggestion sein," sagte Komtesse Meldeck. „Ich meine, durch das Bewußtsein, sich in einem uralten venezianischen Palast zu befinden, in dem man die Geister der Vorzeit gewissermaßen erwartet. Ich wenigstens, die ich eine solch enthusiastische Liebe zu dieser wunderbaren Stadt habe! — Gefühlt? Ich fühle es eben jetzt, jeden Augenblick, den ich in diesem Zimmer bin — ein klein wenig auch nebenan, aber nicht so deutlich. Was es ist? Oh, ich denke, die Gegenwart von etwas, von jemand, um präziser zu sein, der den Raum mit mir teilt, jemand, der mich im Vorübergehen jeden Augenblick streifen kann. Das Herz schlägt mir wild bei dem Gedanken, daß es geschehen könnte, und doch wär's vielleicht ganz gut, wenn es geschähe, damit man doch weiß, was es ist!"

Windmüller antwortete nicht gleich. Sein Blick wanderte rings um das wundervolle Zimmer, jedes Detail in sich aufnehmend. „Sie sollten diese rosig-silberne Pracht mit einem anderen Raume vertauschen," meinte er danach.

„Es fällt mir nicht im Traume ein, mich auslachen zu lassen, nachdem ich mir dieses Zimmer mit solcher Begeisterung auserkoren habe!" rief sie mit einem Lachen, das nicht recht gelang. „Wenn mein Vormund, seine Frau und die Jungfer die Gardenien gerochen hätten, so würden sie ja etwas darüber gesagt haben. Oder sie halten den Duft für etwas Zugehöriges — und er ist's ja auch. Das andere ist natürlich nur Einbildung. Warum sagen Sie es denn nicht gerade heraus, Herr Doktor?"

„Wenn es nur das wäre, was Sie von mir erwar-

teten, so hätten Sie mir die Geschichte ja nicht erzählt," erwiderte Windmüller fein. „Lassen Sie mich mit der Antwort noch etwas warten — sie ist gar nicht so einfach, weil ich mir einbilde, kein Philister zu sein. Aber wirklich und aufrichtig: bleiben Sie auf Kosten Ihrer Nerven nicht in diesem Zimmer. Der Preis wäre ein zu hoher im Vergleich gegen das bißchen Neckerei oder auch Schelten wegen scheinbarer Launenhaftigkeit. Die Last einer ständigen Furcht —"

„Nein, nein — ich habe keine Furcht!" fiel sie lebhaft ein. „Ich weiß ganz gewiß, daß das Klopfen meines Herzens, von dem ich eben sprach, keine Furcht im eigentlichen Sinne des Wortes ist, sondern mehr die Erwartung von etwas, das sich offenbaren will, das hinter einem Vorhang sich bewegt, ohne daß man weiß, was es ist. Verstehen Sie mich? Ich habe nicht die Empfindung, daß etwas mich bedroht, daß eine persönliche Gefahr mir nahe ist!"

„Nun, ich taxiere Sie auch nicht darauf, daß Sie furchtsam sind und vor einer Gefahr davonlaufen würden," erwiderte Windmüller mit einem freundlichen Blick auf die junge Dame, in deren klaren blauen Augen er in der Tat keine Furcht las, aber ein Etwas, das man nicht oft zu finden pflegt: die Fähigkeit, zu sehen, was den meisten unsichtbar bleibt. „Es ist keine Feigheit und auch keine Schande, die Waffen vor den Dingen ‚zwischen Himmel und Erde' zu strecken."

„Also meinen Sie —"

„Ah, es soll dies keine Meinung sein, sondern nur ein Vorschlag. Ich bin noch gar nicht in der Lage, eine Meinung zu äußern. Vielleicht reden wir noch einmal darüber, falls ich länger in Venedig bleiben sollte — für den Augenblick fürchte ich, daß ich mich Ihnen empfehlen muß. — Dies Zimmer nebenan ist

das letzte in der Flucht, die Sie bewohnen, nehme ich an. Ganz recht. Und diese schmalen Türen rechts und links von dem Bette, in dem man eigentlich königlich schlafen müßte, führen in den Vorsaal?“

„Nicht direkt. Diese rechts geht in die Garderobe, die links in das Badezimmer. Von der ersteren aus gelangt man unmittelbar in den Vorsaal und in das Treppenhaus.“

Windmüller interessierte sich sehr für beide Räume und besichtigte sie so eingehend, daß Komtesse Meldeck nur mit Mühe ein paar Fragen zurückhielt, die sich ihr aufdrängten. Aber sie hielt sich zurück und bewies damit, daß sie über ihre jungen Jahre hinaus taktvoll war.

Die Garderobe war ein geräumiges Gelaß, dem darüberliegenden, zur Wohnung des Marchese gehörigen entsprechend, und wie dieses künstlich beleuchtet. Die weißlackierten, reich mit Gold verzierten Schränke, ein mit Spitzen über Seidenfutter elegant arrangierter Toilettentisch, ein hoher Spiegel in geschnitztem und vergoldetem, verstellbarem Rahmen entsprachen ganz der Pracht des Rosazimmers. Auch das Badezimmer, in Weiß und Gold gehalten, machte den Eindruck einer Rokokobonbonniere; es hatte noch einen zweiten, maskierten Ausgang nach der Garderobe, in die es gewissermaßen eingebaut war, bot sonst aber, wie die letztere, keinen Anhalt für die Möglichkeit eines geheimen Zutritts.

Der Salon, dessen Nachbarschaft Windmüller am Morgen bei Besichtigung des unbewohnten Teils des Piano nobile für die Verhandlungen mit dem Majordomo beanstandet hatte, war von Komtesse Meldeck als Wohnzimmer erwählt worden und machte durch die mitgebrachten Bücher und Bilder, mit seinen kost-

baren alten Wandteppichen und bequemen Möbeln aus der Empirezeit einen ſehr behaglichen Eindruck.

Windmüller ſchien es zu überhören, daß Komteſſe Meldeck ihn darauf aufmerkſam machte, man könne von dieſem Salon aus in das Veſtibül gelangen, denn er nahm den Weg wieder zurück durch das Roſazimmer, das ja den Schlüſſel zu dem Rätſel der Donna Xenia enthalten mußte. Wenn dieſe früher behauptet hatte, daß die ganz eigentümliche roſa Farbe ihr nicht kleidete, ſo konnte er ihr, falls ſie eine Brünette beſonderer Art mit klarem Oliventeint war, nicht unrecht geben. Warum alſo dieſe plötzliche Vorliebe für das Roſazimmer? Warum mußte es für ſie bei dieſem plötzlichen, kurzen Beſuch hergerichtet werden, wenn doch ihr Abſteigequartier im oberſten Stock immer für ſie bereit gehalten wurde?

Windmüller wußte ſehr gut, daß es Frauen mit ganz unberechenbaren Launen gab, in dieſer aber ſchien doch Methode geweſen zu ſein. Es war erwieſen, daß Don Gian das Dokument bei verſchloſſenen Türen geraubt wurde, erwieſen ſchien auch, daß Donna Xenia den Palaſt zu einer Zeit verlaſſen hatte, in der darin noch alles ſchlief. Im Roſazimmer mußte und mußte alſo die Löſung des Rätſels zu finden ſein.

Windmüller zog auch die Möglichkeit in Betracht, daß die Beſtellung des Gondolier einfach eine Ableitung von der richtigen Spur ſein konnte. Wahrſcheinlich hatte ſie die Abſicht, den Mann ſpäter irgendwie zu entſchädigen, und wenn das bisher noch nicht geſchah, ſo war dies ein Beweis mehr, daß Donna Xenia entweder vorläufig für beſſer fand, ihre Spur zu verwiſchen, oder — daß ſie von anderen verwiſcht worden war.

Windmüller klopfte im Vorübergehen mit dem Griff

seines Stockes an die weißlackierten und mit reicher vergoldeter Schnitzerei verzierten Paneele des so auffallend tiefen Türrahmens, der das Rosazimmer von dem Eckzimmer mit den Ebenholzmöbeln trennte.

„Elegant bis ins kleinste war doch die von Stilfanatikern so gern geschmähte Rokokoepoche, für die ich eine Schwäche bekenne," meinte er, indem er auch der linken Seite ein paar leichte Schläge gab.

„Ich auch," erwiderte Komtesse Meldeck im gleichen Ton. „Ich habe alle diese Paneele auch schon sorgfältig abgeklopft, denn diese Mauer ist wirklich unvernünftig dick. Ich hatte mich schon darauf gefreut, ein mysteriöses verborgenes Gemach zu entdecken, wie es sich eigentlich in solch einen Palast gehört, aber es ist nichts damit, denn es klingt überall ganz solid. Indes gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, denn einen Zweck muß diese eine dicke Mauer doch haben — nicht wahr? Ich nehme nämlich an, daß ihr das architektonische Interesse gilt, dessen Sie vorhin erwähnten."

Windmüller war stehen geblieben und sah mit einem leichten Schmunzeln auf das junge Menschenkind an seiner Seite. Junge Damen, selbst wenn sie wußten, wer und was er war, pflegten seine Tätigkeit meistens nicht auf leblose Dinge zu beziehen, sondern ihn für eine Art von Floh zu halten, der von Person zu Person sprang — ängstigend, beißend, Blut saugend und hin und wieder Handschellen anlegend. Und dieses Mädchen mit den Blauseeliaugen verneinte ihm nicht nur rein architektonische Interessen, sondern fixierte ihm dieselben sogar auf einen ganz bestimmten Punkt. „Und was der Verstand der Verständigen nicht sieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüt!" dachte er, wenn schon das Zitat nicht ganz korrekt war, denn die besagte Mauer, von Komtesse Meldeck sehr richtig „unvernünftig

dick“ genannt, hatte ihn längſt beſchäftigt, und „einfältig“ war die Tochter des Diplomaten ſicher nicht zu nennen.

Mit dieſen Einſchränkungen ſtimmte es ſonſt.

„Es kann ſein,“ ſagte er nach einer Pauſe, „daß dieſe ‚unvernünftige‘ Mauer nichts oder — alles mit meinen architektoniſchen Intereſſen an dieſem Palaſte zu tun hat. Setzen Sie immerhin Ihre Forſchungen fort — aber reden Sie darüber beſſer mit niemand und erwähnen Sie namentlich nicht, daß ich mir dieſe Zimmer näher angeſehen habe, als ſich mit der Neugierde des Amateurs verträgt. Nicht wahr, Sie verſtehen mich?“

„Annähernd!“ verſicherte ſie. „Und darüber reden? Du lieber Himmel, mit wem denn? Mit meinem Vormund und ſeiner Frau? Die beſorgen das Reden allein, und zu den Damen Terraferma oder zu der Gräfin Candiani, die verwandt mit ihnen iſt, werde ich doch ſicher nicht davon anfangen.“

* * *

In ſeinem Zimmer fand Windmüller einige Depeſchen vor, die ihm von Nord und Süd wiederum nur die Nachricht gaben, daß die Principeſſa Terraferma weder in Rom noch ſonſtwo aufgetaucht war, noch auch hatten ſich Zeichen bemerklich gemacht, die Urſache zu einer Beunruhigung nach dieſer Richtung geben konnten, während „man“ über das Verſchwinden der Agentin ſelbſt auf der Botſchaft in Rom direkt von Unruhe in Alarm übergegangen war. Alſo berichtete der „Kronleuchterputzer“, und Windmüller wußte, daß er ſich auf ihn verlaſſen konnte.

Windmüller ſah ſich nun vor einer doppelten Aufgabe: erſtens das Dokument zu ſuchen, das, ſelbſt wenn

es hinfällig geworden, nicht in unberufene Hände fallen durfte, und zweitens dem Verbleib der Donna Xenia nachzuforschen, von der er nicht mehr zweifelte, daß sie ihrem gefährlichen Berufe zum Opfer gefallen war.

In dieser Betrachtung störte ihn das erste Zeichen zur „Collazione“, und nach wenigen Minuten betrat er den Salon der Marchesa, die er dort mit ihren beiden Enkeln vorfand.

Die alte Dame trat dem ihr noch unbekannten Gast des Hauses nicht ohne eine leichte Befangenheit entgegen; Don Gian hatte ihr zwar versichert, daß der berühmte Detektiv ein Doktor der Jurisprudenz und ein Gentleman obendrein sei, der in Rom von „aller Welt“ — worunter die Dame natürlich nur einen sehr beschränkten Teil der Menschheit verstand — empfangen würde, aber sie hatte sich den Beruf doch nicht so recht damit zusammenreimen können. Der erste Blick auf die schlanke, hohe Gestalt mit dem ausdrucksvollen Kopf ihres Gastes beruhigte sie jedoch sofort und völlig; sie erhob sich lebhaft bei seinem Eintritt und reichte ihm die immer noch schöne, schlanke Hand.

„Ich heiße Sie doppelt willkommen, Herr Doktor,“ sagte sie ernst, aber in der gewinnenden Art, die ihr eigen war. „Zuerst als Gast im Hause Terraferma und dann als Retter in schwerer Not.“

Windmüller küßte die ihm gereichte Hand in vollendeter weltmännischer Weise — respektvoll, wie es dem Alter und dem Range der Dame zukam, aber nicht servil und kriechend.

„Eccellenza müssen das Wenige, das ich in dieser Angelegenheit bisher habe tun können, nicht überschätzen,“ sagte er abwehrend und doch erfreut wie immer, wenn er der Unschuld zu ihrem Rechte verholfen.

Don Gian fiel ihm sofort ins Wort. „Das

Wenige!“ wiederholte er. „Herr Doktor, Sie haben von mir den Verdacht genommen, ein Vaterlandsverräter zu ſein. Ohne Sie wäre der Beweis dafür wohl kaum jemals ans Licht gebracht worden!“

„Nein — vielleicht nicht, wenigſtens nicht gleich,“ gab Windmüller lachend zu und fuhr fort: „Sie haben hoffentlich auch eingeſtanden, Herr Marcheſe, daß meine Methoden dabei Ihr ſtarkes Mißfallen erregt haben.“

„Ich nehme das feierlich zurück,“ verſicherte Don Gian, Windmüller die Hand reichend. „Wie ſtünde ich jetzt da, wenn Sie ſich daran gekehrt hätten!“

„Ich kehre mich nie an die Einwände derer, die meinem Berufe nicht angehören,“ verſicherte Windmüller ſanft und mit einer Miene, als beklage er damit einen eigenen, leider unüberwindlichen Defekt, was auf den drei Geſichtern ein flüchtiges Lächeln hervorrief Denn was auch dem Italiener im Auge des Ausländers fehlen mag — der Humor gehört nicht zu dieſem Manko.

„Herr Doktor, ich fürchte durch Ihre Methoden unwiſſentlich einen Strich gemacht zu haben, indem ich unſeren Majordomo in den Zweck Ihres Kommens einweihte,“ begann die Marcheſa mit einer leichten Verlegenheit. „Gian hat mir wenigſtens Vorwürfe darüber gemacht. Nun hat aber Sebaſtiano durch ſeine, ſeines Vaters und Großvaters treue Dienſte längſt das Vorrecht erworben, Leid und Freud mit ſeiner Herrſchaft teilen zu dürfen, iſt eingeweiht in unſere Familienangelegenheiten und hätte es als Zurückſetzung betrachtet, in dieſer Sache ausgeſchloſſen zu werden.“

„Solange er reinen Mund hält, kann er großen Schaden ja kaum mit ſeiner Mitwiſſerſchaft anrichten,“ entgegnete Windmüller trocken.

„Sebaſtiano iſt kein Schwätzer — durch ihn werden

unsere Familiengeheimnisse sicher nicht an die große Glocke kommen," sagte die Marchesa mit Würde. „Glauben Sie mir, es ist wirklich besser, wenn er weiß, was vorgeht. Verfügen Sie ganz über seine Dienste!"

„Und über meine," fiel Donna Loredana lebhaft ein. „Meine Großmutter und mein Bruder haben zwar ganz vergessen, uns förmlich miteinander bekannt zu machen, Herr Doktor; nun, so tue ich es eben selbst. Es ist so erfrischend, einmal unkonventionell zu sein. Alles in allem genommen, hat meine Schwägerin sich doch auch über das Konventionelle hinweggesetzt und ist ihre eigenen Wege gegangen. Mögen wir diese nun richtig finden oder nicht, so dürfen wir ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie Mut bewiesen hat. Es ist etwas Großes um den Mut, zu tun, was man für recht findet!"

„Gewiß. Die Frage wäre nur noch die: hat Ihre Durchlaucht die Prinzessin Terraferma in der Tat das Bewußtsein gehabt, recht zu handeln?" entgegnete Windmüller scharf. „Ihr jetziges Vaterland ist das ihres verstorbenen Gatten, und ob es recht ist, dieses zu verraten und den Bruder ihres Gatten hinterlistig zu berauben und seine bürgerliche Ehre, seine Existenz damit nicht nur aufs Spiel zu setzen, sondern mit größerer Wahrscheinlichkeit ein für allemal zu vernichten — darüber dürfte das Urteil eigentlich ziemlich abgeschlossen sein!"

„Ich verteidige sie nicht — wie könnte ich's auch wohl, wenn doch mein eigener Bruder auf dem Spiele steht!" rief Donna Loredana. „Man kann aber jemandes Richtung verwerfen und doch vorurteilslos genug sein, ihm ein Ideal — sein Ideal zuzugestehen."

„Das Ideal des Judas — die dreißig Silberlinge!" fiel Don Gian bitter ein. „Xenia hatte nicht genug,

um ihre Sucht zum Luxus zu befriedigen, und da ging ſie hin und — verkaufte ihres Gatten Vaterland, ihre eigene Seele! Ich — mein Leben, meine Ehre waren nur ein Zwiſchenfall dabei! Es iſt gewiß edel von dir, daß du Xenia mit einem ‚Ideal‘ zu verteidigen ſuchſt, aber du verſchwendeſt deine eigenen Ideale an einen Götzen mit tönernen Füßen. Warum auch nicht? Du biſt ja noch jung genug dazu!“

„Xenia iſt durchaus nicht mein Ideal — ich ſprach nur von dem Rechte eines jeden, ſeine eigenen Wege zu gehen, und erkenne den Mut dazu an!“ entgegnete Donna Loredana leidenſchaftlich. „Ich glaube es nicht, daß ſie es des Geldes wegen tat — ich glaube es einfach nicht! Laßt mir doch dieſen Glauben! Beſonders da ja nichts geſchehen und es jetzt erwieſen iſt, daß du, Gian, das Dokument nicht genommen haſt!“

Windmüller hätte über dieſe jugendliche Logik faſt gelacht; aber er unterdrückte es wohlweislich, ſchon um dieſe kleine Enthuſiaſtin des „eigenen Weges“ nicht zu weiterer Oppoſition anzuſtacheln. Er nickte daher nur, murmelte ein leiſes „Bravo!“ und fügte dann hinzu: „Wir dürfen nicht überſehen, Donna Loredana, daß das Dokument verſchwunden iſt, und ſolange es nicht wieder gefunden wird —“

Er hielt ein und zuckte mit den Achſeln.

„So lange hängt dieſe Wolke über meiner Ehre,“ vollendete Don Gian. „Natürlich, was iſt dieſer unbedeutende Umſtand gegen Xenias Menſchenrecht, ihre eigenen Wege gegangen zu ſein!“

„Gian!“

Donna Loredana war rot und blaß geworden — ein kurzer Kampf, und dann ſiegte ihre Liebe zu dem Bruder. Unbekümmert um die Anweſenheit des Fremden ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und küßte

ihn, wie nur die Italiener ihre Verwandten küssen können, rechts und links mit erstaunlicher Energie. „Giannino mio!“ schluchzte sie. „Wie konnte, wie konnte sie dir das nur antun, dir, der Nonna, uns allen — unserem Namen! Das Dokument — wir müssen das Dokument finden, ich werde es suchen — ich!“

„Nicht nötig, Lore, dazu ist ja der Herr Doktor gekommen!“ erinnerte die Marchesa mit Betonung, aber Donna Loredana hatte einen anderen Ausgangspunkt für ihren Enthusiasmus gefunden und nahm mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen Besitz davon.

„Ich werde dem Herrn Doktor helfen,“ erklärte sie mit dem Feuereifer, der ihre falsche erste Stellungnahme entschuldigen und gutmachen sollte.

Windmüller hatte aber, gestützt auf alte Erfahrungen, eine eingewurzelte Abneigung gegen die „Hilfe“ von Dilettanten, und er stand in solch einer Gefahr nicht einen Moment an, derartige Helfer geschickt und effektvoll „kalt zu stellen“.

„Bravo! Bravo!“ rief er, mit großer Begeisterung in die Hände klatschend. „So ist es recht, Donna Loredana! Ja natürlich können Sie mir helfen! Sie haben doch ein Archiv im Haus? Natürlich — das habe ich angenommen! Nun wohl, so durchsuchen Sie es recht sorgfältig nach einem Wink über einen etwaigen geheimen Ausgang des Palastes. Sie würden uns damit einen immensen Dienst leisten!“

Donna Loredana war gleich Feuer und Flamme für eine Arbeit, die ihrer Neigung so sehr entsprach, und gelobte, gleich nach der Collazione zu beginnen.

„Die ist besorgt und aufgehoben!“ dachte Windmüller befriedigt, und auf die Frage der Marchesa, ob er wirklich glaube, daß Donna Xenia einen solchen Ausgang benützt haben könnte, erwiderte er zur wei-

teren Anſtachlung von Donna Loredanas Eifer, daß nach den vorliegenden Tatſachen eine derartige Annahme die einzige Möglichkeit zur Löſung des Rätſels ſei.

„Und das Roſazimmer muß in irgend einem Zuſammenhang damit ſtehen!“ rief die alte Dame. „Ich habe es hin und her überlegt — Xenias plötzliche Vorliebe für dieſen Raum war mehr als eine Laune und hätte uns gleich verdächtig ſein müſſen. Aber wer denkt denn an ſolche unmöglichen Dinge? Und nun habe ich auch noch durch die Aufnahme dieſer Fremden den Weg zu dem Roſazimmer abgeſchnitten!“

„Aber ganz und gar nicht, Eccellenza,“ ſagte Windmüller beruhigend. „Ich war eben darin — es iſt wirklich ein Raum, einer Königin würdig und wie geſchaffen für ſeine jetzige Inhaberin.“

Don Gian ſah ſeinen Gaſt mit einem faſt drolligen Staunen an. „Wie in aller Welt —“ begann er, hielt dann aber ein und ſetzte reſigniert hinzu: „Ich glaube, Sie kommen in einen verſchloſſenen eiſernen Kaſſenſchrank, wenn Sie wünſchen, hineinzugelangen.“

„Nichts einfacher als das!“ erwiderte Windmüller lachend. „Übrigens hat mich die Inhaberin des Roſazimmers ſelbſt und ganz freiwillig hineingeführt. Wir ſind nämlich alte Bekannte. Es war alſo gar keine Hexerei dazu nötig. Sie ſehen, Herr Marcheſe, daß bei einem Menſchen wie mir nicht alles Geſchicklichkeit und Geiſteskraft, ſondern auch ſehr, ſehr viel Glück iſt, ſo was man im Deutſchen ‚Duſel‘ nennt.“

„Nein, wie intereſſant, daß Sie die Komteſſe auch kennen!“ rief Donna Loredana enthuſiaſtiſch. „Sie iſt das ſchönſte Weſen, das man ſehen kann — viel ſchöner wie Xenia. — Ich ſage dir, Gian, ſie hat Haare wie — wie geſponnenes Gold? Nein, das iſt noch zu gelb — wie Gold mit einem Silberſchleier darüber —“

„Ja — wie Platina!“ bestätigte Don Gian unter dem Eindruck einer Erinnerung. „In ganz kleinen, gerippten Wellen dahinfliegendes Platina, das oben wie poliertes Silber aussieht und tiefe, goldene Schatten hat. Solche Haare sind, glaube ich, sehr selten.“

„Ich habe sie nur einmal zuvor in meinem Leben gesehen — bei einer Florentinerin,“ bemerkte die Marchesa sinnend. „Das war vor vielen, vielen Jahren. Aber dieses Mädchen hatte dunkle, fast schwarze Augen, und die junge Dame unten hat blaue — so blaue, durchsichtig blaue, wie ich sie noch nie zuvor gesehen habe. — Sie also bewohnt das Rosazimmer? Nun ja, sie hat den weißen, alabasterartigen Teint dazu, wie ihn die Königin von Polen hatte, falls Rosalba Carriera ihr nicht schmeichelte. Dieses Rosa unten ist wirklich nur für veronesische Blondinen —“

Der Eintritt Sebastianos, der die Collazione zu melden kam, unterbrach das Gespräch, das sich natürlich in Gegenwart der Dienerschaft nur um ganz allgemeine Dinge drehen konnte.

Als Windmüller sich nach beendeter Mahlzeit von den Damen verabschiedete und der Einladung des Marchese zu einer Zigarre in dem Zimmer des letzteren folgte, fragte dieser, kaum, daß sich die Tür hinter ihnen geschlossen, ob über den Verbleib von Donna Xenia etwas in Erfahrung gebracht worden sei.

Windmüller stand nicht an, das Wenige, das er erfahren, zu erzählen. „Also entweder war die Bestellung des Gondolier überhaupt nur eine Finte, oder Donna Xenia hat in der Zwischenzeit Nachrichten erhalten, die es wünschenswert erscheinen ließen, sich auf einem anderen Wege aus dem Palast zu entfernen. Diese Nachrichten können mit der Post gekommen sein. Es ist aber natürlich nicht ausgeschlossen, daß sie auch

auf einem anderen Wege zu ihr gelangt ſind — durch eine vorüberfahrende Gondel, durch mündliche Mitteilung eines Boten. Daß ſie ſelbſt während ihrer kurzen Anweſenheit im Palazzo Terraferma dieſen nicht verlaſſen hat, ſcheint durch die Ausſagen des Portiers erwieſen. Vielleicht fragen Sie noch einmal nach, ob Briefe, Telegramme, Botſchaften irgendwelcher Art für ſie eingetroffen ſind. Das Verſchwinden Ihrer Schwägerin wird, wenn es in den nächſten Stunden nicht aufgeklärt werden kann, vielleicht morgen ſchon von allen Zeitungen gemeldet und kommentiert werden — es liegt alſo keine Veranlaſſung mehr vor, offiziell ihre Privatangelegenheiten mit Diskretion zu behandeln. Im Gegenteil — jede, auch die kleinſte Einzelheit kann zum wichtigen Schlußſteine werden.“

„Gut — ich werde Agoſtino und Sebaſtiano fragen. Der erſtere nimmt zwar die Briefe von dem Poſtboten in Empfang, aber ich zweifle, daß er ſich die Adreſſen beſonders anſieht — er iſt kein Schriftgelehrter. Sebaſtiano aber holt die Poſt ſelbſt und allein vom Portier ab, der ſie nur ihm auszuhändigen hat, ſortiert und verteilt ſie dann. — Nehmen Sie indes Platz, Herr Doktor — hier ſind die Zigarren!“

„Freilich — ich bin ja nur hergekommen, um Zigarren zu rauchen,“ brummte Windmüller, nachdem der Marcheſe das Zimmer verlaſſen, und gleichzeitig ſtand er auch ſchon in dem Türrahmen zwiſchen Wohn- und Schlafzimmer — vielmehr er kauerte ſich darin nieder und betrachtete, mit dem Finger den Paneelfüllungen nachgehend, dieſe auf das allergenaueſte.

„Hier — rechts oder links muß der Haken unbedingt ſitzen,“ murmelte er. „Daß hier wie unten im Roſazimmer nichts hohl klingt, iſt kein Beweis — gar keiner. Wenn man ſchon geheime Verbindungen oder Schlupf-

winkel hergestellt hat, dann ist auch bombensicher dafür gesorgt worden, daß nicht jeder, der mit dem Ellbogen dagegenstößt, sofort heraus hat: aha! hier kannst du suchen, wenn du Lust hast! Man darf auf hundert gegen eins wetten, daß die, so hier zu suchen kamen, jede Wand, jedes Paneel hübsch abgeklopft haben. Also mit Klopfen ist nichts zu holen. Suchen, suchen und wieder suchen —"

Als Don Gian nach kaum viertelstündiger Abwesenheit in sein Zimmer zurückkehrte, fand er seinen Gast der Länge lang auf dem Boden zwischen der Tür nach dem Schlafzimmer liegen, anscheinend bemüht, den Ritz zu betrachten, der zwischen Schwelle und Füllung an der rechten, der Fensterseite, deutlicher sichtbar war, als auf der gegenüberliegenden.

„Holz verhält ja natürlich nicht gleichmäßig; eins zieht sich mehr zusammen als das andere, je nachdem es trocken und abgelagert war, und je nachdem die von außen eindringende Feuchtigkeit es berührt," sagte er, ohne seine Stellung zu verändern. „Dieser Ritz braucht in keiner Weise anders entstanden sein, als der da drüben. Aber er ist suggestiver. Haben Sie ein Wachszündholz bei sich, Marchese?"

Don Gian reichte Windmüller die ganze Schachtel, die auf dem Tische stand. „Es sind leider keine dicken," sagte er bedauernd. „Darf ich fragen, was Sie da suchen? Ich meine, ist Ihnen etwas heruntergefallen?"

Windmüller hörte die Frage nicht, oder er überhörte sie. Ohne sich zu erheben, strich er ein Wachslichtchen an und leuchtete damit die Spalte ab. Dann bat er Don Gian, dasselbe für ihn zu tun, und während der venezianische Patrizier und Diplomat ohne Widerrede gleichfalls auf dem Boden lag und diese Arbeit verrichtete, führte Windmüller die lange, dünne Klinge

ſeines Taſchenmeſſers in den Ritz hinein und dieſem entlang.

„Ich habe auch ſchon verſucht, ob ſich das Paneel mit der Meſſerklinge nicht heben läßt, und die Spitze dabei abgebrochen," ſagte Don Gian mehr mit der Abſicht zu warnen, als Windmüller von ſeinem Bemühen abzubringen. „Auf der anderen Seite iſt das Meſſer nicht ſo tief eingedrungen, wie hier."

„Natürlich mußte die Spitze beim Hebenwollen abbrechen," murrte Windmüller. „Ich habe gar nicht die Abſicht, dies gute Meſſer einem offenbar fruchtloſen Verſuche zu opfern — auch eigentlich nicht die, Ihre Spitze wieder ans Tageslicht zu befördern. Oder haben Sie zwei abgebrochen?"

Don Gian verneinte, und Windmüller kratzte und ſchippte mit ſeiner Klinge im Ritz entlang mit einem „Nun, alſo!" den darin angeſammelten und feſt gewordenen Staub heraus, den er ſodann abermals mittels des Meſſers auf ein Stückchen Papier zuſammenfegte, das Don Gian ihm reichen mußte.

Hierauf richtete er ſich aus ſeiner unbequemen Stellung auf, begab ſich ſodann ans Fenſter und unterzog den Staub einer ſehr eingehenden Unterſuchung.

„Da haben Sie Ihre Meſſerſpitze!" ſagte er, das Partikelchen mit ſeinem Inſtrument herausholend. „Und hier," fuhr er fort, auf ein kreisrundes, glänzendes Plättchen deutend, das er aus dem Staube ausgeſondert, „hier haben Sie den Beweis, daß Donna Xenia an jenem Abend, in jener Nacht in Ihrem Zimmer war. Ein ſehr, ſehr wertvolles Stück, Herr Marcheſe!"

Don Gian ſah den winzigen Gegenſtand an, dann ſeinen Gaſt und ſchüttelte den Kopf. „Ich verſtehe nicht —" begann er befremdet.

Windmüller aber blies, den Finger auf die kleine

Scheibe legend, den Staub zum Fenster hinaus und betrachtete dann liebevoll seinen Fund. „Es ist eine Paillette im allgemeinen, eine Stahlflitter im besonderen, und mit solchen ist das schwarze Kleid bestickt, das wir heute früh hier aus dem Koffer nahmen, das Kleid, das Donna Xenia an jenem Abend getragen und dann nebst einigen interessanten Spinngeweben eingepackt hat. Verstehen Sie nun? Die Nadel und der Faden, mit dem diese Flitterchen durch das darin bemerkbare Loch dem Stoffe aufgestickt werden, sind auch spinnendünn, der Rand des Loches aber ist scharf und schneidet den Faden leicht durch, und das Flitterchen fällt herab und wird zum Verräter einer Gegenwart, für die sich ein Beweis sonst schwer oder gar nicht führen ließe. Darum ist diese kleine Stahlpaillette, die im Lichte aufleuchtete, ein stummer Zeuge, der beredter ist als vielleicht zehn lebende. Ein neuer Beweis, Herr Marchese, daß man auch an seine Toilette denken muß, wenn man auf den Pfaden wandelt, die das Licht scheuen oder scheuen müssen! Freilich, wer denkt an eine Paillette, die den sie haltenden Faden durchschneidet, damit ein Unschuldiger nicht leiden muß! Glauben Sie, daß es ein ‚Zufall' war, der diesen Faden gerade in dieser Stunde und an diesem Orte reißen ließ? Ich nicht, denn es gibt überhaupt keinen Zufall. Ein törichteres, gedankenloseres Wort als dieses ist nie gemünzt worden. Die Frage, wie diese Paillette dort in den Ritz zwischen Schwelle und Türrahmen gekommen ist, tritt mit jener, wie Donna Xenia des Nachts in Ihr Zimmer gelangte, für den Augenblick in den Hintergrund. Genug, daß die Paillette da ist, um für die Gegenwart der Dame zu zeugen. Wahrscheinlich ist der Gegenstand in den Ritz hineingefegt worden, ohne von dem reinigenden Mädchen bemerkt

worden zu ſein. Nun, und hat ſie ſich nach dem glitzernden Dinge gebückt, dann hat ſie ſich dabei entweder gar nichts oder allerlei gedacht. Das hängt von der geiſtigen Veranlagung dieſer Zimmerfee ab, und Sie werden mir zugeben, daß eine Paillette von der Toilette einer Dame, im Zimmer eines Junggeſellen gefunden, mindeſtens eines Fragezeichens wert iſt. Haben Sie ein Stückchen Seidenpapier? Wir wollen dieſe koſtbare Paillette darin ſorgſam einpacken und das wichtige Beweisſtück zunächſt in meiner Briefta ſche verwahren. — Ihre Nachfrage wegen Briefen an Donna Xenia war natürlich reſultatlos?“

„Gänzlich,“ erwiderte Don Gian. „Der Portier und ſein Stellvertreter verneinen ferner mit Entſchiedenheit, daß jemand mit einer Botſchaft an meine Schwägerin dageweſen iſt. Sie hat übrigens während des Nachmittags ihrer Anweſenheit hier das Haus nicht verlaſſen.“

„Das hatte ich ſchon feſtgeſtellt,“ bemerkte Windmüller. „Übrigens — wer wohnt hier gegenüber in dieſem großen Palaſte?“

Er deutete auf den langen Seitentrakt des Renaiſſancegebäudes jenſeits des Sackkanals, das mit ſeinen verſchloſſenen Fenſterläden einen verlaſſenen Eindruck machte. Nur im Mezzanin waren ein paar Fenſter geöffnet, mit Blumenſtöcken beſetzt und mit zum Trocknen aufgehängten kleinen Wäſchegegenſtänden dekoriert.

„Nur der Beſitzer wohnt darin, Conte Aſolo,“ antwortete Don Gian mit leichtem Erſtaunen über dieſen Seitenſprung. „Er iſt noch auf ſeinem Landgut bei Padua. Die Nordſeite des Palaſtes, der zwar faſt ſo tief iſt wie der meine, aber im Verhältnis ſehr ſchmal, iſt als Magazin vermietet, ſonſt hat aber Aſolo — glück-

licher Mensch! — sein Haus für sich behalten. — Wobei mir einfällt, daß meine Großmutter unsere Mieter heute zum Diner erwartet. Sie sagten ja, daß Sie die Leute kennen — nicht wahr?“

„Nur die junge Dame,“ erwiderte Windmüller zerstreut, den Blick auf das Haus gegenüber heftend, an dessen einem offenen Fenster im Mezzanin jetzt eben eine behäbige Frau die aufgehängte Wäsche auf ihren Trockengrad prüfte.

„Ich bin ihr eben auf der Treppe begegnet,“ erzählte Don Gian, ebenso zerstreut. „Meine Großmutter hat recht — ich habe auch noch nie solche eigentümliche blaue Augen gesehen, wie die ihrigen. Und solch blonde Haare,“ setzte er in der Erinnerung an die Vision der vergangenen Nacht hinzu. „Und solch einen — einen muschelähnlichen Teint!“ schloß er mit der Energie der Überzeugung.

„Wie?“ fragte Windmüller, der nur mit einem Ohr sozusagen zugehört hatte. „Oh — Sie reden von Komtesse Meldeck! Ja, sie ist auffallend hübsch und nett, aber das ist leider heutzutage keine Mitgift. Sie hat nichts. Damit ist ihr Urteil gesprochen, es ist gewissermaßen die Warnungstafel gegen das Verlieben.“

„Es scheint so, denn Tante Candiani hat sie auch schon hier aufgestellt und selbst meine sonst ganz ideal veranlagte Nonna hat sich verpflichtet gefühlt, mir den Text gut einzuprägen,“ sagte Don Gian achselzuckend. „Schon weil mein Bruder eine gänzliche Nichtachtung davor bewiesen hat. Womit wir wieder bei der brennenden Frage, meiner Schwägerin, angelangt sind. Der Fund dieser Paillette ist ja gewiß ein sehr wertvoller; denn er beweist, daß Xenia in meiner Wohnung war, aber sie kann das Ding auch verloren haben, ehe ich in jener Nacht meine Wohnung betreten, während ich

droben bei meiner Schwester verweilte. Da standen ihr noch die Türen offen, durch die sie kommen und gehen konnte. Der Beweis dafür, daß sie nachts kam — auf einem geheimen Wege —, während ich im tiefen, künstlichen Schlaf einfach ausgeschaltet war, ist also diese Paillette eigentlich nicht! Ich meine: nicht für jene, die für diese meine Aussage eine Erhärtung verlangen können, wollen oder — müssen."

Windmüller nickte. „Sie haben den Finger auf den einen schwachen Punkt gelegt, der diesen kleinen und doch so großen Zeugen für Ihre Aussage angreifbar machen könnte. Daß der Einwand von Ihnen selbst erhoben wird, erfüllt mich mit neuem Eifer für Ihre Sache, denn Leute, die einen Schatten zu zerstreuen haben, pflegen sich nicht selbst vor das Licht zu stellen, das ihnen angezündet wird. So — und nun lassen Sie mich wieder an die Arbeit gehen. Ich sehe eine Möglichkeit für eine Spur und darf die Zeit, um sie zu finden, nicht vergeuden."

* * *

Kurz darauf verließ Windmüller den Palast auf der Landseite durch die eine für den Verkehr benützte Tür, die in die Calle Terraferma hinausführte. Daß die Fenster des Piano nobile auf dieser Seite mit kunstvoll gearbeiteten, zum Teil vergoldeten schmiedeeisernen Gittern versehen waren, mochte sich in der besseren Angreifbarkeit der Landfront begründet haben, doch da diese Sicherheitsmaßregel im allgemeinen nicht gebräuchlich war, so hatten vielleicht auch andere Bedenken Veranlassung dazu gegeben.

Windmüller ging die Calle nach Norden zu hinauf, bog um die Ecke und erreichte den großen, palastumsäumten Platz, auf dem der Landeingang zu dem

Palazzo Aſolo liegt, denn der Winkel, den dieſes Gebäude am Ende des Sackkanals macht, bildete den Teil, der als Magazin vermietet worden war.

Er kannte genügend die Geſchichte des venezianiſchen Patriziats, um ſich zu erinnern, daß die Familie Aſolo nicht zu den „Tribunen“ der Republik gehört, ſondern erſt im ſiebzehnten Jahrhundert eingewandert war und ſich — wie viele andere — durch reiche Geſchenke die Eintragung in das „Goldene Buch“ erkauft hatte. Windmüller wußte das wohl, konnte ſich hingegen nicht erinnern, den Palazzo Aſolo jemals als reich an Kunſtwerken rühmen gehört zu haben, trotzdem läutete er an der verſchloſſenen Tür und fragte die behäbige Frau, die zu öffnen kam — es war dieſelbe, die vorhin die Wäſche aufgehangen — mit der ganzen Harmloſigkeit des Touriſten, ob es erlaubt ſei, den Palazzo zu beſichtigen.

Die Frau, der dieſe Frage wahrſcheinlich zum erſten Male im Leben geſtellt wurde, machte ſchon den Mund zu einer ablehnenden Bemerkung auf, Windmüllers Erſcheinung war aber eine ſo entſchieden „herrſchaftliche“, und der Gedanke an ein gutes Trinkgeld daher ſo naheliegend, daß die Frau die verneinende Antwort wieder hinabſchluckte und dafür etwas zögernd zugab, daß der Signor Conte zwar nie ein Verbot gegen die Beſichtigung des Palazzo durch Fremde erlaſſen habe, daß aber auch dafür nicht viel zu ſehen ſei, worauf Windmüller meinte, ſie ſei da offenbar viel zu beſcheiden, denn ein venezianiſcher Palaſt, ſelbſt wenn er leer ſei, ſei immer noch ſehenswerter als irgend einer anderswo, und wenn es nicht zuviel Mühe mache — er würde ſich gern erkenntlich zeigen —

Und ſo folgte er denn alsbald ſeiner Führerin die Hintertreppe hinauf ins Piano nobile und durch-

wanderte mit ihr, die die Fensterläden zu öffnen vorausging, eine Reihe recht hübscher Räume, die hauptsächlich mit Familienbildern geschmückt waren, namentlich aber wertvolle, eingelegte Möbel enthielten und sicherlich einen durchaus vornehmen Eindruck machten. Windmüller nahm indes davon nur sehr flüchtig Notiz, während er sich von der Frau des Portiers, als welche er sie sehr richtig vermutet hatte, die Familiengeschichte der Asolo erzählen ließ. Das war eine seiner „Spezialitäten", daß er die Leute durch geschickt gestellte Fragen und Bemerkungen zum Plaudern brachte, und es gab nur wenige, bei denen diese Kunst versagte.

Nachdem der große Salon, der die Front des Hauses einnahm, gebührend bewundert worden war, gelangten sie dahin, wohin Windmüller von vornherein gestrebt, in eine lange, schmale Galerie der Westseite, die mit alten, wertvollen Gobelins behangen, mit Waffen und Büsten auf Marmorkonsolen geschmückt war. Diese scheinbar mit besonderem Interesse betrachtend, trat Windmüller wie von ungefähr an eines der geöffneten Fenster nach dem Sackkanal.

„Ah, der Palazzo Terraferma — nicht?" fragte er hinüberdeutend. „Ich kenne nämlich den Marchese — von Rom her. Schade, daß er sein schönes Haus hier nicht bewohnt. Ein liebenswürdiger Herr — und seine Schwägerin, die Principessa, eine so schöne Dame!"

„Sicher — sicher!" gab die Frau eifrig zu. „Und so jung schon Witwe! Nun, man sagt, sie tröstet sich ganz gut in Rom. Sie ist jetzt zum Besuch der alten Marchesa hier — oder war da, was weiß ich. Es ist ihr wohl zu still in dem einsamen Haus. Nun, schließlich will die Jugend auch ihr Recht haben."

„Das will sie — das will sie!" bestätigte Windmüller. „So, so! Also die Frau Principessa war hier!

Wohl erst unlängst? Ich sah sie doch erst vorige Woche in Rom!“

„Eh — wie lange ist's her? Zwei — drei Tage erst, da sah ich sie dort an jenem Fenster im Piano nobile,“ plauderte die Frau, indem sie auf eines der offenen Fenster des Rosazimmers deutete. „Es war am frühen Nachmittag, und sie hatte den Hut auf, einen schönen, schillernden, grauseidenen Reisemantel an und zog sich gerade die Handschuhe aus. Wahrscheinlich war sie eben angekommen, und ich wunderte mich, warum sie gleich in die unbewohnten Zimmer gegangen ist.“

„Nun, sie wird wohl dort immer wohnen, wenn sie nach Venedig kommt,“ meinte Windmüller unschuldig.

„Wer wird denn in den Prunkzimmern wohnen!“ wehrte die Frau diese unerhörte Zumutung ab. „Die Frau Principessa hat ihre Wohnung drüben auf der anderen Seite, im dritten Stock, gerade über den Zimmern der alten Marchesa! Sie hatte aber doch wohl gewechselt, denn ich sah sie am Abend, gerade als ich schlafen ging und das Fenster schloß, im zweiten Stock am Fenster. Sie hatte ein schwarzes Kleid an, ganz mit Flittern bestickt, die im Mondschein nur so funkelten. Ich hatte das Licht schon ausgelöscht und stellte mich hinter den Vorhang, um sie anzusehen. Madonna mia! Was sah sie prächtig aus! Ich konnte sie gut sehen, denn sie bog sich zum Fenster heraus und goß dann eine Wasserflasche in den Kanal, und ich sah dabei die Ringe an ihrer weißen Hand funkeln —“

„Dio mio!“ machte Windmüller. „Eine so große Dame und gießt selbst ihre Wasserflasche aus!“

„Ja, ich meine, sie muß eine Vorliebe dafür haben, denn ich sah sie's noch zweimal in derselben Nacht und

an demſelben Fenſter tun," rief die Frau mit gutmütigem Lachen.

„Nein, ſo etwas!" rief Windmüller mit gutgeſpieltem Staunen. „Zweimal noch?"

„So iſt's, Signor! Es war eine heiße Nacht, und ich konnte nicht ſchlafen und dachte mir, wenn das Fenſter offen wäre, könnte es auch meinem Mann nicht ſchaden, der zwar feſt, aber unruhig ſchlief. Es war der Schirokko, Signor, der Schirokko! — Alſo, ich ſtand leiſe auf, und wie ich ans Fenſter trete, ſehe ich drüben, oben in der zweiten Etage, Licht und das Fenſter offen ſtehen. Und wer ſteht darin? Die Frau Principeſſa wieder mit der Waſſerflaſche in der Hand und gießt ſie aus! Dann trat ſie ins Zimmer zurück, und nach einer kleinen Weile kommt ſie wieder und ſchüttet dieſelbe Flaſche nochmals aus, indem ſie ſie ſchwenkte, wie um ſie auszuſpülen. Dann machte ſie den Fenſterladen wieder zu."

„Ah — ſie hat vielleicht auch nicht ſchlafen können —"

„Sie war ja noch angezogen, Signor, nicht mehr in dem funkelnden ſchwarzen Kleide, ſondern in einem anderen Straßenkleide — mich dünkt, es war grau. Und es muß doch Mitternacht vorbei geweſen ſein. Nun, es geht mich ja nichts an. Mein Mann pflegt immer zu ſagen: Filomena, ſagt er immer, laß die Leute tun, was ſie wollen, und halte den Mund dazu."

„Ein ſehr weiſer Mann, Ihr Gatte, Signora!" lobte Windmüller mit einem leiſen Lächeln über den Erfolg dieſer Lehre.

„Er iſt ein Mann, der die Welt geſehen hat, denn er war ſchon einmal in Mailand," verkündete Filomena mit berechtigtem Stolze. „Ebbene, er war der Anſicht, daß ich entweder geträumt oder mich geirrt haben müßte, und wir haben uns faſt darüber geſtritten.

Nicht darüber, daß ich die Frau Principeſſa die Flaſche ausgießen ſah, ſondern wo! Als ob ich nicht wüßte, was der zweite Stock und was der Piano nobile iſt! Das merkwürdigſte dabei iſt bloß, daß ich ſelbſt ganz irre geworden bin. Ich lag nämlich, nachdem ich die Frau Principeſſa eine Weile den Laden ſchließen geſehen hatte, immer noch auf den Schlaf wartend, in meinem Bette — bei offenem Fenſter, Signor —, da höre ich wieder über den Kanal herüber einen Laden aufmachen. Madonna mia, denke ich mir, will ſie ſchon wieder die Flaſche ausgießen? Ich mußte über den Gedanken lachen, und weil ich doch gern wiſſen wollte, ob das wirklich eine Liebhaberei von ihr iſt, ſtehe ich alſo leiſe auf und ſchaue hinüber ſo, daß man mich nicht ſehen konnte; denn man will doch nicht, daß jemand von einem glaubt, daß man ſpioniert! Nun, ich denke wirklich, ich ſehe nicht recht, denn der Laden droben iſt feſt zu und der darunter im Piano nobile halb offen, und die Signora Principeſſa lehnt ſich zum Fenſter heraus, den Hut auf dem Kopfe und den Mantel an, gerade wie ich ſie am Nachmittag zuvor geſehen habe. Es war eine ſo helle Nacht, Signor, der Mond am Himmel, wenn ſchon er jetzt hinterm Hauſe war, daß ich ihr weißes Geſicht unter dem großen ſchwarzen Hute ganz deutlich ſehen konnte, und es war auch Licht im Zimmer hinter ihr. Sie ſchaute um den halboffenen Fenſterladen herum nach dem Kanal, machte dann ſchnell den Laden wieder zu und das Licht, das durch die Ritzen ſchimmerte, erloſch gleich darauf. Ich trat nun bis an mein Fenſter heran, denn ich war nun doch neugierig geworden, was mir keiner verdenken kann, Signor — Sie hätten es auch nicht anders gemacht —“

„Sicher nicht,“ flocht Windmüller ermunternd ein.

„Nun ja, wenn eine ſo große Dame in der Nacht

— es muß ſchon faſt zwei Uhr geweſen ſein — im Hut und Mantel zum Fenſter herausſchaut! Va bene, wie ich alſo am Fenſter ſtehe — am halbgeſchloſſenen hinter dem Vorhang, denn man will doch nicht zeigen, daß man ein bißchen neugierig iſt — da ſehe ich eine geſchloſſene Gondel am Palazzo entlang kommen! Aha, denke ich mir, jetzt wiſſen wir ja, warum ſie den Hut aufhat — ſie will abreiſen. Nun, hatte ich ſoviel geſehen, wollte ich auch noch zuſchauen, wie ſie in die Gondel drüben am Portal ſteigt — eine Principeſſa ſieht man nicht alle Tage abreiſen, das iſt für unſereins gerade ſo, als ob man im Theater wäre. — Nun, Signor, mögen Sie mir's glauben oder nicht — die Gondel fuhr nicht zum Portal, ſondern legte zwiſchen den beiden Fenſtern dort, gerade wo die Laſtra iſt, an! Und dort blieb ſie wie feſtgenagelt liegen — ein, zwei Stunden, was weiß ich! Nun, ich warf einen Rock über, denn mich fing an zu frieren trotz der warmen Nacht, und blieb am Fenſter und wartete, denn wer kann denn einſteigen, wenn keine Tür da iſt, um herauszukommen, und wer durch eine Mauer kann, dem muß der Leibhaftige ſchon helfen! Es war mir ganz unheimlich dabei, Signor! Und was hatte die Gondel hier in der Nacht ſonſt zu tun, wenn ſie nicht auf jemand wartete, ſo frage ich! Aber niemand kam, der Gondolier ſaß auf ſeiner Poppa und gähnte zum Erbarmen — ich dachte mir aber, du bleibſt auf deinem Poſten und warteſt, und wenn die Sonne drüber aufgehen ſollte, denn wer hatte je ſchon ſo etwas geſehen? Wie ein Steinbild ſtand ich hinter dem Fenſter und wartete, hörte, wie der Gondolier leiſe vor ſich hinfluchte, und endlich fuhr er wieder davon! Nun, mein Mann hat auch den Kopf geſchüttelt, wie ich's ihm erzählte, und wir ſtritten uns faſt darum, und dann ſagte er: Filomena,

ſagte er, laſſe die Leute tun, was ſie wollen, und halte den Mund dazu! Das habe ich dann auch getan, Signor, das habe ich redlich," ſchloß ſie mit einem Seufzer der Erleichterung.

Windmüller lobte die bewieſene Enthaltſamkeit, indem er ſich fragte, ob die ganze oder nur die halbe Nachbarſchaft eine Stunde ſpäter die Geſchichte ſchon gewußt — die halbe ſicherlich, falls der brave und weiſe Mann nicht dem Grundſatz huldigte, daß man ſich nach ſeinen Worten und nicht nach ſeinen Taten zu richten habe. Er, Windmüller nämlich, beſah dann den Reſt der Ca' Aſolo mit ſcheinbar ungemindertem Intereſſe und verabſchiedete ſich von Frau Filomena mit vielem Dank und einem warmen Händedruck, deſſen Betrag einen ſehr tiefen Knicks von ſeiten der würdigen Dame und ein halbes Dutzend „Mille grazie, Signor Eccellenza" auslöſte.

Windmüllers erwiderndes Lächeln aber verſchwand ſofort von ſeinem Geſicht, nachdem die Hintertür des Palazzo Aſolo hinter ihm zugefallen war, und wich einem ſehr, ſehr nachdenklichen Ausdruck. Er ging, ohne ſich weiter aufzuhalten, zurück in den Palazzo Terraferma, erreichte in dieſem ſein Zimmer, ohne jemand zu begegnen, und verſank dort in tiefes Nachdenken.

* * *

Eine halbe Stunde vor Beginn der Tafel klopfte der Marcheſe an Windmüllers Tür und fand ſeinen Gaſt in Hemdärmeln am Schreibtiſche ſitzend, ſonſt aber auch ſchon für die feierliche Stunde gerüſtet.

„Ah!" ſagte er aufſehend und ſeinen Wirt mit Wohlgefallen betrachtend, „ſchon im Kriegſchmuck? Mein Grundſatz, nie ohne das grauſige Kleidungsſtück, Frack

genannt, zu reiſen, hat ſich, wie ich ſehe, wiederum bewährt. Es ſteht Ihnen aber gut, ſehr gut ſogar — was entſchieden von der Figur abhängt, die einem der Himmel auf dieſe irdiſche Pilgerfahrt mitgegeben hat, und — vom Schneider. Nur die Gardenie in Ihrem Knopfloch — — hm! Sehen Sie, eine gütige Fee, wie ich ſie in Ihrer Frau Großmutter vermute — ſie hat entſchieden etwas von ſolch einem Weſen —, hat einen Nelkenſtrauß in mein Zimmer ſtellen laſſen. Suchen Sie ſich eine davon aus, und laſſen Sie die Gardenie dafür zurück."

„Ja warum denn in aller Welt?" fragte Don Gian erſtaunt, von ſeinem Gaſt auf die wachsweiße, exotiſche Blume herabſehend, die ſeinem tadelloſen Frack eine beſondere Diſtinktion verlieh.

„Ich kenne jemand in unſerem heutigen Kreiſe, dem der Gardenienduft zu ſchwül iſt und Unbehagen macht," erwiderte Windmüller mit leiſem Lächeln. „Idioſynkraſie, wenn Sie wollen, aber ſolche Abneigungen kommen vor und ſind ſchwer zu bekämpfen. Das kann Ihnen freilich ganz gleichgültig ſein und iſt ja auch nur ein Vorſchlag von mir, weil ich dieſe kleine Eigentümlichkeit meiner jungen Freundin zufällig kenne."

Don Gian zog ohne ein Wort zu ſagen die Gardenie aus ſeinem Knopfloch und ſteckte eine gelbe Nelke aus dem Blumenſtrauß, der auf dem Tiſche in einem ſchlanken venezianiſchen Glaſe ſtand, an. „Ecco," ſagte er, „und beſten Dank. Verzeihen Sie, Herr Doktor, wenn ich Sie ſtöre, aber ich habe Sie den ganzen Nachmittag nicht mehr geſehen und möchte doch nun gern wiſſen, ob Sie in unſerer Angelegenheit weiter gekommen ſind."

„Das iſt mit Ja oder Nein nicht ohne weiteres zu

beantworten," erwiderte Windmüller nach einer Pause, während welcher er seine Papiere wegschloß. „Ich wollte noch ein paar Nachrichten abwarten, ehe ich Sie aufsuchte. Diese Nachrichten habe ich erhalten. Sie sind, um es kurz zu sagen, alle auf demselben Punkt wie die früheren: Ihre Frau Schwägerin ist nirgends aufgetaucht und gesehen worden, das Dokument scheint mit ihr verschwunden zu sein, denn nicht das geringste Zeichen, daß es in die — unrechten Hände geraten sei, hat sich in dem diplomatischen Verkehr zwischen Ihrem Vaterlande und der Pforte bemerkbar gemacht —"

„Gott sei Dank!" fiel Don Gian inbrünstig ein.

„Die Gefahr, die damit verbunden war, darf also als vorübergegangen betrachtet werden," fuhr Windmüller fort. „Die drei Tage, die seit dem Verschwinden des Vertrages vergangen sind, haben mehr als genügt, um die Sache auszugleichen, und sollte das Dokument jetzt noch irgendwo auftauchen, so kann es einen Schaden nicht mehr verursachen. Die Gefahr lag ja nur in der unmittelbaren Ablieferung in die Hände derer, die ein Interesse daran hatten, dem Abschluß des Vertrages entgegenzuarbeiten, der inzwischen — dank Ihrem sofortigen Bericht — erfolgt ist. Diese Tatsache liegt vor und schließt jede Gefahr aus — nur ihre Verhinderung konnte eine werden. Doch das wissen Sie so gut wie ich. Es sollte nur erwähnt werden, um Sie durch die Kenntnis von dem Fehlschlagen des Anschlags zu beruhigen, das im übrigen nicht die Schuld des Gegners war."

„Gott sei Dank!" sagte Don Gian noch einmal und dann fuhr er mit unwillkürlich gedämpfter Stimme fort: „Aber was ist dann aus meiner Schwägerin geworden? Glauben Sie, daß sie einer Gegenintrige zum Opfer gefallen, vielleicht gar —"

Er hielt mit einem Schauder ein, denn so wenig

er ſeines Bruders Witwe liebte, ſo war das Unausgeſprochene doch zu furchtbar, um ihm Worte zu geben.

„Sie meinen, ob ſie entweder entführt oder gar ermordet worden iſt?“ vollendete Windmüller ernſt. „Nein. Ich bin von dieſen beiden Möglichkeiten deshalb ſtark zurückgekommen, weil in jedem der beiden Fälle das Dokument längſt zum Kauf denen angeboten worden wäre, für die es entwendet worden iſt. Wer ſeinen Wert ſo kannte, daß er es durch das Äußerſte zu erlangen ſuchte, würde nicht bis heute gewartet haben, es um hohen Preis zu verkaufen. Ich glaube auch nicht, daß Ihre Schwägerin damit das Weite geſucht hat, denn es wäre ja einfach Wahnſinn, ſich mit ihren — Brotgebern zu entzweien. Man könnte zwar noch den Fall ſetzen, daß ihr plötzlich das Gewiſſen geſchlagen hat — unterwegs, auf der Fahrt zum Verrat, und daß ſie, dieſe unterbrechend, ſich verborgen hält, bis etwas Gras über die Sache gewachſen iſt. Jedoch halte ich dafür, daß erſtens Ihre Frau Schwägerin, nachdem ſie ſchon ſoweit gegangen war, ihr Gewiſſen längſt über Bord geworfen, und dann müßte ſie auf dem Wege von hier nach Rom irgendwo geſehen worden ſein. Das iſt aber nicht der Fall. Was ich zu glauben anfange, iſt, daß Donna Xenia auf einem noch unaufgeklärten Wege die Nachricht von einer ihr drohenden Gefahr erhalten hat — nach der Tat, wohlverſtanden — und daß ſie, da ſie nicht wagen darf, das Haus zu verlaſſen, und doch den Boden darin zu heiß für ſich verſpürt, einen Schlupfwinkel darin gefunden hat — mit anderen Worten, daß ſie noch unter dieſem Dache weilt und zu bleiben gezwungen iſt, bis ſie glaubt oder weiß, ſich mit Sicherheit entfernen zu können.“

Don Gian war ſo ſtarr vor Überraſchung über dieſe mögliche Löſung, daß er Windmüller wie geiſtes-

abweſend anſah, und das war viel für eine ſo intelligente Phyſiognomie wie die ſeine. Dann aber machte er eine abwehrende Handbewegung. „Herr Doktor,“ begann er und fand damit ſeine Haltung wieder, „nehmen wir an, dieſes Haus hat ſolche Schlupfwinkel — wahrſcheinlich ſogar hat es welche. Wenn meine Schwägerin einen mir unbekannten Weg kennt, um in mein Zimmer bei verſchloſſenen Türen und Fenſtern zu gelangen, ſo wird ſie ſchon noch mehr von den Geheimniſſen dieſes Hauſes wiſſen, aber — ein Menſch kann doch nicht tagelang ohne jede Nahrung leben!“

„Sicher nicht,“ gab Windmüller ſofort zu. „Es iſt aber möglich, ſich nachts, wenn alles ſchläft, heimlich zu verproviantieren, oder jemand hier im Hauſe beſorgt dieſes Geſchäft. Ich neige der letzteren Anſicht zu.“

„Per Bacco!“ machte Don Gian verblüfft. „Aber wer? Tatſache iſt, Herr Doktor, daß meine Schwägerin bei den Dienſtboten im Hauſe nicht beliebt iſt. Sie hat eine von der unſeren ſtark abweichende Art, mit ihnen umzugehen und —“

„Lieber Herr Marcheſe, Ihre Schwägerin iſt, ſoviel ich weiß, nicht knauſerig, und Geld hat die unleugbare Eigenſchaft, ſelbſt Unbeliebtheit erträglich zu machen — in den Sphären wenigſtens, in denen wir zu ſuchen haben, falls — falls der jugendliche Enthuſiasmus von Donna Loredana füc die Rechte eines jeden, ſeine eigenen Wege gehen zu dürfen, ſie nicht zur Verbündeten ihrer ſchönen und, wie es ſcheint, ſehr bewunderten Schwägerin gemacht hat,“ ſchloß Windmüller liebenswürdig.

Don Gian war von dem Seſſel, auf dem er Platz genommen, aufgeſprungen, als ob er von einer Natter geſtochen ſei. „Das iſt — das iſt zu weit gegangen!

Meine Schwester, meine eigene Schwester, die weiß, was für mich auf dem Spiele steht —"

„Verzeihung, Herr Marchese, ich hatte den Eindruck, daß sie das, bis heute mittag wenigstens, nicht wußte! Donna Loredana ist noch sehr jung und sehr enthusiastisch — sie ist wie weiches Wachs in den Händen einer so gewandten Dame wie Ihre Schwägerin, der sicher alle Töne zur Verfügung stehen, sie zu einer — natürlich anscheinend ganz unschuldigen kleinen Intrige zu begeistern. Herr Marchese, glauben Sie mir, es ist für jemand wie Ihre Frau Schwägerin nicht schwer, den Eingang in solch jugendliches Gemüt zu finden."

Don Gian hatte sich, während Windmüller sprach, wieder gesetzt. „Nein," sagte er finster, „da haben Sie recht. Wenn ihr die Brücke nicht zu unsicher war, so ist sie gewiß mit ihren infamen Absichten darauf getreten. Soll ich meine Schwester fragen?"

„Überlassen Sie das mir," erwiderte Windmüller. „Ich kann das mit ein paar geschickten Wendungen unauffällig, ohne Schwierigkeiten und ohne die junge Seele aufzuregen oder zu verletzen, besorgen und vertraue meiner Übung in solchen Dingen, sehr bald zu wissen, wie die Dinge liegen. Denn sehen Sie: ist Ihre Schwester ahnungslos, dann würde der bloße Verdacht einen Sturm in ihrem Gemüt erregen, dessen Nachwehen wir ihr ersparen müssen. Die Jugend will mit sehr schonenden Händen angefaßt werden."

Don Gian reichte seinem Gast die Hand. „Sie sind ein sehr guter, sehr zartfühlender Mann, Herr Doktor!"

„Nun, man hat sich nur das Verständnis für die Regungen der Seele zu bewahren gewußt," entgegnete Windmüller freundlich. „Der Gedanke an diese Möglichkeit ist mir übrigens erst in letzter Stunde gekommen, und wenn ich Ihnen überhaupt Mitteilung davon

machte, so geschah es nur, um Sie vorzubereiten. Ich halte übrigens für mein Teil die Beihilfe von jemand aus Ihrer Dienerschaft für wahrscheinlicher. Ist aber Ihre Schwester in ihrer Unschuld benützt und zum Gehler gemacht worden, dann ist sie heute mittag sehr kräftig alarmiert worden, und dann werden wir gut tun, heute nacht dem entfliehenden Vogel den Weg zur Freiheit zu vertreten. — Ah — das Tamtam ruft uns — nicht? — Oh, es ist nur das erste Signal! — Nun, so bleibt noch Zeit, um Ihnen mitzuteilen, daß Donna Xenia die kleine Stahlflitter in Ihrem Zimmer verloren hat, als sie Ihnen den Schlaftrunk zurechtmachte."

„Wie in aller Welt wollen Sie das wissen?" fragte Don Gian erstaunt, als Windmüller eine Pause eintreten ließ und dann kurz erzählte, was er im Palazzo Asolo erfahren.

„Es ist möglich — wahrscheinlich sogar, daß Donna Xenia in der Zeit zwischen ihrem zweiten Besuche bei Ihnen und ihrer beabsichtigten Abreise eine Warnung erhalten hat," fuhr er fort. „Sie war dann gezwungen, die Gondel im Stich zu lassen, die gerade in den Sackkanal einbog, als sie unten im Rosazimmer am Fenster gesehen wurde. Daß sie dabei den Hut auf hatte, ist kein Beweis, daß sie trotzdem beabsichtigte, abzureisen; sie mußte aber ihre Abreise markieren und durfte den Hut nicht zurücklassen. Warum sie ihren Koffer jedoch nicht mitnahm oder daraus wenigstens die notwendigsten Dinge, die der Kulturmensch nun einmal nicht entbehren kann, ist schon schwerer verständlich. Sie hat vielleicht nicht gedacht, daß ihr Versteck von Dauer sein würde, und als sie sich dann notgedrungen jemand im Hause hier offenbaren mußte, war der Koffer diesem Jemand nicht mehr zugänglich. — Das sind natürlich alles nur Vermutungen, die jedoch zur Konstruktion des Bildes ge-

hören — und auch alle unrichtig ſein können. Es bleibt aber freilich noch eine zweite Möglichkeit für Donna Xenias Verſchwinden, die jedoch mit der vergeblich auf ſie wartenden Gondel nicht übereinſtimmt: daß ſie das Dokument vor der drohenden Gefahr entweder verborgen und vernichtet hat, und daß der Anſchlag auf ihre Perſon fruchtlos war. — Wie geſagt — das ſtimmt nicht mit der unbenützten Gondel überein und iſt nur deshalb erwähnt, um keine Möglichkeit aus den Augen zu laſſen. — Nun aber dürfen wir nicht länger zögern und Ihre Exzellenz die Frau Marcheſa warten laſſen!“

* * *

Die beiden Herren fanden die alte Dame und ihre Enkelin noch allein, als ſie eintraten, bevor das Tamtam zum zweiten Male ertönte. Aber auf dem Fuße folgte ihnen, feierlich von Sebaſtiano angemeldet, der Freiherr v. Krähenhauſen mit ſeiner Frau und ſeiner Mündel, deren Erſcheinung den Vergleich mit einer weißen Taube zwiſchen zwei Krähen förmlich herausforderte. Ihnen folgte faſt gleichzeitig die Conteſſa Candiani, die die Fremden im Palazzo Terraferma eingeführt hatte, eine ältere, lebhafte, elegante Dame, und damit war der Kreis geſchloſſen.

Herr v. Krähenhauſen war ein älterer, überſchlanker Mann mit ſchneeweißem Vollbart, der ihm im Verein mit ſeinen wallenden, weißen Locken das Ausſehen eines altbibliſchen Patriarchen in ſehr ſchlechtſitzendem Frack hatte. Die Augen zu beiden Seiten der enormen Adlernaſe, beſchattet von buſchigen Brauen, hatten indes einen gutmütigen, faſt kindlichen Ausdruck, der von Geduld und Nachgiebigkeit zeugte.

In einem violettſeidenen Kleide, das die unverkennbare Etikette „gefärbt“ trug und mit billigen weißen

Spitzen beſetzt entſchieden „aufgedonnert“ ausſah, machte ſeine kleine, dürre Frau mit dem ſcharfen Wieſelgeſichte und den ſchwarzen, ſtechenden Augen den weniger ſympathiſchen Eindruck. Der Menſchenkenner hätte freilich in ihren zugeſpitzten Zügen den Kampf eines Lebens mit den Sorgen des Daſeins leſen können, die ihre Runen der Phyſiognomie ja ſehr verſchieden aufprägen. Auch ihr ſichtliches Beſtreben, um jeden Preis die Merkzeichen ihrer ariſtokratiſchen Geburt und Stellung aufrechtzuerhalten, hätte etwas Pathetiſches gehabt, wenn ſie es nicht in Äußerlichkeiten geſucht hätte: in einer gezierten Überlegenheit, einer hohen, flötenden Stimme und in ſo langen Fingernägeln wie ein chineſiſcher Mandarin. Und je natürlicher die Andern ſich gaben, um ſo gezierter wurde ſie in der Meinung, daß es ſo der Freifrau v. Krähenhauſen geborenen Freiin v. Ebingen zukam.

Die Unterhaltung wurde, da das Paar des Italieniſchen nicht mächtig war, franzöſiſch geführt, aus welcher Sprache Herr v. Krähenhauſen ein Kauderwelſch machte, das zwar der Klarheit entbehrte, dafür aber recht erheiternd wirkte, woran er gutmütig und ohne falſche Scham am herzlichſten teilnahm. Seine Frau ſprach Franzöſiſch korrekt, aber wie auf den Stelzen des höheren Töchterſchulenunterrichts einherſchreitend, und man merkte ihr an, daß ſie wie ein Schießhund aufpaſſen mußte, um der raſch fließenden Unterhaltung folgen zu können.

„Dieſe Deutſchen ſind doch eine komiſche Raſſe,“ raunte Conteſſa Candiani der Marcheſa zu. „Solch reiche Leute, die euch den Piano nobile abmieten und dabei ausſehen, als ob ſie nichts zu beißen und zu brechen hätten!“

„Nun, vielleicht ſind ſie erſt unlängſt in den Beſitz gelangt und wiſſen ihn noch nicht anzuwenden.“

„Hm — ja, wahrſcheinlich iſt es ſo,“ gab die Conteſſa zu. „Oder es iſt ihnen ganz egal, wie ſie ausſehen. Geiz iſt es nicht, denn der Mietpreis hat ihnen kein Zucken mit den Wimpern abgelockt. — Die kleine Meldeck iſt ſüß — nicht wahr? Dies einfache weiße Kleid ſo ſchick, als ob Paquin in Paris es gemacht hätte. Und dieſe blauen Augen — hoffentlich verliebt Gian ſich nicht in ſie, denn ſie hat nichts — abſolut nichts, ſage ich dir! Die Meldecks ſind arm wie die Kirchenmäuſe! Ich habe den Vater ja ſo gut gekannt, als mein guter ſeliger Mann Geſandter in — o, carissima mia,“ fuhr ſie liebenswürdig nach der anderen Seite herum, als ſich das Objekt dieſer Mitteilungen eben nahte. „Ich erzählte meiner Tante eben von deinem lieben Vater! Du haſt ganz ſeine Augen und — was für eine köſtliche Toilette du haſt!“

Komteſſe Meldeck lachte und ſtrich mit ihrer ſchmalen Hand im weißen, gutſitzenden Handſchuh an ihrem ſchlichten Empirekleid entlang, das ihren ſchlanken Körper wie eine Schlangenhaut umſchloß.

„Was du für einen Blick haſt, zia mia! Paquin in Paris hat nämlich das Kleid gemacht!“ ſagte ſie vergnügt.

Conteſſa Candiani ſtieß einen leiſen Schrei aus. „Du kleine Verſchwenderin!“ rief ſie gutmütig ſcheltend. „Wart, ich werde dir den Kopf waſchen! Trägt das Mädchen Kleider von Paquin, dem größten, aber natürlich auch dem teuerſten Schneider! Wohl ein Geſchenk von deinem Vormund, liebſte Fiore?“

„Wie heißen Sie, Conteſſina?“ ſagte die Marcheſa, die lächelnd zugehört, mit einem Intereſſe, das ihren großen dunklen Augen einen ganz eigenen Ausdruck gab und Don Gian, der eben zu der kleinen Gruppe getreten war, ſeine Großmutter erſtaunt anſehen ließ.

„Ich heiße Fiore, Eccellenza," erwiderte Komteſſe Meldeck harmlos. „Eigentlich Fiorenzia, aber der Name iſt zu lang zum Ausſprechen und wurde immer in Fiore abgekürzt!"

„Das iſt ein italieniſcher Name!" ſagte die Marcheſa zögernd, erwartungsvoll.

„Gewiß. Meine Mutter war eine Italienerin, und ich bin nach ihr genannt worden."

„Alſo darum ſprechen Sie ſo gut Italieniſch, Conteſſina!" fiel Don Gian mit einer Begeiſterung ein, die entſchieden darauf ſchließen ließ, daß er auf dem beſten Wege war, das zu tun, was die Gräfin Candiani vor ein paar Minuten für nicht wünſchenswert gehalten hatte. „Dann ſind wir ja halbe Landsleute!"

Weder die Gräfin noch die Marcheſa achteten auf die an ihrem Verwandten ſonſt ungewohnte Lebhaftigkeit. Die erſtere machte ein merkwürdig verlegenes Geſicht, und die letztere ſchien ihre Augen von dem jungen Mädchen nicht losreißen zu können.

„Eine Italienerin!" wiederholte ſie. „Es iſt eigen — Sie erinnern mich beſonders jetzt, ohne den Hut, an eine junge Dame, die — die ich vor Jahren kannte. Sie hieß ſeltſamerweiſe auch Fiorenzia und war eine Florentinerin."

„Meine Mutter war auch eine Florentinerin!" rief Fiore überraſcht. „Wer weiß, vielleicht war ſie es, Eccellenza, die Sie kannten! Sie hieß mit ihrem Mädchennamen Fiorenzia Crespolo und war die Tochter des Herzogs von Nifreddi —"

Sie hielt ein, denn die Marcheſa hielt ihr beide Hände entgegen und zog ſie bewegt an ſich. „O cara mia!" murmelte ſie mit feuchten Augen. „Ja, ja — ſie war's, die ich kannte und ſehr, ſehr lieb hatte! Darum alſo! Sie haben ihre Haare, Fiore — nur ſind

die Ihren noch ein wenig heller! Und ganz die Züge der armen Fiorenzia haben Sie. — Doch hatte sie dunkle, sehr dunkle Augen. — Dio mio! Dio mio — nach so viel Jahren! Ist sie — ist sie schon lange von Ihnen gegangen?"

„Sie starb, als ich noch kaum laufen konnte," sagte Fiore leise.

Dann folgte sie, begleitet von Don Gian, eigentlich nur ungern einem Rufe von Donna Loredana, denn sie hätte die alte Dame gern über die Mutter befragt, von der sie so wenig wußte.

„Hast du das — das gewußt?" fragte die Marchesa, während auch sie sich erhob, denn Sebastiano war eben eingetreten, um zu Tisch zu bitten.

Gräfin Candiani hustete. „Natürlich habe ich es gewußt," tuschelte sie zurück. „Wozu hätte ich es dir aber sagen sollen? Du hattest Fiorenzias Frauennamen längst vergessen. Warum an alten Wunden rühren? Ich dachte auch kaum, daß du mit deinen Mietern Verkehr pflegen würdest. Es ist das eigentlich nicht gebräuchlich."

„Nein, es ist sonst wohl nicht gebräuchlich," erwiderte die Marchesa mit einem Blick auf ihre Gäste. „Es war das Mädchen, das mich dazu bewog. Ich dachte mir, vielleicht wäre es ein Verkehr für Loredana."

„Ah ja!" machte die Contessa verständnisvoll. „Sie ist in der Tat ein passender Verkehr für Loredana, darüber ist kein Zweifel. Und sie ist so frisch und natürlich, Loredana aber solch ein Bücherwurm, dem es ganz gut täte, wenn jemand ihn aus seinen dummen Gedanken, die er sich in den Kopf pfropft, herausrisse, und —"

Das Herantreten des Freiherrn v. Krähenhausen machte der sich überstürzenden Mitteilung ein Ende.

Er verbeugte ſich altmodiſch, aber würdevoll vor der Marcheſa und reichte ihr den Arm, wobei ſein Frack eine Waſſerfalte auf dem Rücken ſchlug. „Kumm!“ machte er, und nachdem er durch dieſen Laut ſeiner Naſe Luft verſchafft, fuhr er galant fort: „J'ai l'honneur de — de — de tirer Votre Excellence sur la table.“

„Um Gottes willen!“ murmelte die Conteſſa, über dieſe fürchterliche Ankündigung, auf die Tafel gezogen zu werden, faſt ihr Gleichgewicht verlierend.

Die Marcheſa unterdrückte aber heroiſch ein verdächtiges Zucken ihres Mundes, und als ſie neben ihrem Gaſt bei Tiſche ſaß, äußerte ſie ihm in liebenswürdigen Worten ihre Freude, daß er ein ſo junges, friſches Weſen wie Fiore Meldeck bei ſich haben dürfe, und fragte ihn, ob er ſelbſt Familie habe.

Von der ganzen Rede verſtand Herr v. Krähenhauſen indes nur den freundlichen Ton, und ſeine guten Augen ſtrahlten die Freude darüber zurück, während er ſich darauf beſchränkte, ein paarmal mit beſonderer Energie „Kumm!“ zu machen.

Die Marcheſa, die nicht wußte, daß es ein chroniſcher Stockſchnupfen war, der ihn zu dieſem eigentümlichen Laute zwang, beſchloß ſich zu erkundigen, was die Silbe „Kumm!“ in einer ihr ſonſt doch bekannten Sprache bedeutete. Frau v. Krähenhauſen aber, die nahe genug an der Seite des Marcheſe ſaß, um hören zu können, was des letzteren Großmutter redete, kam ihrem Gatten zu Hilfe und erzählte in gewählten Worten, daß ſie einen Sohn hätte, der Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität ihrer Heimatprovinz ſei und eine glänzende Laufbahn vermöge ſeiner noch um vieles glänzenderen Geiſtesgaben vor ſich hätte. Er ſei ja ſo ſchnell vom Privatdozenten zum außerordentlichen Profeſſor befördert worden. „Wir erwarten unſeren Wiwigenz in

den nächſten Tagen hier in Venedig. Er hat einen außergewöhnlichen Urlaub zum Studium im Staatsarchiv erhalten," ſchloß ſie mit einem Rundblick des Triumphes.

„Wie ſagten Sie, daß Ihr Herr Sohn heißt?" fragte die Marcheſa.

„Wi—wi—genz!" ſkandierte die ſtolze Mutter. „Es iſt ein alter, uralter Familienname."

„Oui, oui — un nom très vieux — kumm!" fiel Herr v. Krähenhauſen ein. „Tout mes ânes s'appellent Wiwigenz."

Die arme Marcheſa wußte wirklich nicht, ob ſie ſich mehr darüber wundern ſollte, daß ihr Gaſt ſo viele Eſel beſaß, oder warum ſie alle Wiwigenz heißen. Zum Glück klärte ſeine Frau ſie darüber auf, indem ſie mit einem vernichtenden Blick auf die arbeitenden Geſichtsmuskeln des anderen ſcharf und ohne Lächeln verkündigte, ihr Mann habe natürlich ancêtres ſagen wollen, was auf deutſch „Ahnen" hieße — eine Erklärung, die nun auch die Marcheſa hart an den Rand einer unauslöſchlichen Heiterkeit brachte.

Dank ſolchen wiederholten Zwiſchenfällen, der Unterhaltungsgabe der überwiegenden Mehrzahl des kleinen Kreiſes und dem echt germaniſchen Bedürfniſſe Herrn v. Krähenhauſens, eine Rede halten zu müſſen, in der er ſeine Gaſtgeber leben ließ, verlief das Mahl recht angeregt und heiter, beſonders da der beſagte Toaſt grammatikaliſch und wörtlich fehlerlos zum Ausbruch kam, was jedem ohne weiteres die Vermutung aufdrängte, daß ſie von der beſſeren Hälfte des Paares redigiert und von der ſtärkeren vorher auswendig gelernt und von der Gattin gründlich überhört worden war.

Im Hauſe Terraferma war die engliſche Sitte eingeführt worden, nach der die Damen die Tafel auf

ein Zeichen der Wirtin verlassen, während die Herren bei einem Glase Wein zu einer Zigarette zurückbleiben, was den Vorteil hat, daß die Gesellschaft in absehbarer Zeit wieder vereint ist und das stärkere Geschlecht für den Rest des Abends nicht durch seine Abwesenheit im Rauchzimmer glänzt, wodurch der Zweck eines gemeinsamen Beisammenseins bei uns in Deutschland meist hinfällig gemacht wird.

Die Marchesa erhob sich also mit einem einladenden Rundblick auf ihre weiblichen Gäste, indem sie zu ihrem Tischherrn: „Vous fûmez certainement, Monsieur?“ sagte.

„Oui, Madame,“ erwiderte Herr v. Krähenhausen mit dröhnender Stimme, „je suis un grand fumier“*).

Die Marchesa mußte sich im ersten Schrecken über dieses Geständnis noch einmal niedersetzen, erhob sich aber schnell wieder und verließ, das Taschentuch vor dem Munde und mit zuckenden Schultern, den Tisch mit einer Eile, die auf ihre schwindende Selbstbeherrschung einen traurigen Schluß zuließ. In derselben Verfassung folgten ihr die anderen Damen, deren jüngerer Teil mit schlecht unterdrückten Lachkrämpfen rang — ja selbst Frau v. Krähenhausen machte ein ganz merkwürdiges Gesicht, als ob sie niesen wollte, und ehe die Damen den Vorsaal gekreuzt und wieder im Salon der Marchesa angelangt waren, hörten sie im Speisesaal ein herzhaftes männliches Lachterzett ertönen, was darauf schließen ließ, daß Doktor Windmüller wahrscheinlich übernommen hatte, Herrn v. Krähenhausen darüber aufzuklären, was er eigentlich gesagt hatte.

„Wenn mein Mann mehr Gelegenheit gehabt hätte,

*) fumier = Misthaufen; fumeur = Raucher.

die franzöſiſche Sprache zu üben, ſo würden ihm ſolche — hm — Verwechſlungen nicht paſſieren," erklärte Frau v. Krähenhauſen ſcharf, als ſie kaum auf dem Sofa neben der Marcheſa ſaß. „Wir leben — der ungeſtörten Studien meines Mannes wegen — in einer kleinen Stadt, in der das Intereſſe ſelbſt der höheren Kreiſe, in denen wir natürlich ausſchließlich verkehren, für fremde Sprachen ein ſehr geringes iſt. Ich muß das mit größtem Bedauern eingeſtehen, um ſo mehr, als ſich in den Kreiſen der Bourgeoiſie ein ganz unpaſſender Geiſt eingeſchlichen hat und ſogar ein Leſekränzchen exiſtiert, in dem dieſe Leute klaſſiſche Dramen mit verteilten Rollen leſen!"

Sie ſchloß dieſe etwas unklare Rede, die mit den franzöſiſchen Entgleiſungen ihres Gatten eigentlich nichts zu tun hatten, mit einem ariſtokratiſch ſein ſollenden Zurücklehnen, indem ſie ihre Hände ſo auf ihren Schoß legte, daß man die Mandarinennägel daran in ihrer vollen Glorie bewundern konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Fahrende Leute.

Von Alex. Cormans.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die Zeiten sind vorüber, da unsere Phantasie das Leben der „fahrenden Leute“ mit einem Schimmer geheimnisvoller Romantik umwob und da wir beim Anblick eines von müden Rossen gezogenen Gauklerwagens von der „Poesie der Landstraße“ träumten. Wenn es für die, deren ruheloses Leben auf der Landstraße anfing und endete, eine solche Poesie jemals gegeben hat, so ist sie im Zeitalter der Eisenbahnen und der Automobile jedenfalls bis auf das letzte Restchen verloren gegangen.

Wie die liebe, trauliche Postkutsche mit dem gefühlvoll blasenden Schwager verschwunden ist, wie man statt des fröhlich wandernden Handwerksburschen nur noch dem landstreichenden Vagabunden begegnet, so schrumpft auch die Zahl der „Fahrenden“ immer mehr zusammen, und unsere Urenkel werden von ihnen vielleicht nur noch als von einer Erscheinung vergangener Zeiten reden.

Ob dies unausbleibliche Aussterben des fahrenden Volkes zu bedauern oder als ein Kulturfortschritt zu begrüßen ist, mag dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich wird die Mehrzahl der Beurteiler sich der letzteren Auffassung zuneigen, denn die besten Elemente sind es ja naturgemäß nicht, die ein unstetes und ungeregeltes Wanderleben der Seßhaftigkeit vorziehen.

In sonderlich gutem Rufe haben die „Fahrenden“ wohl niemals gestanden. Ihre ältesten Vorfahren vielleicht ausgenommen, als die wir die Barden, Harfenspieler und Volkssänger des frühen Mittelalters ansprechen müssen. Je mehr die wandernden Sänger

Der „Salonwagen“ des Schaustellers.

und Musikanten zu unterhaltlichen Spaßmachern wurden, desto mehr schwand die Wertschätzung, die man ihnen entgegengebracht, solange sie den Ehrgeiz gehabt hatten, Dichter und Künstler zu sein. Unter die Sänger, Erzähler und Spielleute mischten sich jetzt in immer größerer Zahl die Gaukler und Taschenspieler, die mit

beſtem Erfolg auf die niedrigen und niedrigſten Inſtinkte ihres Publikums ſpekulierten.

Die Puppenſpiele und die halsbrecheriſchen gymnaſtiſchen Kunſtſtücke bildeten das hauptſächlichſte Betätigungsgebiet der fahrenden Leute, und je freudiger man allerorten, in den einſam gelegenen Schlöſſern wie in den Dörfern und den volkreichen Städten ihr Erſcheinen begrüßte, je lebhafter man ihnen zujubelte, deſto geringer wurde die Achtung, die man ihnen zollte. Sie gehörten zu den „unehrlichen“ Leuten, die von dem Schutz der Geſetze ebenſo ausgenommen waren wie von den Segnungen der Kirche, obwohl ſeltſamerweiſe hie und da der Geiſtlichkeit geradezu die Pflicht auferlegt war, den wandernden Gauklern Herberge und Verpflegung zu gewähren. Das Sakrament aber durfte ihnen nicht gereicht werden, und es war ihnen ſtrenge verboten, ſich in die Tracht des freien Mannes zu kleiden.

Als ſich nach den Kreuzzügen eine ganze Flut arbeitſcheuer, aller Zucht und Ordnung entwachſener Geſellen über die deutſchen Lande ergoß, gab es unter den fahrenden Leuten zahlloſe Scholaren im bunteſten Gemiſch mit Landsknechten, Söldnern und Zigeunern, wodurch der ohnedies wenig angeſehene Stand vollends der allgemeinen Verachtung anheimfiel.

Die Folge dieſes Ausgeſtoßenſeins war, daß ſie nach möglichſtem Zuſammenſchluß untereinander ſtrebten und in einer Art von karikierter Geheimbündelei allerlei wunderliche Formen und Vereinbarungen einführten, von denen wir hier nur das „Königtum der fahrenden Leute im Elſaß“, das Pfeiferrecht und den Pfeifertag zu Rappoltsweiler erwähnen wollen, bei dem die Herren von Rappoltſtein als Pfeiferkönige dem Pfeifergericht präſidierten.

Eine besonders harte Zeit für die Fahrenden war es, als man ihrer bisherigen Ungebundenheit mit allerlei drakonischen polizeilichen Maßnahmen energisch zu Leibe ging. Während des Dreißigjährigen Krieges aber und nach seiner Beendigung wuchs ihre stark zu-

Bei den Vorbereitungen für die Vorstellung.

sammengeschmolzene Zahl wieder ins Ungemessene. Einzeln und truppweise durchzogen nicht nur Gymnastiker, Taschenspieler, Komödianten und Bärenführer, sondern auch Alchimisten, Schatzgräber und Geisterbeschwörer das Land, und der Prozentsatz der ausgesprochen verbrecherischen Elemente in dieser bunt zusammengewürfelten Gesellschaft war naturgemäß nicht gering. Die obrigkeitliche Fürsorge hat ja dann

während der folgenden Jahrhunderte dieſe gemeingefährlichen Beimiſchungen mehr oder weniger gründlich auszuſcheiden gewußt, und die Seiltänzer, Gymnaſtiker, Kunſtreiter und Schmierenkomödianten, die

Wandernde Korbflechter.

heute noch im Wohnwagen das Land durchziehen, um in Dörfern oder kleinen Ortſchaften ihre zweifelhaften Künſte zu produzieren, ſind in der überwiegenden Mehrheit durchaus harmloſe und ordentliche Leute.

Aber das Brot, das ſie eſſen, wird immer härter. Es ſind eigentlich nur noch die kleinſten Siedlungen, in denen ſie auf ein dankbares Publikum rechnen dürfen, und allerlei ſtrenge polizeiliche Vorſchriften, auf deren

Beobachtung die Gendarmerie ein sehr scharfes Auge hat, verbittern ihnen überdies das Leben. Von irgendwelcher Poesie oder Romantik ist in ihrem kümmerlichen Dasein längst keine Rede mehr; Not und Sorge um den kommenden Tag sind beinahe jedem Gauklerwagen ständige Gefährten, und es geschieht immer seltener, daß die nachwachsende Generation das Gewerbe der Eltern weiter betreibt. Wie die letzte mit Pferden

Das „Heim" des Kesselflickers.

bespannte Postkutsche, so wird in nicht sehr ferner Zeit wohl auch der letzte grüngestrichene Wohnwagen einer wandernden Akrobatenfamilie zu einer Kuriosität geworden sein.

Einem anderen „Stamme“ des fahrenden Volkes gehören außer den Hausierern, von denen hier nicht weiter die Rede sein soll, weil sie zumeist nicht die Landstraße, sondern die Eisenbahn für ihre geschäftlichen Wanderungen benützen, jene Handarbeiter an, die — um bei der Ausdrucksweise des Gesetzbuches zu bleiben — ihr Gewerbe im Umherziehen betreiben.

Den Bewohnern der abseits größerer Verkehrswege gelegenen Dörfer sind diese Korbflechter, Drahtbinder, Kesselflicker und Schirmmacher noch immer nicht unwillkommene Besucher, zumal die Entlohnung für ihre Arbeiten zum guten Teil in Naturalien entrichtet werden kann, die den Bauern wenig oder gar nichts kosten. Aber auch diesen Fahrenden ist die neue Zeit mit ihrem Streben nach gesetzmäßiger Regelung aller Verhältnisse nicht sehr freundlich gesinnt. Die deutsche Gewerbeordnung schreibt für die Ausübung des Wandergewerbes nicht nur die Lösung eines Legitimationsscheines oder Wandergewerbescheines vor, sondern sie unterwirft sie auch mancherlei Beschränkungen im Interesse der Gesundheit, Sicherheit und Sittlichkeit. Der Wandergewerbeschein ist gewissen, nicht ganz einwandfreien Personen unbedingt, anderen in der Regel zu versagen, und kann außerdem unter bestimmten Voraussetzungen wieder zurückgenommen werden. Eine Reihe von Waren und Arbeitsleistungen ist von diesem Gewerbebetrieb überhaupt von vornherein ausgeschlossen. Minderjährigen kann die Beschränkung auferlegt werden, daß sie das Gewerbe nicht nach Sonnenuntergang, und Minderjährigen weiblichen Geschlechts die weitere, daß sie es nur auf öffentlichen Straßen, Wegen oder Plätzen, nicht aber von Haus zu Haus betreiben dürfen. Die

Mitführung von Kindern unter vierzehn Jahren zu gewerblichen Zwecken ist verboten.

Durch diese und andere, ohne Zweifel sehr nützliche und notwendige Bestimmungen hat der Gewerbebetrieb im Umherziehen während der letzten Jahre in

Der fahrende Schirmmacher.

Deutschland bereits eine sehr starke Verminderung erfahren, während er in den österreichischen Ländern noch in ziemlich bedeutendem Umfange geübt wird.

Natürlich kann man nicht von fahrenden Leuten reden, ohne auch der Zigeuner zu gedenken, jenes eigenartigen und geheimnisvollen Wandervolkes, das sich im Verlaufe der letzten fünf Jahrhunderte über fast alle

Länder Europas verbreitet hat. Zwar hat die Sprachforschung ziemlich einwandfrei festgestellt, daß die eigentliche Heimat der Zigeuner in Indien zu suchen ist, aber wir sind über ihre Rassenzugehörigkeit noch ebenso im Dunkeln wie über ihre Geschichte vor dem ersten Erscheinen in Europa. Wahrscheinlich sind sie als ein Mischvolk anzusehen, das man nur mit starkem Vorbehalt zu den Ariern rechnen darf.

Die ersten Nachrichten über ihr Auftreten in Deutschland stammen aus dem Jahre 1417. Seitdem sind wir sie nicht mehr losgeworden, wenn sie es auch bei uns niemals zu so großer Kopfzahl gebracht haben wie in Österreich, Ungarn oder Rumänien. Daß sie in keiner Gegend Deutschlands zu den gern gesehenen Gästen gehören, haben sie lediglich sich selber zuzuschreiben, denn ihrer üblen Eigenschaften sind so viele, daß sie mit gutem Grund als eine Landplage bezeichnet werden dürfen. Auch wenn man sie von dem lange gehegten Verdacht freisprechen darf, Liebhaber von Menschenfleisch und gewerbsmäßige Kindesräuber zu sein, bleibt ihr Sündenregister noch immer lang genug.

Obwohl es ihnen weder an Intelligenz noch an Geschicklichkeit zu mancherlei Handarbeit mangelt, gewinnen die umherziehenden Zigeuner ihren Lebensunterhalt doch am liebsten durch Betteln, Stehlen und Betrügen. In der Kunst, den Aberglauben und die Einfalt des Landvolkes auszunützen, sind sie unübertroffene Meister. Ihre Wahrsagekniffe, Beschwörungen und namentlich ihre stets auf schamlose Ausbeutung berechneten Wunderkuren an Mensch und Vieh bekunden zumeist eine so dreiste Spekulation auf die Leichtgläubigkeit ihrer bäuerlichen Opfer, daß man ihnen eine eindringende Menschenkenntnis gewiß nicht absprechen darf.

Die Wagenburg eines Zigeunerlagers.

Auf der anderen Seite aber werden ihre geistigen Fähigkeiten doch in der Regel weit überschätzt. Jeder

Beſuch eines Zigeunerlagers muß uns vielmehr ſofort von dem erſchreckenden Tiefſtand ihrer Kultur überzeugen. Durch die oft geradezu beſtechende Erſcheinung der Männer und Kinder wie der jüngeren weiblichen Weſen darf man ſich ebenſowenig täuſchen laſſen

Familienidyll im Zigeunerlager.

wie durch ihre öfter zutage tretende künſtleriſche Veranlagung, namentlich für Muſik und Tanz. Ihre geiſtige Begabung äußert ſich eben zumeiſt nur in jener bereits erwähnten Verſchlagenheit, und auch da, wo es gelungen iſt, ſie teilweiſe ſeßhaft zu machen, wie in Rumänien, Ungarn und Rußland, bedeuten ſie einen

nichts weniger als nutzbringenden und erfreulichen Bevölkerungszuwachs.

Mit wenigen Ausnahmen sind die Lebensgewohn-

Zigeunernachwuchs.

heiten der wandernden Zigeuner heute wohl noch dieselben wie zur Zeit ihres ersten Erscheinens. In Lumpen gekleidet, für die sie allerdings mit Vorliebe

recht schreiende Farben wählen, ziehen sie auf elenden Wagen durch das Land, zufrieden mit der allereinfachsten Nahrung, sind aber leidenschaftliche Verehrer des Alkohols und des Tabaks, der von beiden Geschlechtern in gleichen Mengen konsumiert wird. Der in Lehm gebackene Igel ist noch immer ihre Leibspeise, wenngleich sie auch gestohlenes Geflügel und fettes Schweinefleisch keineswegs verschmähen.

In der Regel heiraten die Zigeuner sehr jung, und der vielfach gegen sie erhobene Vorwurf der Sittenlosigkeit ist einer von denen, die sie nicht verdienen. Sie erfreuen sich gewöhnlich eines sehr reichen Kindersegens, und schon aus diesem Grunde ist nicht recht erfindlich, weshalb sie auch noch auf den Raub fremder Kinder ausgehen sollten. Die Frauen altern unverhältnismäßig früh und nehmen dann in auffallendem Gegensatz zu ihrer einstigen Schönheit gewöhnlich ein überaus abstoßendes, hexenhaftes Aussehen an. Aber gerade das kommt ihnen als Wahrsagerinnen und Wunderärztinnen bei den Landbewohnern vielfach zustatten, und sie wissen aus der schreckhaften Häßlichkeit ihres Alters oft noch mehr Kapital zu schlagen als aus der Anmut ihrer Jugend.

Während es früher sehr schwer, ja beinahe unmöglich war, einen verbrecherischen Zigeuner, den man nicht auf frischer Tat hatte festnehmen können, nachträglich zu ermitteln und dingfest zu machen, ist neuerdings durch die Schaffung einer sogenannten Zigeunerzentrale bei der Münchener Polizei ein sehr wirksames Hilfsmittel zur nachdrücklichen Bekämpfung des Zigeunerunwesens gewonnen worden. Auf Grund des hier gesammelten Materials ist es in jüngster Zeit wiederholt gelungen, von wandernden Zigeunern begangene Missetaten, unter denen es auch an Kapital-

verbrechen nicht gefehlt hat, zu gesetzlicher Sühne zu bringen, und die Söhne des braunen Nomadenvolkes verlieren auf deutschem Boden mehr und mehr jenes Gefühl der Sicherheit, das ihnen bisher aus der Schwierigkeit, ihre Personalien festzustellen, erwuchs.

Darauf ist es denn auch wohl zurückzuführen, daß sich die Zahl der umherziehenden Einzelfamilien und größeren Banden mehr und mehr verringert. Auf großen Gebieten des Reiches, wie zum Beispiel in Preußen, kommen sie einem nur noch höchst selten zu Gesicht, und es ist anzunehmen, daß sich zur Freude der Behörden und zum Vorteil der von einer häßlichen Plage befreiten Landbevölkerung eines Tages auch der letzte Zigeunerwagen gastlicheren Gefilden zugewendet haben wird.

Die neue Präſidentin.

Eine heitere Wahlgeſchichte von E. E. Weber.

(Nachdruck verboten.)

In dem grüngetäfelten, von goldumfranſten elektriſchen Deckenbirnen erleuchteten Vortragsſaal des „Klubs der Eigenen“ in Lake Foreſt, einem von wohlhabenden Familien bewohnten Vorort Chicagos, ſaßen gegen dreißig gewählt gekleidete Damen. Duftiger Zigarettenrauch ſtieg aus ihren Reihen auf. Jüngere mit friſchen Wangen und modiſchen Friſuren wechſelten mit älteren ab, aus deren ſcharfen Zügen Strenge und Entſchloſſenheit ſprachen. Alle blickten geſpannt nach dem Rednerpult.

Auf ihm ſtand eine kleine, dürftige Geſtalt mit bleichem, magerem Geſicht und grauen, ſtechenden Augen. Sie reckte ſich angeſtrengt in die Höhe und hob die Hand empor.

„Meine Damen,“ rief ſie mit erhobener Stimme, „ich bin mit meinem Vortrag über die Ziele des Klubs der Eigenen und die heutige Männertyrannei zu Ende. Bevor ich aber dieſen Platz verlaſſe, werde ich das Ergebnis meiner Betrachtungen in Leitſätzen zuſammenfaſſen, die uns allen im Denken und Handeln als feſte Richtſchnur zu dienen haben.

Erſter Leitſatz. Der Klub der Eigenen, das heißt unſere Vereinigung von ſtarken, unbeeinflußbaren Perſönlichkeiten eigener Prägung, hat ſich, wie die neuzeit-

liche Frauenwelt überhaupt, die Aufgabe geſtellt, die würdeloſe Gewaltherrſchaft der Männer zu brechen.

Zweiter Leitſatz. Der Klub der Eigenen erreicht für ſeinen Teil dieſes Ziel dadurch, daß er ſich körperlich durch Sport aller Art ſo ſtählt, daß er das morſche Männergeſchlecht unnachahmbar überflügelt.

Dritter Leitſatz. Der Klub der Eigenen hat ſich des dargelegten Zweckes wegen in alle Wiſſensgebiete einzuleben, damit die bisher männlich-rohen Wiſſenſchaften geiſtig und weiblich veredelt werden.

Vierter Leitſatz. Die Angehörigen des Klubs der Eigenen haben danach zu trachten, den Männern in den verſchiedenen Berufszweigen mitleidloſe Konkurrenz und ihnen in ihren engen und befangenen Anſchauungen grundſätzliche Oppoſition zu machen.

Fünfter Leitſatz. Alle Mitglieder des Klubs der Eigenen haben dieſe Grundſätze perſönlich dadurch zu erhärten, daß ſie dem verkommenen Männergeſchlecht ihre Überlegenheit allzeit zum Ausdruck bringen.“

Von dem Beifallsklatſchen der Zuhörerinnen umrauſcht, ſtieg die Rednerin nach einer gemeſſenen Verneigung die Stufen hinab.

Hinter dem langen, mit blauem Tuch überzogenen Diplomatentiſch auf der rechten Seite erhob ſich eine zarte, ältere Dame, der etwas Leidendes anhaftete. Sie warf einen unſicheren Blick auf die neben ihr ſitzende Frau, die den energiſchen Kopf geſenkt hielt und haſtig in dem Protokoll ſchrieb, und fragte: „Haben Sie die Leitſätze Miß Bunchs ſtenographiert, Mrs. Chatterer?“

„Ich bin ſofort fertig, Miß Wood,“ antwortete die Sekretärin.

Miß Wood, die zweite Vorſitzende des Klubs, räuſperte ſich leiſe. „Verehrte Klubmitglieder! Der

vortreffliche, wohldurchdachte Vortrag unserer Miß Bunch bot eine Fülle von Anregungen und hat die Ziele unserer Bestrebungen und unser Verhältnis zu der Männerwelt in mustergültiger Weise umrissen. Ich spreche Miß Bunch meinen aufrichtigen Dank aus. Der Beifall, den Sie dem Vortrag gespendet haben, beweist mir, daß Sie in seiner Bewertung mit mir einig sind."

Ein zustimmendes Raunen ging durch die Versammlung.

„Aber nicht nur aus diesem Grunde," fuhr die Rednerin fort, „habe ich das Wort ergriffen. Der Kampf, den wir auszufechten haben, ist schwer. Wir brauchen dazu viele Mitkämpferinnen. Je mehr sich um unsere Fahnen scharen, desto leichter und schneller werden wir siegen. Darum ermahne ich Sie: Werben Sie eifrig, werben Sie unablässig für unseren Klub!

Die Zeit dazu ist gegenwärtig besonders günstig. Miß Knight, unsere bisherige verdienstvolle Präsidentin, hat ihren Wohnsitz nach Baltimore verlegt. Infolgedessen steht unserem Klub in wenigen Tagen ein hochwichtiger Akt bevor, die Wahl der neuen Präsidentin.

Die Aufmerksamkeit von ganz Lake Forest wird dabei auf uns gelenkt sein, und deshalb wird sich jetzt für neue Werbungen die reichste Gelegenheit bieten.

In unserer Mitte selbst werden wir gewissenhaft darüber zu Rate zu gehen haben, wer von uns zu diesem verantwortungsvollen Amt berufen ist.

Ich weiß, es gibt unter uns mancherlei Strömungen und Gegensätze. Die Parteien werden heftig aufeinanderprallen, eine jede wird den Sieg an sich zu reißen suchen. Gerade dieser Reibungen wegen halte ich es für meine Pflicht, Sie zu einer ruhigen Prüfung aller

der Umstände, die bei der Neuwahl in Betracht zu ziehen sind, aufzufordern. Ich selbst kann die Arbeitslast, die die Geschäftsführung bedingt, nicht auf mich nehmen. Wohl aber wird sie von anderer Seite freudig geleistet werden."

Miß Wood sah auf die Sekretärin neben sich herab.

„Wir haben ein Mitglied, dessen Geeignetheit für das Amt einer Präsidentin durch jahrelange Mühewaltung gewährleistet ist."

Die Sekretärin Mrs. Chatterer blickte befriedigt zu Miß Wood auf. Ein Teil der Klubmitglieder nickte der zweiten Vorsitzenden zu.

„Ich schließe," begann Miß Wood nach einer kleinen Pause von neuem, „mit der dringenden Bitte: Geben Sie bei der Wahl Ihre Stimme zugunsten dieser vorzüglichen Kraft ab, damit unser Klub auch weiterhin grünt, blüht und Frucht bringt."

Damit war die Sitzung geschlossen. In lebhafter Unterhaltung verließen die Klubmitglieder den Vortragsaal.

Vor dem Klubhaus blieben zwei junge Damen noch einen Augenblick beieinander stehen.

„Die Strömungen und Gegensätze," sagte die eine lächelnd, „waren auf mich gemünzt. Morgen früh kommst du doch zum Bogenschießen zu mir, Daisy?"

„Bestimmt, Grace."

* * *

Das ausgedehnte Rasenviereck, auf dem sich die beiden Freundinnen, Grace Peyton und Daisy Lawrence, im Bogenschießen versuchten, gehörte zu dem Park, der die vornehme Villa von Graces Mutter umschloß. Grace Peytons Vater, einer der ersten Getreidehändler Chicagos, war seit drei Jahren verstorben.

Die Firma hatte John Ampthill übernommen. Mutter und Tochter wohnten nach dem Verkauf der großen städtischen Geschäftsbaulichkeiten ständig in der Villa. Graces Freundin, Daisy Lawrence, war Malerin und große Sportliebhaberin.

„Ich finde ihn anmaßend," sagte Grace Peyton, legte einen langen Teakholzpfeil auf ihren mannshohen Bogen, sprang einen Schritt vorwärts, so daß sich das weiße Sportkleid bauschte, und schnellte den Pfeil auf die lebensgroße Indianerscheibe ab, die unter einer breitästigen Buche aufgestellt war.

Zischend flog der Pfeil an der Schulter vorbei und bohrte sich in den Rasen des Parkes.

„Ich finde ihn im Gegenteil sehr nett," erwiderte Daisy Lawrence.

Grace sah die Freundin argwöhnisch von der Seite an. „Wirklich?"

„Gewiß. Er hat etwas unwillkürlich Gewinnendes in seinem Wesen."

Jetzt ergriff Daisy den Bogen, legte einen neuen Pfeil auf die Sehne, straffte sie und schoß. Der Pfeil drang dem Indianer in den rechten Arm.

„Ein guter Schuß!" lobte Grace. „Bist du vielleicht heimlich in ihn verliebt, Daisy?"

Daisy nestelte an ihrer Blusenschleife. „Mir gefällt vor allem seine geistreiche Schreibweise."

„Schreibweise? Ja, wen meinst du denn?"

„Den, von dem wir soeben sprachen — Edward Hearst."

Grace lachte belustigt auf. „Wir sprachen doch nicht von Edward Hearst, sondern von Reginald Wingfield. Den meinte nämlich ich."

„Nun, auch ihn nanntest du nicht im Ernst anmaßend. Im Gegenteil, du hast ihn gern."

„Was du nicht alles weißt! Nein, er ist mir zu sehr Kraftmäunchen und hat Anlage zum Haustyrannen. Zunächst müßte er sich freundlicher zu unserem Klub stellen, und jedenfalls wünsche ich, daß ich mich nie von ihm behandeln zu lassen brauche."

„Seine Praxis ist schon einträglich genug, liebe Grace. Besonders, wie du weißt, bei den unverheirateten Damen. — Mich wundert übrigens, daß er noch nicht vorbeigekommen ist. Er macht doch um diese Zeit seine Krankenbesuche. Hübsch ist dieser Wingfield. Das mußt du ihm zugestehen. Unser Klub wird aber auch ohne sein Wohlwollen noch weiter wachsen."

„Zumal wenn ich zur Präsidentin gewählt werde."

„Das ist ja doch nur eine Laune von dir, Grace. Würdest du in den nächsten vier Jahren, in denen du Präsidentin wärest, wirklich nicht heiraten wollen?"

Grace zeigte lachend die blanken Zähne. „Du denkst stets an die letzte Konsequenz. Genau wie Edward Hearst. Ihr beide paßt vortrefflich zusammen. Das habe ich schon neulich in der Kunstausstellung beobachtet, als er deine Bilder bewunderte. Er hat sie ja dann auch im ‚Herald' als Meisterwerke gepriesen."

„Edward Hearst ist in seinen Besprechungen immer sachlich. Andere Redakteure könnten sich an ihm ein Beispiel nehmen. Hat er meine Bilder gelobt, so werden sie es auch verdient haben."

„Liebe Daisy, ich freue mich aufrichtig über deine Erfolge. Kränken wollte ich dich nicht. Also schließen wir wieder Frieden!"

Grace Peyton prüfte eben die Straffheit der Bogensehne und wählte aus dem Köcher, der an einen der weißen Korbsessel lehnte, einen Pfeil aus.

Sie spannte den Bogen. Im Sonnenlicht blinkend,

ſchwirrte der Pfeil ab. „Ah, mitten ins Herz! So müßt' es auch Wingfield treffen!“

„Welch unbarmherziger Wunſch!“ Über dem Eiſengitter des Parkes erſchien von der Straße her der Kopf eines hochgewachſenen Mannes.

Grace wandte ſich überraſcht um. „Ah, Sie ſelbſt, Mr. Wingfield?“

„Mit allen Vorzügen und Fehlern. — Guten Morgen, meine Damen!“ Der Arzt lüftete den Hut. Seine blauen Augen, die auf Grace gerichtet waren, ſtrahlten. „Warum ſoll ich mitten ins Herz getroffen werden?“

„Weil Sie ein ſo abſcheulicher Menſch ſind.“

„Sind Sie der gleichen Anſicht, Miß Lawrence?“

„Ich habe mir darüber noch kein feſtes Urteil gebildet.“

„Ein deſto beſtimmteres aber über Mr. Hearſt,“ fiel Grace lachend ein.

„Über meinen Freund Edward? Er iſt doch einer der liebenswürdigſten Menſchen in den Vereinigten Staaten.“

„Ähnlicher Meinung iſt Daiſy,“ ſagte Grace und trat an das Parkgitter heran. „Sie hat ihn eben für beſonders geiſtvoll erklärt.“

„Aber Grace!“ wehrte Daiſy ab, während ein helles Rot über ihr Geſicht huſchte.

„Dann beruht die Wertſchätzung auf Gegenſeitigkeit,“ warf Wingfield heiter ein. „Edward Hearſt iſt Ihnen, Miß Lawrence, ehrlich zugetan,“ fuhr er mit Wärme fort. „Er findet Sie reizend und talentvoll. Ihre wohlwollende Geſinnung werde ich ihm nicht vorenthalten. — Wer wird übrigens,“ wandte er ſich an Grace, „im Klub der Eigenen Präſidentin werden? Die Neuwahl ſteht doch vor der Tür!“

„Haben Sie vielleicht einen Vorſchlag zu machen?“

fragte Grace, indem sie dem Arzt einen schelmischen Blick zuwarf.

„Zunächst kommt wohl Mrs. Chatterer in Betracht. Sie ist seit fünf Jahren Sekretärin Ihres Klubs. Oder spüren Sie selbst das Verlangen, das hohe Amt zu bekleiden?“

„Ja, gerade das möchte ich.“

„Das sollten Sie lieber nicht.“

„Sie hegen für unsere Bestrebungen natürlich keine Sympathie!“

„Sie übertreiben. Nur das Überschreiten gewisser Grenzen ist mir zuwider.“

„Sie sind ein Pedant.“

„Danke sehr. — Aber jetzt wünsche ich den Damen gute Unterhaltung, ich muß mich leider empfehlen. Auf mich wartet ein Kranker.“

„Doch nicht Mr. Hearst?“ rief Daisy übermütig.

„Nein. Er ist zwar leidend, aber sein Herzleiden kann meine Kunst nicht kurieren.“

Als Doktor Wingfield ihren Blicken entschwunden war, kicherte Grace vergnügt vor sich hin. „Ich glaube, er teilt wirklich Mr. Hearst deine Äußerungen über ihn mit.“

Daisy Lawrence wurde etwas verlegen, dann aber rief sie: „Meinetwegen!“

* * *

Den von vollwipfligen Linden eingefaßten gelben Kiesweg, der von der Villa zum Sportplatz hinführte, schritten eine grauhaarige, mit einer lila Seidenrobe bekleidete Dame und neben ihr ein rotbackiger, beleibter Herr in tadellosem Pikeeanzug herab.

„Ich stehe völlig auf Ihrer Seite, Mr. Ampthill,“ sagte die Dame. „Ich würde es reizend finden, wenn

der Nachfolger in unſerem Geſchäft nun auch Nachfolger in unſerer Familie würde. Aber Grace iſt heikel, ſehr heikel.“

„Weiß ich,“ ſtieß John Ampthill kurz hervor.

„Sie müſſen ſehr diplomatiſch zu Werke gehen.“

„Werde ich.“

„Sie hat zuweilen höchſt eigentümliche Einfälle.“

„Ich werde ſie ſamt und ſonders als die geiſtvollſten Offenbarungen bewundern. Was ich für mich darüber denke, ſteht auf einem anderen Blatt.“

Grace ſah ihre Mutter mit ihrem Begleiter die Lindenallee herabkommen. „Daiſy, dort naht mein von Mam heimlich gewünſchter Ehegemahl.“

„Könnteſt du ihn tatſächlich heiraten?“

„So übel iſt er ja nicht. Er wird auf jeden Fall ein ſehr gefügiger Lebensgefährte. Aber heute kitzelt es mich, ihn einmal tüchtig aufzuziehen. Geh, bitte, auf meinen Scherz ein, Daiſy.“

„Meinſt du, daß er dich nicht durchſchaut? Ich halte Mr. Ampthill für einen ſehr geriſſenen Herrn.“

„Er muß ſich vor mir drehen wie ein Tanzbär, ſonſt —“

Mrs. Peyton und Mr. John Ampthill betraten den Sportplatz. Der Großhändler grüßte die beiden jungen Damen, die eben vor das Sprungbrett traten, verbindlich. „Wollen Sie einen Sprung ins Ungewiſſe wagen, Miß Grace?“

„Ins Ungewiſſe? Wieſo?“

„Wiſſen Sie beſtimmt, wo Sie landen werden?“

„Nein. Aber ich lande ſtets ſo, daß ich feſten Grund und Boden unter den Füßen behalte.“

„Das iſt bei Ihrer Selbſtändigkeit ſelbſtverſtändlich.“

„Aber ich,“ miſchte ſich Mrs. Peyton in die Unterhaltung, indem ſie ſich in einem Korbſeſſel niederließ,

„habe unter dieſer ſelbſtverſtändlichen Selbſtändigkeit recht oft zu leiden.“

„O Mam!“ rief Grace, eilte auf die Mutter zu und umarmte ſie. „Ich komme doch immer deinen Wünſchen nach.“

„Ja, ſolange ſie deinen eigenen Wünſchen nicht widerſprechen.“

„Was ſind das für Wünſche?“ fragte Mr. Ampthill. „Darf man nicht den einen oder den anderen erfahren?“

„Zunächſt möchte ich Präſidentin vom Klub der Eigenen werden.“

„Eine ſchwierige Sache. Was bezwecken Sie damit?“

„Ich will meine Reformideen zur Verwirklichung bringen.“

„Aber Grace,“ fiel Daiſy ein, „ſei nicht ſo grauſam! Verrate doch Mr. Ampthill deine Zukunftspläne.“

„Es wäre mir wertvoll, Näheres darüber zu hören,“ ſagte der Großhändler mit Nachdruck.

Um Graces Lippen ſpielte ein übermütiges Lächeln. „Zunächſt würde ich für eine Neutralkleidung eintreten.“

„Neutralkleidung? Was heißt das?“

„Eine Kleidung, die nicht ſofort das Geſchlecht kennzeichnet.“

„Würdeſt du ſie wirklich ſogleich nach deiner Wahl tragen?“ fragte Mrs. Peyton lachend.

„Du greifſt mir vor, Mam. Ich wollte dies eben hinzufügen.“

„Sie kennen vielleicht,“ wandte ſich Ampthill an die Malerin, „die Grundzüge der Zukunftskleidung?“

„Ja. Mir erſcheint ſie ſehr erwägenswert.“

„Und was wollen Sie damit erreichen, Miß Grace?“

„Es iſt lächerlich, daß man auf der Stelle aus der Kleidung erſieht, ob man ein weibliches oder männ-

liches Wesen vor sich hat. Es trübt das Urteil über die einzelnen Personen und ihre Fähigkeiten. Dieser veraltete Fehler würde durch die Neutralkleidung beseitigt. Außerdem gibt es ja schon jetzt viele Weiber in Männerkleidung."

„Stimmt. Aber auch die Umkehrung ist häufig."

„Die ebenfalls."

„Ohne Zweifel haben Sie, Miß Grace," fuhr der Großhändler fort, „sich schon einen Weg zur allmählichen Einführung der Neutralkleidung ausgesonnen."

„Freilich. Würde ich zur Präsidentin des Klubs der Eigenen gewählt, so würde ich den Paragraphen in unsere Satzungen einfügen lassen: Alle unverheirateten Damen des Klubs verpflichten sich, daß sie bei der Verlobung ihrem Bräutigam den Schwur abverlangen, als Ehemann die Neutralkleidung anzulegen. — Würden Sie diese Bedingung annehmen, Mr. Ampthill?"

„Ohne die geringste Überwindung."

„Aber, lieber Freund," mahnte Mrs. Peyton, „wie können Sie gegen diesen Tollkopf nur so nachgiebig sein."

„Ich sehe Sie," versetzte Daisy launig, „schon leibhaftig in der schönen Neutralkleidung vor mir."

„Die mir sicherlich ausgezeichnet stehen wird. — Haben Sie," wandte er sich an Grace, „noch andere ebenso vortreffliche Reformideen?"

Grace blickte ihn zweifelnd an. Dann faßte sie sich. „Ja, eine der gewichtigeren wäre die, daß fortan den Frauen die Vermögensverwaltung eingeräumt und den Männern nur ein Taschengeld ausgezahlt wird."

„Nicht übel. Aber warum?"

„Bisher haben die Frauen in Abhängigkeit von ihren Männern gelebt. Die neue Epoche fordert zum Ausgleich gebieterisch, daß die Männer die Qualen

der pekuniären Unfreiheit an sich selbst verspüren lernen."

„Sehr gerechtfertigt," stimmte er zu. „Die Auffassung hat vieles für sich. Indessen —"

„Oh," unterbrach ihn Grace, „ich habe noch eine tiefere Begründung für meine Reformidee. Nach der Ansicht der Männer sind alle Frauen Wesen, die zwar zu den Erwachsenen zählen, sich aber stets nur von ihren Gefühlen leiten lassen. Kühler Verstand und strenge Logik sollen ihnen fehlen. Übernehmen aber die Frauen die Vermögensverwaltung, so werden auch sie sich ruhige Sachlichkeit und nüchterne Urteilskraft aneignen müssen. Sie reifen demnach in ihrer geistigen Entwicklung, was zum allgemeinen Fortschritt der Menschheit notwendig beitragen muß."

„Sehr überzeugend."

„Würden Sie bereit sein, Ihrer Frau die Vermögensverwaltung zu überlassen?"

„Sofort. Ich wäre glücklich, von dieser Last befreit zu sein. Lernten doch dadurch die Frauen wenigstens rechnen."

Grace beobachtete den Großhändler argwöhnisch, aber sein Mienenspiel verriet nicht die leiseste Andeutung von Spott. „Dieses und noch manches andere," fuhr sie fort, „würde ich als Präsidentin durchzusetzen suchen."

„In den vier Jahren Ihrer Präsidentschaft könnten Sie aber nicht heiraten. Wollen Sie so lange warten?"

„Das ist keine Vorschrift unseres Klubs, sondern nur ein stillschweigender Brauch."

„Der jedoch bisher immer streng eingehalten worden ist. Eine Abweichung werden die älteren Mitglieder nicht erlauben. — Wenn Sie nun aber nicht gewählt werden, was dann?"

„Oh, ich habe viele Anhängerinnen. Es muß nur

tüchtig für mich gearbeitet werden. Werde ich trotzdem nicht gewählt, ſo heirate ich auf der Stelle einen Eskimo.“

Daiſy Lawrence und Mrs. Peyton lachten laut auf.

„Wahrſcheinlich weil dieſe Lebertranſchlucker ſchon gewiſſermaßen eine Neutralkleidung beſitzen,“ ſagte Ampthill, ohne eine Miene zu verziehen.

„Sie haben einen ausgebreiteten Bekanntenkreis, Mr. Ampthill. Würden Sie unter den Damen, die zu unſerem Klub gehören, für meine Wahl Propaganda machen?“

„Mit dem ſtärkſten Hochdruck.“

„Ich erwarte, daß Sie Wort halten.“

„Aber wenn Sie nun, was ich nicht hoffe, nicht gewählt werden, würden Sie es dann nicht vorziehen, Ihre ſchöne Hand ſtatt an einen fetttriefenden Eskimo an einen Landsmann zu verſchenken?“

Grace verneigte ſich ſcherzhaft. „Ah, eine verſteckte Werbung! Denn der Landsmann, den Sie für mich in Ausſicht zu nehmen belieben, ſind doch ſicher Sie ſelbſt!“

„Ich hatte im Augenblick eigentlich nicht an mich gedacht.“

„Eine rührende Uneigennützigkeit!“ rief Daiſy.

„Aber,“ fuhr der Großhändler fort, „wenn Sie ſich für mich als Notbehelf entſcheiden ſollten, brauchen Sie keine Abſage zu befürchten.“

„Sehr gnädig!“

„Ich werde,“ ſagte John Ampthill feſt, „bei den Damen meiner Bekanntſchaft, ſoweit ſie zu Ihrem Klub zählen, und namentlich bei meiner Baſe Bentninck, alle Räder in Gang bringen, daß Sie gewählt werden. So weitreichenden Ideen, wie Sie ſie im Sinn haben, muß jeder fortſchrittlich denkende Mann die baldigſte Ausführung wünſchen.“

„Ich hätte Ihnen eine solche Aufopferungsfähigkeit gar nicht zugetraut.“

„Mein Mißgeschick ist es von jeher, verkannt zu werden.“

„Nicht von allen, lieber Ampthill,“ wandte Mrs. Peyton ein. „Auch Grace wird Ihren Wert noch zu würdigen wissen. — Und nun,“ setzte sie hinzu, „leisten Sie wohl den Damen noch weiter Ihre liebenswürdige Gesellschaft. Ich muß jetzt in die Stadt fahren. — Oder wollen Sie sich mir anschließen?“

„Wenn Ihnen meine Begleitung willkommen ist, so bitte ich Sie, mich mit zur Stadt zu nehmen.“ John Ampthill reichte Grace und Daisy die Hand. „Ich empfehle mich, meine Damen. Ich bin durch unser Abkommen in einer vorzüglichen Stimmung.“

* * *

„Sie wissen nun,“ begann Mrs. Peyton zu John Ampthill, während sie die Lindenallee nach der Villa zurückgingen, „wie Sie sich Graces Gunst gewinnen können. Ihr Bestreben muß sein, daß sie in der Wahl —“

„Unterliegt.“

Mrs. Peyton blieb betroffen stehen. „Höre ich recht?“

„Durchaus. Ich werde mit allen Mitteln ihre Wahl hintertreiben.“

„Aber Sie beteuerten ihr doch vorhin ausdrücklich, ihre Wahl fördern zu wollen? Wie soll ich mir diesen Widerspruch erklären, bester Ampthill?“

„Sehr einfach. Ich bin Geschäftsmann und nütze jederzeit die aussichtsreichste Konjunktur aus. Agitiere ich für Miß Grace, und sie wird gewählt, so ist sie mir zwar zu Dank verpflichtet, aber sie hat zugleich den besten Vorwand, mich noch vier Jahre zappeln zu lassen.

Sie wird sich darauf stützen, daß es ihr der Brauch verwehrt, sich als Präsidentin zu verheiraten. Agitiere ich aber im stillen gegen sie, während sie wähnt, daß ich für sie eintrete, und sie wird infolgedessen nicht gewählt, so wird sie mir für meine vermeintlichen Bemühungen ebenfalls Dank wissen. Sie steht aber dann unter dem Eindruck der Niederlage. Halte ich jetzt bei ihr an, so wird sie meine Werbung ohne langes Besinnen annehmen, um ihren Gegnerinnen zu zeigen, daß sie guter Dinge ist und sich von der Schlappe keineswegs getroffen fühlt. Wie ihre Gemütsverfassung sein wird, wenn sie durchgefallen ist, hat sie selbst durch den famosen Scherz mit dem Eskimomann angedeutet."

„Sie sind wirklich ein smarter Geschäftsmann," bemerkte Mrs. Peyton bewundernd. „Was gedenken Sie jetzt zu tun?"

„Heute über acht Tage ist die Wahl. Ich werde sofort meinen Feldzug gegen Miß Grace einleiten. Die Niederlage muß für sie so vernichtend sein, daß sie in die hellste Verzweiflung gerät. — Eine besondere Erhöhung der Mitgift," fügte er mit einem lustigen Augenzwinkern hinzu, „verlange ich indessen für diese Operation von Ihnen nicht."

Mrs. Peyton lächelte. „Sie sind ein edelmütiger Mensch."

„Nur das eine bedinge ich mir als selbstverständlich aus, daß Sie, wie scharf auch der Angriff sein mag, gegen Grace völliges Stillschweigen bewahren."

„Da wir Verbündete sind, wird kein Ton über meine Lippen kommen."

* * *

Doktor Reginald Wingfield hatte eben seine Patientenbesuche beendet und war in seinem Arbeits-

zimmer mit den Eintragungen in das Tagesjournal beschäftigt, als sich das Telephon meldete. Der Diener aus der Villa Peyton teilte mit, daß sich Miß Grace beim Springen den Fuß verletzt habe und um sein sofortiges Erscheinen bitte.

Der Arzt war ebenso erschrocken wie besorgt, während er sich zum Ausgang rüstete.

Grace Peyton lag bei seinem Eintritt in ihrem in zarten Rosatönen gehaltenen Boudoir mit schmerzlich verzogenem Gesicht auf der Chaiselongue und wandte sich erglühend ab, als er sich mit einem vorwurfsvollen Blick neben ihr niederließ.

„Wie haben Sie sich die Beschädigung zugezogen, Miß Grace?“ fragte er mit warmem Ausdruck in der Stimme.

„Wir übten den Weitsprung. Plötzlich, als ich auf dem Boden ankam, fühlte ich im linken Fußgelenk einen heftigen Schmerz. Ich sank um, und für einen Augenblick schwand mir das Bewußtsein.“

Wingfield untersuchte das stark geschwollene Gelenk. „Hm,“ sagte er, „ein Knochen ist nicht gebrochen. Es handelt sich um eine Verstauchung und Sehnenzerrung. Wir werden also kühlen müssen und eine Woche fein ruhig liegen.“

„Eine ganze Woche?“ fuhr Grace auf.

„Es kann auch noch etwas länger dauern. Ist das so schlimm?“

„Gewiß. Wie soll ich, wenn ich an das Zimmer gefesselt bin, für meine Wahl eintreten?“

„Ach ja, die Wahl! — Nun, Sie können sich ja auch schriftlich an die Damen wenden, von denen Sie glauben, daß sie Ihnen ihre Stimme geben.“

„Schriftlich? Nein — niemals! Werde ich nicht gewählt, so halten sie mir zeitlebens meine Briefe vor, in denen ich sie um ihre Stimme bat.“

„Iſt das weibliche Geſchlecht wirklich ſo kleinlich? Und gar unter den ‚Eigenen‘, die doch einen ganz modernen Frauentyp darſtellen wollen, ſollten ſich derartig minderwertige Elemente vorfinden?“

„Sie werden anzüglich, Wingfield!“

„In dem Verſuch, eine Bewegung auf ihren wahren Kern zu prüfen, kann nichts Verletzendes liegen. Die Mitglieder Ihres Klubs wollen ſich doch ſozuſagen vermännlichen. Dann dürfen ſie bei der gewünſchten Gleichberechtigung nicht auf jede männliche Kritik die weibliche Empfindlichkeit herauskehren. Am wenigſten Sie als Kandidatin für das Präſidentinnenamt.“

„Sehr offenherzig ſind Sie. Wollen Sie vielleicht auch mein Seelenarzt werden?“

„Gern.“ Reginald Wingfield ergriff Graces Hand. „Aber ich befürchte leider, Sie ſind ſchon zu ſehr eine ‚Eigene‘.“

„Die bin ich. Um ſo mehr, als Sie daran ſchuld ſind, wenn ich nicht Präſidentin werde.“

„Ich?“

„Haben Sie mich nicht ſoeben zu einer Woche Haft verurteilt? Und bei dieſer Abgeſchloſſenheit ſoll ich für meine Wahl werben können?“

„Das tat nicht ich, ſondern Ihr Fuß. Haben Sie denn keinen Stellvertreter, der für Sie auf den Stimmenfang ausgehen kann?“

Grace war im Begriff, die Unterhaltung mit John Ampthill zu erwähnen. Dann aber zuckte um ihre friſchen Lippen ein verſchmitztes Lächeln. „Wer ſollte denn das ſein?“ fragte ſie.

„Zum Beiſpiel ich.“

„Ihnen ſind doch die Beſtrebungen unſeres Klubs ſehr wenig ſympathiſch?“

„Um Ihnen einen Wunsch zu erfüllen, könnte ich meine Antipathie schon unterdrücken.“

Graces Schwarzaugen blitzten freudig auf. „Aber wenn ich wirklich durch Ihre Hilfe gewählt würde, was würden Sie dann als Lohn verlangen?“

„Nicht mehr und nicht weniger als das Gegenstück von dem, weshalb Sie mich hierhergerufen haben.“

„Das Gegenstück? Ich verstehe Sie tatsächlich nicht.“

„Nun, das Gegenstück zum Fuß ist doch die Hand.“

Grace schloß die Augen. Ihre Stimme bebte, als sie sagte: „Sie wollen, ehrlich gesprochen, also wirklich meine Wahl durchzusetzen suchen?“

„Von Herzen gern.“

„Sie sagten, die ‚Eigenen‘ hätten die Absicht, sich zu vermännlichen. Fürchten Sie nicht, wenn Sie sich in meinen Dienst stellen, sich zu verweiblichen?“

„Ich fürchte es nicht, ich ersehne es vielmehr. Bei wahrhafter Liebe soll sich das Weib dem Mann und der Mann sich dem Weib anähneln. Ihre Anschauungen müssen sich im Zusammenleben gegenseitig ausgleichen.“

„Spott oder Ernst?“

„Wohlbedachtester Ernst.“

„Ich betrachte unsere Unterhaltung als eine unverbindliche Erörterung. Denn nach der Wahl hätte ich, nicht nur sprichwörtlich, sondern auch ganz persönlich aufgefaßt, die Qual.“

„Die Qual?“ fragte Doktor Wingfield erblassend. „Es wäre Ihnen qualvoll, wenn ich —“

„Meine Worte,“ unterbrach ihn Grace, „haben einen anderen Sinn. Den Punkt, auf den Sie anspielen, wollen wir jetzt nicht berühren. Ich kann nur so viel bemerken: An dem Ergebnis der Wahl hat außer Ihnen noch eine zweite Person das größte Interesse.“

Reginald Wingfield sprang auf. „Wer?“

„Mehr verrate ich nicht. Sie wissen jetzt, daß es ein Wettrennen gilt. Dem Sieger winkt der Preis. Die Klugheit erfordert es, daß Sie sich damit vertraut machen, vielleicht zu unterliegen."

„Das werde ich nicht."

„Überraschungen kommen oft vor."

„Dann wäre ich die längste Zeit in Lake Forest gewesen."

„Sie würden uns verlassen?"

„Wenn Sie mich verlassen — ja. Aber wozu das alles? Ich werde Ihre Wahl durchsetzen. Wenn ich nach dem Sieg vor Sie hintrete, Grace, hoffe ich Ihrer beglückenden Einwilligung sicher zu sein."

„Ich habe Sie schon einmal vor einer Enttäuschung gewarnt."

„Aber meine Liebe soll durch diese Warnung nicht mutlos werden. Ich bitte Sie nur um das eine, denken Sie immer daran, wie sehr ich Ihnen ergeben bin. Darf ich dies voraussetzen, Grace?"

„Ja."

„Ich danke Ihnen." Er verbeugte sich. „Meine Verordnungen werde ich Ihrer Zofe mitteilen und mich am Nachmittag nach Ihrem Befinden erkundigen."

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, flüsterte Grace verträumt: „Wer von beiden wird es sein?"

* * *

John Ampthill stand im Privatkontor des Besitzers des „Lake Forest Herald", Sam Craig. Der kleine, zusammengeschrumpfte Mann, der vor seinem mit Zeitungen bepackten Schreibtisch in einem Ledersessel lehnte, hielt seine funkelnden Habichtsaugen unbeweglich auf den Besucher gerichtet.

„Also," sagte er bedächtig, „der kurze Sinn Ihrer

langen Rede, beſter Ampthill, iſt, mein Blatt ſoll ſich in die Wahlbewegung des Klubs der Eigenen einmiſchen.“

„Ja.“

„Da wir uns jetzt über die Hauptfrage klar ſind, ſo können wir die Einzelfragen erörtern. Was iſt Ihr ſpezielles Verlangen?“

„Ich wünſche, daß Sie in Ihrer Zeitung die Wahl Miß Grace Peytons zur Präſidentin der ‚Eigenen‘ mit allen Daumenſchrauben hintertreiben.“

Der kleine Mr. Craig vergrub die Hände in den Hoſentaſchen und dehnte ſich behaglich auf ſeinem Seſſel. „Da ſteckt alſo der Pferdefuß. Ich ſchätze, Miß Peyton iſt mindeſtens zwei Millionen wert.“

„Ihr Vermögen iſt ſogar noch um eine halbe Million größer.“

„Sie als Nachfolger im Geſchäft ihres Vaters müſſen es wiſſen. Sie wollen dieſe Kleinigkeit durch die Heirat einſtreichen. Ich verſtehe. Sind Sie der Neigung Miß Peytons ſicher?“

„Das laſſen Sie meine Sorge ſein. Ihr Feuilletonredakteur Hearſt muß in kleinen Artikeln die Kandidatur der Dame rückſichtslos lächerlich machen. Ich werde Ihnen dafür einige ſchriftliche Unterlagen zuſchicken, bedinge mir aber aus, daß Hearſt meinen Namen nicht erfährt und überhaupt im unklaren bleibt, von wem die Agitation gegen Miß Peyton ausgeht. Das muß Geheimnis bleiben.“

„Selbſtverſtändlich.“

„Dann muß beſtändig dieſes oder jenes Mitglied des Klubs als Kandidatin auf die Präſidentſchaft empfohlen werden. Ein Viertel von den Vorſchlägen hat auf Miß Peyton zu entfallen. Es iſt der Anſchein zu erwecken, als ob die Vorſchläge von Mitgliedern des

Klubs gemacht werden, damit in den Köpfen der vermeintlich ſo verſtandesklaren Wählerinnen —“

„Die erwünſchte Verwirrung angerichtet wird.“

„Das beabſichtige ich.“

„Was werfen Sie für die Agitation aus?“

„Zu allerhöchſt ſechshundert Dollar.“

„Dann lehne ich Ihren Auftrag ab. Das iſt kein Geſchäft.“

„Ich werde mir dann die Wahlaufrufe anderweitig drucken laſſen und ſie an die Klubmitglieder verſchicken.“

Mr. Craig ſchmunzelte vergnügt. „Tun Sie das nur! Ich aber werde meinem Redakteur Hearſt den Auftrag geben, geharniſchte Artikel für die Wahl von Miß Peyton abzufeuern. Geben Sie fünfzehnhundert Dollar?“

„Höchſtens tauſend.“

Mr. Sam Craig zog die Brauen zuſammen. „Gut,“ ſagte er, „bleiben wir einſtweilen bei tauſend. Wenn es aber einige Hundert mehr koſtet, ſind Sie auch damit einverſtanden?“

„Nur ohne erpreſſeriſchen Gurgeldruck.“

„Ich mache es erträglich.“

„Die Mitgliederliſte des Klubs beſorge ich Ihnen von meiner Baſe Bentninck. Auch die Notizen für den erſten Artikel ſende ich Ihnen ſofort. Er muß noch im heutigen Abendblatt erſcheinen. Laſſen Sie ihn kräftig ſalzen.“

„Wird beſorgt. Miß Peyton werden die ſchönen Augen davon tropfen, und den ſonſtigen Mitgliedern des übergeſchnappten Klubs ſollen die Herzchen vor Schadenfreude hüpfen.“

* * *

Wingfield war am Nachmittag zu einer Operation nach auswärts gerufen worden. Gegen Abend ſuchte

er den Friendklub auf, in dem auch ſein Freund Edward Hearſt regelmäßig die Abendſtunden zu verbringen pflegte.

Hearſt ſaß im Leſezimmer und hatte den Tintenſtift in der Hand, um ſich auf dem Schreibblock Notizen zu machen, als ſich Wingfield neben ihn niederließ.

„Ich habe eine Bitte an dich," ſagte er beklommen.

„Da ſie ſich bei deiner Vermögenslage nicht auf meinen Geldbeutel beziehen kann," verſetzte der Redakteur lächelnd, „ſo werde ich ſie gern anhören. Um was handelt es ſich?"

„Du ſollſt in die Wahl des Klubs der Eigenen eingreifen."

„Hm," machte Hearſt und ſtrich ſich den braunen Spitzbart, „welche von den Wahldamen ſoll ich denn mit Druckerſchwärze abkonterfeien?"

„Miß Peyton."

„Wen?"

„Miß Grace Peyton."

„Iſt ſchon beſorgt." Hearſt ging zu dem Zeitungsſtänder und reichte Wingfield das Abendblatt. „Hier," bewundere mein Witzfeuerwerk und danke mir für die im voraus verwirklichte Erfüllung deines Herzenswunſches."

Wingfield hatte kaum die erſten Zeilen überflogen, als er erſchrocken ausrief: „Um Gottes willen, Edward!" Je weiter er las, deſto mehr zitterte die Zeitung in ſeiner Hand. Faſſungslos legte er das Blatt fort. „Edward, du konnteſt nichts Ärgeres tun, als dieſen Artikel verfaſſen. Ich glaube ſeit heute, daß mir Grace zugetan iſt, und deshalb ſollſt du nicht gegen, ſondern für ihre Wahl ſchreiben."

Edward Hearſt klopfte erregt mit den Fingern auf den Tiſch, während er zuhörte. Er ſeufzte tief auf,

als er erwiderte: „Auf meine Beihilfe mußt du verzichten, lieber Reginald. Es iſt gräßlich, aber ich kann nicht anders. Ich habe ſogar, wie Miſter Craig angeordnet hat, noch mehrere Artikel gegen die Wahl deiner Auserkorenen loszulaſſen.“

„Wie kommt Mr. Craig dazu? Was kann ihn —“

„Zweifellos,“ unterbrach Hearſt ſeinen Freund, „ein Auftrag von einer ebenfalls an der Wahl intereſſierten Männlichkeit, die ihm dafür Golddollars in die hohle Taſche ſtopft.“

„Du meinſt, ein Mann ſteckt dahinter?“ fragte Wingfield aufblickend. „Wer könnte das ſein?“

„Habe keine Ahnung davon.“

„Und du kannſt mir keinen Wink erteilen, wie ich meine Abſicht erreiche? Edward, bedenke, was für mich in Frage ſteht!“

Hearſt zündete ſich eine Zigarette an und überlegte. „Man müßte ſich,“ ſagte er nach einer Pauſe, „in die Stimmung der Wählerinnen hineinverſetzen können, um darin eine Handhabe zu finden, durch die man ſie in der gewollten Weiſe leiten und lenken kann. Zunächſt aber werde ich den guten Mann auszukundſchaften ſuchen, der den Feldzug gegen Miß Grace beſtellt hat. Vielleicht öffnet ſich dann ein Durchblick durch dieſes dunkle Wahldickicht. Mehr kann ich beim beſten Willen leider für dich nicht tun, lieber Reginald.“

* * *

Um die Mittagſtunde des nächſten Tages fuhr John Ampthill bei Mrs. Chatterer vor. Die am Ende der Dreißiger ſtehende Dame, die ſeit vier Jahren Witwe war, empfing den Großhändler mit beſtrickender Liebenswürdigkeit.

„Mrs. Chatterer,“ begann Ampthill, nachdem er

ſich niedergelaſſen hatte, „ich weiß durch meine Baſe Violet Bentnick, daß der Klub der Eigenen den Wunſch hegt, einen Fechtſaal zu beſitzen.“

„Gewiß. Aber leider —“

„Leider fehlte bisher die Summe zur Anſchaffung der Waffen. Ich bin bereit, dem Klub dieſe Summe zur Verfügung zu ſtellen.“

Mrs. Chatterers Augen ſtrahlten vor Freude.

„Ich denke, tauſend Dollar werden für den Zweck ausreichen. Aber ich knüpfe an die Schenkung zwei Bedingungen. Ich will nicht, daß mein Name genannt wird, vielmehr ſollen Sie ſelbſt als Stifterin erſcheinen —“

„Ich?“

„Ja, Sie, Mrs. Chatterer. Aus folgendem Grund. Sie als die langjährige Sekretärin haben das wohlbegründete Anrecht, zur Präſidentin gewählt zu werden. Sie werden dieſes ehrenvolle Ziel deſto leichter erreichen, wenn Sie ſich die Mitglieder des Klubs durch eine hochherzige Schenkung in beſonderem Maße verpflichten. Aber die Mitteilung, daß Sie dem Klub die Ausrüſtung für einen Fechtſaal ſchenken wollen, darf erſt in der Wahlverſammlung erfolgen. Das iſt meine zweite Bedingung.“

„Warum, Mr. Ampthill?“

„Weil die Wirkung deſto nachdrücklicher ſein wird.“

„Allerdings. Aber warum begünſtigen Sie gerade meine Wahl?“

John Ampthill reckte ſich auf. „Aus perſönlicher Sympathie. Sodann auch, weil die höchſt lobenswerten Beſtrebungen Ihres Klubs in wirre Phantaſtereien ausarten werden, wenn gewiſſe Strudelköpfe an das Steuer gelangen. Bei einer derartigen Vereinigung iſt als Leiterin eine in ſich gefeſtigte Perſönlichkeit nötig.“

Mrs. Chatterer lächelte geſchmeichelt. „Spielten Sie mit den Strudelköpfen auf Miß Peyton an?“

„Keineswegs. Ich ſprach ganz im allgemeinen. Ob Miß Peyton oder eine andere gleich unklare junge Dame als Gegenkandidatin gegen Sie aufgeſtellt wird, iſt für mich höchſt belanglos. Ich will nur nicht, daß die ideale Tendenz Ihres Klubs, von der ich mir eine Verfeinerung der menſchlichen Geſellſchaftsformen verſpreche, durch Unbedachtheiten kritikloſer Geiſter Abbruch erleidet.“

„Wundervoll geſagt!“ Mrs. Chatterer ſah Ampthill mit einem ſchmelzenden Blick an. „Andere Leute denken nicht ſo uneigennützig wie Sie.“

„Zum Beiſpiel?“

„Vor einer halben Stunde beſuchte mich Miß Bunch. Sie iſt ein bedauernswertes, verkrüppeltes Geſchöpf, aber eines der eifrigſten Mitglieder unſeres Klubs. Sie erzählte mir, daß Sie heute morgen von einem Herrn angegangen worden ſei, tüchtig für die Wahl Miß Peytons zu arbeiten.“

„Wer war der Herr?“

„Doktor Wingfield.“

„Wingfield?“ Der Großhändler preßte die ſchmalen Lippen zuſammen. „Er behandelt Miß Peyton — iſt ein Schwarmgeiſt, der ſich lieber um ſeine Patienten kümmern ſollte.“

„Glauben Sie nicht, daß er einen beſonderen Beweggrund haben könnte? Ich habe nämlich gehört, daß er Miß Peyton verehrt. Könnte er ſich nicht durch ſeine Agitation ihre Zuneigung erringen wollen?“

Ampthill runzelte die Stirn. Dann ſagte er hart: „Dazu hat er ſo wenig Ausſichten wie ein Nigger, der ſich mit Milch weißwaſchen will.“

Mrs. Chatterer lachte hell auf. „Sehr gut! — Ich

werde mir also Ihr Anerbieten überlegen. Es ist — Sie werden es mir nachfühlen — heikel für eine alleinstehende Dame, von einem Herrn einen größeren Geldbetrag anzunehmen, auch wenn er ihr für einen bestimmten Zweck übergeben wird. Es entstehen leicht üble Redereien. Ich muß diese Gefahr aus Rücksicht auf meinen Ruf vermeiden."

„Gewiß," versetzte John Ampthill und strich seine Handschuhe glatt.

„Um so mehr," fuhr Mrs. Chatterer fort, „als Doktor Wingfield durch irgendeinen Zufall unsere Verabredung erfahren und sie zu seinem Vorteil ausnützen könnte."

„Möglich ist es, doch nicht wahrscheinlich. Übrigens ist mir während Ihrer Darlegung noch ein Gedanke gekommen. Wenn Doktor Wingfield aus einer eigennützigen Absicht die Wahl Miß Peytons betreibt, so lege ich jetzt um so mehr Gewicht darauf, daß sie nicht gewählt wird. Natürlich mache ich Ihnen diese Eröffnung ganz vertraulich. Ich biete Ihnen noch weitere tausend Dollar an."

„Soll diese Summe zur Agitation verwendet werden?"

„Sie kommen meiner Absicht entgegen. Zu Ihrem Klub zählen verschiedene bedürftige Damen. Es wird für Sie Stimmung machen, wenn Sie diese in diskreter Weise unterstützen. Wie es im Einzelfall zu geschehen hat, überlasse ich Ihrem Takt. Miß Bunch beispielsweise, die Sie vorhin erwähnten, wird Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie ihr bei ihrer Kränklichkeit die Mittel gewähren, ihre Gesundheit im Seebad zu stärken. Ähnliche Gefälligkeiten werden Sie noch anderen Damen erweisen können. Von Stimmenkauf soll dabei selbstverständlich keine Rede sein."

„Nein — nein!“ wehrte Mrs. Chatterer entrüſtet ab, „unerlaubte Dinge verabſcheue ich.“

Ampthill erhob ſich. „Wir ſind alſo einig. Sie können, Mrs. Chatterer, die genannten Summen ſofort bei meiner Kaſſe erheben, ſobald Sie über mein Anerbieten ſchlüſſig geworden ſind. Teilen Sie mir, bitte, Ihren Beſcheid recht bald mit.“

Als der Großhändler gegangen war, huſchte über das Geſicht der Witwe ein triumphierendes Lächeln. „Der könnte ein Mann für mich werden!“ murmelte ſie.

* * *

An das Zimmer gefeſſelt und gar zur völligen Untätigkeit verurteilt zu ſein, war für Grace Peytons Lebhaftigkeit eine harte Qual. Verdroſſen klappte ſie den Roman zu, von dem ſie einige Seiten durchflogen hatte, und griff nach dem Abendblatt des „Lake Foreſt Herald“, das neben ihr auf einem Tiſchchen lag. Sie entfaltete die Zeitung. Plötzlich ſtutzte ſie. Starr haftete ihr Blick auf einer Plauderei, der die Spitzmarke vorgeſetzt war „Phantaſie einer Präſidentin“. Während ſie der Zorn bald erröten, der Schreck bald erblaſſen ließ, las ſie: „Die Vereinigten Staaten werden in Kürze durch einen echt neuweltlichen Fortſchritt beglückt werden. Das längſt prophezeite dritte Geſchlecht iſt im Anmarſch. Die Geburtsſtätte dieſer Neubildung wird unſer Lake Foreſt ſein. Wolkenkratzerhohe Berühmtheit in den Annalen der menſchlichen und geſellſchaftlichen Entwicklungsgeſchichte iſt ihm unvergänglich gewährt. Zwiſchen Mann und Weib wird ſich in raſcher Vermehrung das Mannweib und der Weibmann einſchieben. Die geiſtige Stammmutter der phänomenalen Höhenmenſchen iſt die künftige Präſidentin des Klubs der Eigenen, Miß Grace Peyton.“ Der Artikel machte

dann die Reformidee der Neutralkleidung mit ätzendem Witz lächerlich und schloß mit den spöttischen Worten: „Wenn wir eine Überzeugung haben, so ist es die, daß bei dieser weltumwälzenden genialen Absicht alle Mitglieder des hochgeschätzten Frauenklubs verzückt rufen werden: ‚Wir wählen zur Präsidentin Miß Peyton, die bisher verdunkelte Leuchte der Vereinigten Staaten, die Eva des kommenden Menschheitsparadieses.‘“

Grace Peyton traten die Tränen in die Augen. Sie zerknitterte die Zeitung und schleuderte sie empört von sich. Sie war eben im Begriff, ihrer Zofe zu klingeln, als Daisy eintrat.

„Hast du den schändlichen Zeitungsartikel gelesen, Daisy?“ rief Grace der Freundin entgegen. „Ich wollte dich eben durch das Telephon zu mir herbitten.“

„Ich las ihn schon gestern abend. Deshalb besuche ich dich ja.“

„Ist das nicht eine furchtbare Blamage für mich?“

„Angenehm ist es nicht, zur Zielscheibe des Spottes gemacht zu werden, aber im Wahlgetriebe darf man nicht empfindlich sein.“

Den Vorstellungen Daisys gelang es endlich, die Freundin zu beruhigen. Desto begieriger aber zeigte sie sich, den Urheber des Zeitungsangriffes in Erfahrung zu bringen.

„Hearst,“ rief sie, „ist ein anständiger Charakter. Ich kann mir nicht denken, daß er aus eigenem Antrieb in solcher Weise gegen mich vorgeht. Er muß von irgend jemand dazu angestiftet worden sein.“

„Da du durch deinen Fuß behindert bist, ihn aufzusuchen, werde ich es für dich tun!“

„Du willst ihn —“

„Ja. Du hast ja behauptet, er und ich paßten so vortrefflich zueinander,“ erwiderte lächelnd die Malerin.

„Darum werde ich mich auch vortrefflich dazu eignen, ihn auszuforſchen.“

„Wie lieb von dir, Daiſy!“

* * *

„Miß Lawrence, Sie ſind's?“ rief Edward Hearſt erſtaunt aus, als er ſie eintreten ſah, ſprang von ſeinem Redaktionsſeſſel auf, ſtürzte nach dem Kleiderhaken und zog den Rock über die Hemdärmel.

„Ich komme wegen des Wahlartikels, oder richtiger ausgedrückt, ich will von Ihnen wiſſen, von wem Sie die Unterlagen zu dem Artikel erhalten haben. Grace Peyton iſt über ihn aufs höchſte erregt. Sie hat ſcherzweiſe tatſächlich von der Idee der Neutralkleidung geſprochen. Alſo muß Ihnen der Stoff von einer Zwiſchenperſon zugetragen worden ſein.“

„Die Notizen habe ich von meinem Chef empfangen, den Hintermann kenne ich nicht. Wer war denn zugegen, als Miß Peyton ihren Reformplan auskramte?“

„Außer mir nur noch Mr. Ampthill?“

Hearſt pfiff durch die Zähne. „Mr. John Ampthill? Sollte da der Krebs im Loch ſtecken?“

„Aber der ſchwärmte doch förmlich für Graces Reformideen und verſprach, ihre Wahl in ſeinen Bekanntenkreiſen energiſch zu unterſtützen.“

„Der auch?“

„Kennen Sie jemand, der es noch will?“

„Reginald Wingfield. Er erzählte es mir geſtern abend in unſerem Klub.“

„Nun, Mr. Ampthill kann aber unmöglich der Urheber der häßlichen Agitation gegen Graces Wahl ſein.“

„Warum nicht? Ampthill iſt Börſenſpekulant, und hier obendrein auf Miß Peytons Börſe. Ich habe

gehört, daß er gestern Mr. Craig mit seiner Gegenwart beehrt hat. Dazu kommt, daß er Kenntnis von Miß Peytons sogenannten Reformideen hat und angeblich ihre Wahl fördern will. Ampthill ist ein Galgenstrick. Er liebt die krummen Wege. Täuscht mich nicht alles, so haben wir den Fuchs im Eisen."

Daisy Lawrence sprang von ihrem Stuhl auf. „Eine größere Infamie wäre nicht denkbar! Ich werde Ihre Vermutung sofort Grace berichten."

„Das wäre das Verkehrteste, was Sie tun könnten, Miß Daisy. Ich rate Ihnen vielmehr, teilen Sie Miß Peyton ja nicht mit, daß der Sturmlauf gegen Ihre Wahl vermutlich von Mr. Ampthill ausgeht. Miß Peyton dürfte in ihrer Erregtheit Ampthill ins Gesicht springen — natürlich nur bildlich gesprochen — und diese vorzeitige Attacke könnte er bei seiner Gerissenheit vielleicht noch zu seinem Vorteil ausnützen. Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß ich meinem Freund Wingfield den besten Erfolg wünsche. Ob ich ihm irgendwie werde beistehen können, weiß ich aber noch nicht. Läßt sich gegen Ampthill überhaupt eine Kontermine legen, so darf sie erst im letzten Augenblick auffliegen. Wollen Sie mir versprechen, Ihr Plaudermündchen hermetisch zu schließen?"

„Wenn wir dadurch Mr. Ampthills Absichten lahmlegen, gern. — Wir Frauen," setzte sie lächelnd hinzu, indem sie sich zum Gehen anschickte, „tun am liebsten das, wodurch wir die Pläne der Männer durchkreuzen."

Edward Hearst begleitete sie zur Tür. „Auch in Herzensangelegenheiten?" fragte er.

„Das hängt vom Gebaren des Mannes ab. Herrenmenschen sind uns ‚Eigenen' unerträglich. Wenn wir unter eines Mannes Machtwillen gebeugt werden sollen, rebellieren wir am heftigsten."

„Ich werde aus dieſem Wink die Nutzanwendung ziehen und mich Ihnen gegenüber, Miß Daiſy, ſtets der größten Fügſamkeit befleißigen.“

„Das ſoll mich freuen.“

Als Hearſt am Schreibtiſch Platz genommen hatte, ſann er angeſtrengt nach. Er fingerte gedankenvertieft auf der Schreibmappe herum. Plötzlich blitzte es in ſeinen Augen auf. Er ſchlug mit der Hand auf die Tiſchplatte und ſchrie: „Wingfield, ich glaube, ich kann dir unter die Arme greifen!“

— — — — — — — — — — — — — —

Als er am Abend mit Wingfield im Friendklub zuſammentraf, ſagte er zu ihm: „Du mußt mit Daiſy Lawrence wetten!“

„Wetten? Warum?“

„Hier hocken zu viele Horcher herum. Komm mit in die Bibliothek. Dort werde ich dich einweihen.“ —

Reginald Wingfields Mienen ſtrahlten, als er nach zehn Minuten mit Hearſt wieder das Geſellſchaftszimmer betrat. „Du biſt ein Genie,“ ſagte er warm. „Wenn ich überhaupt Miß Peyton zum Sieg verhelfen kann, ſo iſt es nur durch deinen Einfall möglich.“

„Hoffen wir das Beſte. Ob die Entrüſtung der Wahldamen zu einem Sturm anſchwillt, der dich ans Ziel treibt, iſt noch recht fraglich. Zunächſt erwähne alſo zu deinen Patientinnen, daß dir die Kandidatur Miß Peytons mißfällt. Sie werden deine feindſelige Geſinnung poſtwendend weiter erzählen.“

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächſten Vormittag telephonierte Reginald Wingfield an Hearſt: „Ich habe die Wette mit Miß Lawrence abgeſchloſſen und ihr die nötigen Weiſungen erteilt. Sie wird tiefſtes Stillſchweigen bewahren.“

* * *

John Ampthill entfaltete einen nach Heliotrop duftenden Brief, den ihm einer seiner Angestellten kurz vor Geschäftschluß in das Privatkontor gebracht hatte. Sein Blick flog auf die Unterschrift. „Ah, von Mrs. Chatterer!“ murmelte er. Der Brief lautete:

„Bester Mr. Ampthill!

Nach reiflicher Überlegung bin ich bereit, Ihnen Gehör zu schenken. Doch als alleinstehende Dame muß ich, wie schon bemerkt, aufs sorgfältigste alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, die meine Ehre zu verunglimpfen imstande sind.

Nach unserer persönlichen Aussprache handelt es sich nur noch um eine Formalität, aber um so eher erwarte ich, daß Sie mir den beifolgenden Revers mit Ihrer Unterschrift versehen zurücksenden.

Ganz die Ihre

Kathleen Chatterer.“

Auf dem beigelegten Blatt standen die Worte: „Hierdurch versichere ich, daß ich mit dem Antrag, den ich Mrs. Kathleen Chatterer mündlich gemacht habe, die ehrlichsten Absichten verbinde, und ich verpflichte mich für alle Schädigungen, die dadurch ihrem Ruf erwachsen könnten, nach jeder Richtung hin einzustehen.“

Ampthill griff zur Feder. Während er unterschrieb, umzuckte seinen Mund ein höhnisches Lächeln, und er knurrte: „Alberne Truthenne!“

* * *

Die Mittwochausgabe des „Lake Forest Herald“ brachte einen Artikel „Die Finanzreform der künftigen Präsidentin“, in dem über die Auszahlung eines Taschengeldes an die Verlobten und Ehemänner der ‚Eigenen‘ gespöttelt wurde, die Donnerstagausgabe eine Plauderei „Die Berufung Miß Peytons nach China“, in

der ausgeführt wurde, daß die chinesische Regierung die Absicht hege, sie zur Reformierung des chinesischen Frauenlebens und zur Einführung der Normalkleidung nach Peking zu berufen.

In derselben Nummer erschienen schreiende Wahlvorschläge, die Mrs. Chatterer, Grace und ein halbes Dutzend andere Klubdamen als Präsidentinnen empfahlen. In den Straßen von Lake Forest wurden gleichzeitig Riesenplakate mit ähnlichen Wahlaufrufen angeschlagen.

Am Donnerstagnachmittag besuchte Ampthill die Villa Peyton, um sich nach Graces Befinden zu erkundigen. Mrs. Peyton war nicht anwesend. Grace, die auf einem Rollstuhl im Empfangszimmer saß, befahl erfreut dem anmeldenden Diener, den Besucher vorzulassen. Der Großhändler sprach mit einem breiten Wortschwall sein aufrichtiges Bedauern über den leidigen Unfall aus und war überglücklich, als er von der fortschreitenden Besserung vernahm. „Ihre vortreffliche Laune, Miß Peyton," schloß er, „haben Sie sich, wie ich zu meiner Zufriedenheit sehe, trotz des ärgerlichen Mißgeschicks gerettet."

„Auch trotz des Ärgers, den mir wenigstens anfänglich die Artikel im ‚Herald' bereiteten. Jetzt bin ich aber darüber hinweg und betrachte sie von der spaßhaften Seite. Nur das eine möchte ich herausbekommen, wer die Preßfehde gegen mich angezettelt hat."

„Darüber bin ich einigermaßen unterrichtet. Ich habe Craig angezapft. Aus einer Bemerkung, die ihm wider Willen entschlüpfte, schließe ich — —" Er stockte. „Soll ich weiter sprechen, Miß Grace?" fragte er dann mit bewegter Stimme.

„Warum nicht, Mr. Ampthill?"

„Weil ich Ihnen nicht wehe tun möchte."

„Wehe tun? Mir?“ Grace ſah ihn überraſcht an. „Erzählen Sie, bitte, nur weiter! Was folgern Sie aus Mr. Craigs Bemerkungen?“

„Daß der Urheber der Zeitungsnotizen eine Perſönlichkeit iſt, die in Ihrem Hauſe verkehrt und Ihr vollſtes Vertrauen beſitzt.“

Grace fuhr von ihrem Sitz auf. In dem gleichen Augenblick ſtieß ſie einen Schmerzensſchrei aus.

„Was iſt Ihnen?“ fragte der Großhändler beſorgt.

„Ich hatte mich unvorſichtig bewegt. Es iſt ſchon vorüber. Wer ſoll jene Perſönlichkeit ſein? Iſt es ein Herr oder eine Dame? Ich kenne aus unſerem ganzen Bekanntenkreis niemand, den ich einer ſolchen Niedertracht für fähig hielte.“

„Ich vermute, daß es ein Herr iſt.“

„Sie wollen mir den Herrn nicht nennen?“

John Ampthill kämpfte offenbar mit ſich. „Nein, Miß Grace,“ erwiderte er endlich, „ich werde es nicht, ſo gerne ich auch jedem Ihrer Wünſche gehorche. Halten Sie ſelbſt Umſchau und nehmen Sie die aufs Korn, die an Ihrer Wahl oder Nichtwahl beſonders intereſſiert ſind.“

„Wenn Sie mir den Namen nicht nennen, Mr. Ampthill, können Sie ein für alle Male jeder Hoffnung entſagen.“

„Nun gut. Nur mit größtem Widerwillen entſchließe ich mich aber dazu. Ich kenne einen Herrn, der gegen Ihre Wahl agitiert.“

„Er heißt?“

„Wingfield!“

„Das iſt nicht wahr!“ fuhr Grace auf.

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen, ſo erkundigen Sie ſich bei meiner Baſe Bentninck. Sie hat mir heute mittag mitgeteilt, daß ſich Doktor Wingfield über Ihre Kandidatur luſtig macht. Meine Baſe wird Ihnen dann

auch die Damen nennen, zu denen sich Ihr Arzt in dieser Art geäußert hat."

Grace schlug die Hände vor das Gesicht. Mit Mühe unterdrückte sie den bangen Seufzer, der sich von ihren zuckenden Lippen ringen wollte. Als sie die Hände in den Schoß sinken ließ, war sie todesbleich, und ihre Augen umflorte ein feuchter Schimmer.

„Einen Menschen, den man schätzt, als verächtlichen Heuchler entlarvt zu sehen, ist furchtbar," sagte sie gepreßt.

„Hätte ich geahnt, Miß Grace, wie nahe Ihnen meine Enthüllung gehen würde, hätte ich Sie nie und nimmer aufgeklärt. Auch wenn ich dadurch selbst unglücklich geworden wäre. Es tut mir unendlich leid, daß Ihr Vertrauen zu der menschlichen Ehrlichkeit durch mich eine so schwere Enttäuschung erfahren hat. Aber es soll mir eine Lehre sein. Verzeihen Sie mir den herben Schmerz, den ich Ihnen unbeabsichtigt zugefügt habe."

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, sondern vielmehr zu danken. Und den Schmerz habe ich bereits überwunden. Ich bin mit dieser Sache fertig, ganz fertig."

„Wenn Ihnen dies ein Trost sein kann, so versichere ich Sie, daß Sie dafür stets auf meine aufrichtigste Ergebenheit rechnen dürfen."

Als er gegangen war, strich Grace nachdenklich mit der Hand über ihr Kleid. „Es steckt," murmelte sie, „doch ein guter Kern in ihm."

Dann erteilte sie ihrer Zofe den Auftrag, Wingfield sofort telephonisch herbeizurufen.

Eine halbe Stunde später erschien der Arzt.

„Hat sich eine Verschlimmerung eingestellt?" war seine bestürzte Frage, als er Graces Erregung bemerkte.

„Körperlich nicht.“

„Was ist Ihnen widerfahren, daß Sie so aus dem Gleichgewicht geraten sind?“

„Beantworten Sie mir zunächst eine Frage. Wissen Sie jetzt, wer die Hetzartikel gegen mich veranlaßt hat?“

Wingfield blickte sie unsicher an. „Ich kann Ihnen darüber nichts anderes antworten als gestern.“

„Ich bin aber heute besser unterrichtet. Es ist ein Herr, der in unserem Hause verkehrt und dem wir mit vollstem Vertrauen entgegenkommen.“

In Wingfields Gesicht malte sich ein jähes Erstaunen. „Woher haben Sie diese Nachricht?“

„Das ist Nebensache. Beantworten Sie mir jetzt eine zweite Frage. Haben Sie bei Ihren Patientinnen gegen meine Wahl agitiert? Ja oder nein?“

Der Arzt zuckte zusammen. „Miß Grace,“ stammelte er, „ich werde Ihnen später eine Aufklärung geben, die —“

„Schon gut. Ihr Benehmen und Ihre ausweichende Erwiderung sagen mir genug. Kennen Sie nun den Herrn, der die Artikel veranlaßt hat, immer noch nicht?“

„So wahr ich hier vor Ihnen stehe, so —“

„Bitte, keine Beteurungen,“ unterbrach ihn Grace abwehrend. „Antworten Sie mir schlicht und klar! Sie haben wirklich keine Ahnung, wer der ehrenwerte Herr ist?“

„Wenn ich auch die Gewißheit besäße, von wem die Artikel ausgegangen sind, so müßte ich doch aus Rücksicht auf einen anderen darüber schweigen.“

„Wer ist der andere? Oder muß auch dies ein Geheimnis bleiben?“

„Mein Freund Hearst.“

„Natürlich, Mr. Hearst! Ich konnte es mir denken. Er steht Ihnen näher als ich. Daraus ergibt sich alles weitere von selbst.“

„Miß Grace," flehte Wingfield und beugte sich über sie, „wollen Sie mir nur einen Augenblick ruhig Gehör schenken?"

„Nein." Sie wandte sich unwillig von ihm ab. „Es ist mir lieb, wenn Sie mich allein lassen."

Wingfield richtete sich auf. „Miß Peyton, Sie behandeln mich ungerecht. Ich wünsche es Ihretwegen, daß Sie diese Übereilung nicht noch einmal bereuen."

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, vergrub Grace schluchzend das Gesicht in das Kissen.

* * *

Von acht Uhr abends an begann sich der Versammlungsaal des Klubs der Eigenen zu füllen. Zu den am frühesten erschienenen Damen gehörte Violet Bentninck. Sie schritt sofort nach dem Lesezimmer und ließ sich mit der Privatwohnung ihres Vetters Ampthills telephonisch verbinden.

„Hier Violet," sagte sie. „Guten Abend, John. Das Redefeuerwerk wird in einer halben Stunde abgebrannt werden. Dauer und Schluß lassen sich nicht voraussehen. Deine briefliche Bitte, dir den Wahlverlauf mitzuteilen, habe ich erhalten und werde ihr nachkommen. Morgen früh unternehmen wir, Papa, Mama, meine Brüder und ich, einen Ausflug nach Milwaukee. Der Zug fährt schon um fünf Uhr ab. Ich werde daher nur so lange hier bleiben, bis das Wahlergebnis heraus ist. Auf das nachfolgende gesellige Beisammensein verzichte ich. Sowie die Entscheidung gefallen ist, gebe ich dir Bescheid."

„Ich danke dir," rief der Großhändler zurück. „Ich bin noch nie so gespannt auf den Erfolg einer Spekulation gewesen, wie auf den Ausgang dieser Damenwahl. Meine Aktien bei Grace stehen vorzüglich. Weiß

Mrs. Chatterer ihren Trumpf richtig auszuspielen, so muß sie die Stimmenmehrheit einfangen, und ich bin morgen verlobt. Hast du sie getroffen? Gratuliere ihr in meinem Auftrag schon jetzt zu ihrem glänzenden Sieg."

„Werde es ausrichten, John, wie ich dir bereits jetzt zu deiner Verlobung gratuliere."

„Vielen Dank!"

Violet Bentnick hängte den Hörer an. Im Versammlungssaal begegnete sie Daisy Lawrence.

„Sind die Aussichten für Miß Peyton günstig?" fragte sie liebenswürdig.

„Ein Teil der Damen wird, wie ich ihren Äußerungen entnehme, für sie stimmen, aber Mrs. Chatterer besitzt wahrscheinlich die größere Anhängerschaft."

Gegen neun Uhr eröffnete Miß Wood, die zweite Vorsitzende, die Versammlung.

„Meine Damen," begann sie, „bevor wir zur Wahl schreiten, ist es nötig, die Präsenzliste festzustellen. Ich werde die Namen der Mitglieder verlesen, und bitte die Anwesenden, bei ihrem Namen zu antworten."

Es ergab sich, daß zweiundfünfzig Damen erschienen waren.

„Nach unseren Statuten," wandte sich Miß Wood an die Versammlung, „ist zuerst eine Vorwahl vorgeschrieben, um zu erkennen, welche Kandidatinnen die meisten Stimmen auf sich vereinigen. Darauf hat über die beiden meistgewählten Damen die Hauptwahl zu erfolgen."

Miß Wood forderte sodann die Mitglieder, die Wahlvorschläge zu machen wünschten, auf, sich zum Wort zu melden, und ersuchte zugleich von ihrer eigenen Wahl zur Präsidentin jedenfalls abzusehen, da sie ihres leidenden Zustandes wegen unbedingt darauf verzichten müsse.

Sechs Damen ließen sich in die Rednerliste eintragen. Die erste sprach für die Wahl Grace Peytons. Eine junge Kraft müsse das Steuer des Klubs ergreifen, um ihn auf neue Bahnen zu lenken. Die Zeitungsangriffe, die nur dem Neid entspringen könnten, bewiesen, wie Miß Peyton als Präsidentin dem Klub eine Fülle beachtenswerter Anregungen bieten werde. Bedauerlich sei, daß sie ihre Erkrankung verhindere, selbst für ihre Kandidatur einzutreten; um so mehr werde ihr ihre Wahl Freude bereiten.

Die jüngeren Mitglieder klatschten der Rednerin lauten Beifall.

Die nächsten Rednerinnen empfahlen verschiedene Damen, die in den Wahlaufrufen des „Lake Forest Herald“ genannt worden waren, ohne größeren Anklang zu finden.

Es ging schon gegen zehn Uhr, als Miß Bunch als letzte Rednerin das Wort ergriff.

„Meine Damen,“ schrillte ihre scharfe Stimme über die Versammlung hin, „ich habe aus den gehörten Reden den Eindruck empfangen, daß in unseren Reihen eine arge Verwirrung herrscht.“

„Oho!“

„Ich meine selbstverständlich nicht in unseren Köpfen, sondern in den Richtlinien, die für die Wahl unserer Präsidentin für uns maßgebend sein müssen. Man hat hier von einer jungen Kraft gesprochen. Junger Wein gärt und braust und schäumt über. Läßt sich voraussagen, daß dieser neue Wein auch edel ausreifen wird? Kann er nicht noch vorher einen Stich bekommen, so daß das ganze Lager versauert?“

„Sehr richtig!“

„Wir gehen demnach sicherer, wenn wir uns nicht für einen unerprobten Neuling, sondern für eine Dame

von gereifter Erfahrung entscheiden. Eine solche in sich gefestigte Führerin ist Mrs. Chatterer!“

„Bravo — bravo!“

„Mrs. Chatterer hat durch ihre langjährige Tätigkeit als Sekretärin gezeigt, daß sie mit unvergleichlicher Hingabe die Bestrebungen unseres Klubs zu fördern weiß.“

„Bravo — bravo!“

„Und zwar völlig uneigennützig. Ich weiß nicht, ob alle Stimmen, die hier laut geworden sind, rein sachlich sprachen oder nicht auch Nebenabsichten verfolgten. Aber das behaupte ich, Mrs. Chatterer ist in ihrer bisherigen Tätigkeit ebenso selbstlos gewesen, wie ich völlig unbeeinflußt und ohne das geringste eigennützige Interesse für ihre Wahl eintrete.“

„Wissen wir!“

„Außerdem, meine Damen — sind denn die Zeitungsartikel, in denen gegen Miß Peyton zu Felde gezogen worden ist, so gänzlich unbegründet? Bergen sie nicht vielmehr trotz vieler Übertreibungen manche goldene Wahrheiten? Durch die Wahl Miß Peytons würden wir uns selbst dem Fluch der Lächerlichkeit preisgeben, würden wir mit Notwendigkeit den Keil verderblicher Uneinigkeit in unsere festgeschlossene Phalanx treiben. Darum, meine Damen, wer unseren Klub lieb hat, wer seine gedeihliche Fortentwicklung will, wer für ihn eine verstandesklare, zielbewußte und opferwillige Leiterin wünscht, der wird überzeugt mit mir rufen: Mrs. Chatterer!“

Stürmisches Händeklatschen durchbrauste den Saal.

Nachdem sich die Aufregung gelegt hatte, erhob sich Miß Wood. „Da die Rednerliste erschöpft ist, beraume ich nunmehr die geheime Abstimmung über die Vorwahl an. Wollen Sie also die ausgelegten Zettel mit dem betreffenden Namen beschreiben!“

Die Bleiſtifte flogen über das Papier, die zuſammengefalteten Stimmzettel wurden eingeſammelt, und Miß Wood ordnete ſie, nachdem ſie ſie eingeſehen hatte, in vier Gruppen.

Unter lautloſer Stille verkündete ſie das Wahlergebnis. „Es ſind zweiundfünfzig Stimmzettel eingeliefert worden. Davon entfallen auf Mrs. Chatterer fünfundzwanzig, auf Miß Peyton ſechzehn. Zerſplittert ſind zehn und ein Zettel iſt unbeſchrieben. Ich darf wohl, ohne das Wahlgeheimnis anzutaſten, die Vermutung ausſprechen, daß dieſen letzteren in ihrer Selbſtloſigkeit Mrs. Chatterer abgegeben hat. Die beiden Kandidatinnen, die die meiſten Stimmen erhalten haben, ſind alſo Mrs. Chatterer und Miß Peyton. Unter dieſen beiden Damen iſt nunmehr durch die Hauptwahl die Entſcheidung zu treffen.“

Der Verſammlung bemächtigte ſich eine allgemeine Aufregung. Einige Damen eilten zu Mrs. Chatterer und drückten ihr eifrig die Hand. Die kleine Miß Bunch war von einem größeren Kreis umringt, dem ſie eindringlich auseinanderſetzte, daß niemand anderes als Mrs. Chatterer die Auszeichnung verdiene, Präſidentin zu werden.

Daiſy Lawrence ſtand mit mehreren jüngeren Damen zuſammen, von denen ſie wußte, daß ſie für Grace Peyton geſtimmt hatten.

„Die Schlacht,“ ſagte eine von ihnen, „iſt für uns verloren. Mrs. Chatterer wird in der Hauptwahl eine erdrückende Mehrheit erhalten.“

„Ob ſie erdrückend ſein wird,“ erwiderte Daiſy, „erſcheint mir fraglich. Ich werde noch ſchweres Geſchütz auffahren.“

„Was meinen Sie damit, Miß Lawrence?“

In dieſem Augenblick gebot die Vorſitzende Ruhe. Die Damen nahmen ihre Plätze ein.

Digitized by Google

„Will noch jemand," wandte ſich Miß Wood an die Verſammlung, „für eine der beiden Kandidatinnen das Wort ergreifen?"

Vier Damen meldeten ſich als Rednerinnen an. Die erſte war Mrs. Chatterer, die dritte Miß Bunch, die letzte Daiſy Lawrence.

„Himmel!" ſtöhnte Violet Bentninck, „noch vier Reden!"

„Meine Damen," begann Mrs. Chatterer, „erwarten Sie nicht, daß ich für mich ſelbſt werben werde. Ich will Ihnen zunächſt nur innig danken, daß mich ſo viele unter Ihnen der Ehre für würdig erachteten, das hohe Amt einer Präſidentin zu bekleiden. Die Freude hierüber veranlaßt mich, Ihnen einen Entſchluß kundzutun, durch den einem recht fühlbaren Mangel unſeres Klubs abgeholfen wird. Wir haben uns ſchon oft einen Fechtſaal gewünſcht, aber die Mittel zur Einrichtung waren nicht flüſſig. Ich ſtifte daher jetzt, ſelbſt wenn ich in der Hauptwahl nicht ſiegen ſollte, unſerem Klub für den erwähnten Zweck tauſend Dollar!"

„Großartig! Wundervoll! Einzig!" ſchwirrten die Stimmen jetzt durcheinander. „Hoch unſere Präſidentin!"

Violet Bentninck ſah nach ihrer Uhr. „Bald zwölf!" murmelte ſie. „Nein, mein teurer John, länger warte ich nicht."

Sie ging zum Telephon des Leſezimmers und klingelte ihren Vetter an. „Mrs. Chatterer iſt ſoeben mit Volldampf in den Siegeshafen eingelaufen. Man jubelt ihr begeiſtert zu. Grace iſt geſtrandet. Tröſte ſie morgen, indem du ihr für ihre Niederlage den Sieg über deine impoſante Perſönlichkeit anbieteſt."

„Wieviel Stimmen erhielt ſie?" fragte der Großhändler.

„Kalter Rechner. Zwei Millionen in Dollar — iſt dir dies genug? Ich muß nach Hauſe. Schluß.“

Violet ſchlüpfte in die Garderobe, warf ſich den Mantel um und verließ das Klubhaus.

Die zweite Rednerin, eine ältliche Dame, beſchwor die Zuhörerinnen in einer weitſchweifigen Auseinanderſetzung, ſorgfältig alle Punkte zu prüfen, die zugunſten der einen oder anderen Kandidatur in Anſchlag zu bringen wären. Nicht die Partei, der Klub ſei das Höchſte.

Miß Bunch glühte im ganzen Geſicht, als ſie ſich erhob. „Es kann jetzt, meine Damen,“ führte ſie aus, „für jeden Denkfähigen kein Zweifel mehr obwalten, für wen er zu ſtimmen hat. Noch nie hat ſich ein Mitglied unſeres Klubs edelmütiger gezeigt als Mrs. Chatterer. Wie ſie durch ihre Schenkung das Betätigungsfeld des Klubs bereichert, ſo muß ſich dieſer ſelbſt bereichern durch ihre Wahl zur Präſidentin. Darum faſſe ich meine Anſicht in dem Satz zuſammen: Mrs. Chatterer nicht wählen heißt eine direkte Beleidigung für ihre unvergleichliche Hochherzigkeit!“

Begeiſterte Zurufe aus allen Teilen des Saales erſchallten, als ſie geendet hatte.

Man ſah Daiſy Lawrence die innere Erregung an, als ſie ſich zu reden anſchickte. „Verehrte Verſammlung,“ hob ſie an, „ich will nicht über eine der beiden Damen ſprechen, die in die Hauptwahl gekommen ſind, ſondern über einen Mann.“

„Über wen?“

„Über einen Mann, der mit der Angelegenheit, die uns hier beſchäftigt, in engſter Verbindung ſteht. Sie alle kennen die Zeitungsartikel, in denen über die eine der Kandidatinnen der beißendſte Spott ausgegoſſen worden iſt. Gewiß haben Sie ſich gefragt, wer iſt

der Urheber dieſer abſcheulichen Schmähungen? Ich kann Ihnen das Geheimnis nicht enthüllen, aber das eine liegt auf der Hand, es muß eine Perſönlichkeit ſein, die an dem Ausgang der Wahl aufs höchſte intereſſiert iſt. Und eine ſolche Perſönlichkeit iſt mir bekannt!“

„Wer iſt der Menſch?“

„Kein anderer als Doktor Reginald Wingfield.“

„Wingfield?“

„Er erlaubt ſich, wenn auch nicht alle, ſo doch manche unſerer Beſtrebungen geringſchätzig zu beurteilen. Das wiſſen ſeit langem viele von uns. Er hat ferner bei ſeinen Patientinnen in den letzten Tagen offen oder verſteckt gegen die Wahl Grace Peytons agitiert und ſie für den ärgſten Fehlgriff erklärt. Iſt das nicht Grund genug, um in ihm den Anſtifter jener Hetzartikel zu ſuchen? Grace Peyton hält ihn ſelbſt dafür. Sie hat ſich mit ihm überworfen und ihm die weitere Behandlung entzogen.“

„Recht ſo!“

„Anſcheinend machen jene Zeitungsſchmierereien nur Grace Peyton lächerlich. In Wirklichkeit ſind ſie aber zugleich gegen uns alle gerichtet.“

„Jawohl!“

„Grace Peyton iſt unſer Mitglied. Sie beſitzt in unſerer Mitte eine beträchtliche Anhängerſchaft, und mit der Verunglimpfung ihrer angeblichen Reformideen werden auch ihre Freundinnen und Wählerinnen zu lächerlichen Phantaſtinnen geſtempelt. Ich meine, dieſe Beleidigung, die hierdurch gegen unſeren Klub abgeſchnellt wird, verdiente ſchon eine energiſche Zurückweiſung, alſo eine Durchkreuzung der geheimen Abſichten dieſes edlen Mr. Wingfield!“

„Sehr richtig.“

„Seine Beweggründe zu den ſchändlichen Angriffen

auf unſer verehrtes Mitglied können verſchiedene ſein. Vielleicht hat er auf eine verblümte Werbung von Miß Peyton einen unverblümten Korb bekommen und will ſich jetzt rächen. Männer ſind ja ſo boshaft.“

„Sie taugen alle nichts!“

„Doch Genaues kann ich hierüber nicht ſagen. Dagegen übernehme ich die Bürgſchaft für die Richtigkeit folgender Enthüllung. Sie betrifft eine ungeheuere Frivolität Wingfields.“

„Sprechen Sie!“

„Mr. Wingfield hat gewettet, daß es ihm gelingen wird, die Wahl Miß Peytons zu hintertreiben!“

„Unerhört!“

„Er hat ſogar behauptet, es ſei für ihn ein Kinderſpiel, uns, die Mitglieder des Klubs, derartig zu beeinfluſſen, daß Miß Peyton bei der Wahl durchfällt.“

Die Entrüſtungsrufe vermiſchten ſich zu einem toſenden Chaos.

„Mit wem hat Wingfield gewettet?“ ſchrie Miß Bunch ſchrill.

„Mit mir ſelbſt,“ erwiderte Daiſy kraftvoll. „Ich hätte ſonſt nicht gewagt, dieſe aberwitzige Überhebung zu erwähnen. Mr. Wingfield dünkt ſich eben als ein Herrenmenſch. Er ſchmeichelt ſich, über Frauenklugheit hoch erhaben zu ſein. Wollen wir ihn durch unſere Abſtimmung in ſeiner männlichen Selbſtberäucherung beſtärken?“

„Niemals!“

„Genau ſo denke ich. Wir würden uns nicht mehr rühmen dürfen, uns die ‚Eigenen‘ zu nennen, wenn uns die Laune, eine Wette eines ſogenannten Herrn der Schöpfung verhindern könnte, unſeren eigenen Weg zu gehen. Wir müſſen den Manneswillen durchkreuzen! Wir müſſen gegen ihn aufſtehen! Dafür ſind wir

Frauen! Unſere Loſung heißt: Was die Männer ſelbſtſüchtig betreiben, das werden wir hartnäckig hintertreiben!“

„Bravo! Bravo! Abſtimmen!“

„Wir müſſen dem hinterliſtigen, eingebildeten Männergeſchlecht das Zeichen unſerer weiblichen Allmacht einbrennen, daß ihm die Neigung, uns als Spielball anmaßender Selbſtgefälligkeit zu betrachten, für immer vergeht. Schmeicheln ſich die Männer, die Herren der Schöpfung zu ſein, ſo ſind wir die Krone der Schöpfung, die hoch über ihnen ſteht. Wir ſind die Starken, ſie ſollen unſere Sklaven ſein. Und darum rufe ich: Nieder mit dem männlichen Dünkel! Nieder mit Doktor Wingfield! Hoch die weibliche Überlegenheit und Tatkraft!“

Brauſende Bravo und ſchallendes Händeklatſchen erfüllten den Saal.

„Da ſich weitere Rednerinnen nicht gemeldet haben,“ ergriff Miß Wood das Wort, als ſich das Getümmel gelegt hatte, „ſo iſt jetzt über die Hauptwahl abzuſtimmen!“

„Meine Damen,“ ſchrie Miß Bunch in die Verſammlung hinein, „denken Sie an Mrs. Chatterers hochherzige Stiftung.“

Die Bleiſtifte flogen über das Papier und die Wahlzettel wurden an Miß Wood abgeliefert.

Bedächtig entfaltete und zählte ſie dieſelben. „Es ſind jetzt einundfünfzig Stimmzettel abgegeben worden. Eines unſerer Mitglieder muß die Hauptwahl nicht abgewartet haben. Von den einundfünfzig Stimmen erhielten Mrs. Chatterer zwölf, Miß Peyton neununddreißig. Miß Peyton iſt ſomit zur Präſidentin gewählt!“

Ein Sturm des Jubels rauſchte auf. Die Wähle-

rinnen Grace Peytons eilten zu Daiſy Lawrence und umarmten ſie. „Ihnen verdanken wir den herrlichen Sieg! Sie haben die Ehre unſeres Klubs gerettet! Die Wette iſt Wingfield gründlich verdorben! Sein Racheplan iſt prächtig durchkreuzt!“

So ſchwirrten die Freudenausbrüche durcheinander.

Mrs. Chatterer war über das Wahlergebnis für einige Sekunden beſtürzt. Aber ihre verfinſterte Miene erhellte ſich alsbald und ihren ſcharfgeſchnittenen Mund umzuckte ein ſarkaſtiſches Lächeln: „Deſto eher faſſe ich ihn!“ murmelte ſie.

Die kleine Miß Bunch ſchnellte entſchloſſen empor. „Ruhe, meine Damen!“ rief ſie grell. „Ruhe! Ich ſtelle einen Zuſatzantrag.“

„Einen Zuſatzantrag. Wozu?“ ſchallte es ihr aus der Verſammlung entgegen.

„Miß Wood,“ wandte ſie ſich an die Vorſitzende, „nach unſeren Statuten iſt es geſtattet, einer neugewählten Präſidentin beſtimmte Bedingungen aufzuerlegen.“

„Gewiß. Doch nur dann, wenn durch die neue Präſidentin die Zwecke unſeres Klubs gefährdet werden könnten.“

„Das ſcheint mir hier der Fall zu ſein.“

„Auch muß über den Zuſatzantrag von den Wählerinnen abgeſtimmt werden, ob er Gültigkeit beſitzen ſoll oder nicht.“

„Selbſtverſtändlich. Ich ſtelle daher den Zuſatzantrag, daß —“

„Bitte, Miß Bunch,“ unterbrach ſie die Vorſitzende, „nach den Statuten muß der Zuſatzantrag ſchriftlich eingereicht werden.“

„Das wird ſofort geſchehen.“

Miß Bunch ſetzte ſich und ſchrieb, von den Klubdamen umdrängt, mit haſtender Eile ihren Zuſatzantrag nieder.

* * *

Es war am Sonntagmorgen gegen neun Uhr, als John Ampthill den Diener in der Villa Peyton anklingelte. „Beſtellen Sie," telephonierte er, „Miß Grace, daß ſie zu meinem herzlichen Bedauern geſtern abend bei der Wahl unterlegen iſt, und teilen Sie den Damen mit, daß ich mir gegen elf Uhr erlauben werde, ihnen meine Aufwartung zu machen."

— — — — — — — — — — — — — —

Zu derſelben Zeit ſtattete Edward Hearſt Daiſy Lawrence einen Beſuch ab.

„Entſchuldigen Sie, Miß Daiſy," begann er, „daß ich Sie zu ſo ungewöhnlich früher Stunde mit meiner Gegenwart beläſtige. Aber Sie werden ſich ſicher heute vormittag zu Ihrer Freundin Grace begeben, um ihr zu ihrem Wahlſieg zu gratulieren. Ich habe Wingfield bereits von dem Sieg Miß Graces telephoniſch benachrichtigt, aber über den famoſen Zuſatzantrag geſchwiegen."

„Warum?"

„Wozu ſollte ich ihm die Freude verbittern? Da Miß Grace durch ſeine Hilfe gewählt worden iſt, wobei Sie ſich als ſo außerordentlich geſchicktes Werkzeug zur Verfügung ſtellten, ſo hat er auch den Anſpruch auf den Lohn, den ihm Miß Grace verheißen hat. Iſt dies nicht richtig?"

„Allerdings."

„Die Verhältniſſe liegen ſehr günſtig. Zeitungen, aus denen Miß Grace den genauen Verlauf über ihre Wahl erfahren könnte, erſcheinen am Sonntag zum Wohl der Menſchheit nicht. Der würdige Mr. Ampt-

hill iſt ausgeſchaltet. Da trotz ſeiner heimtückiſchen Agitation Miß Grace gewählt worden iſt, wird er ſich hüten, in der Villa Peyton vorzuſprechen. Bleibt alſo nur noch Miß Wood übrig. Sie hat als zweite Vorſitzende die feierliche Aufgabe, Miß Grace ihre Wahl zur Präſidentin zu melden. Überlaſſen wir auch Miß Wood die Annehmlichkeit, Miß Grace in den Inhalt des Zuſatzantrages einzuweihen.“

„Ich ſoll alſo zu Grace von der Zuſatzklauſel nichts erwähnen?“

„Nein. Darum habe ich Sie gerade ſo ungeſellſchaftlich früh heimgeſucht! Wiſſen Sie übrigens, daß die Idee zu der Wette von Ihnen ſelbſt herrührt?“

„Von mir?“

„Als Sie mich auf der Redaktion beehrten, erklärten Sie zum Schluß: Die Frauen tun am liebſten das, wodurch ſie die Pläne der Männer durchkreuzen. Und ſie fügten noch hinzu: Wenn wir ‚Eigenen‘ unter den Machtwillen eines Mannes gebeugt werden ſollen, rebellieren wir am heftigſten. — War es nicht ſo?“

„Ja.“

„Das gereichte mir zur Erleuchtung. Sollte Miß Grace gegen Mrs. Chatterer ſiegen, ſo mußte in den Klubdamen die Meinung erweckt werden, daß ſie unter den Machtwillen eines Mannes gebeugt werden ſollten, damit ſie deſto heftiger rebellierten und nun das taten, was ihnen das liebſte iſt, nämlich den männlichen Plan durchkreuzen. Die ‚Eigenen‘ mußten durch ihre Eigenheit überrumpelt werden. Aus dieſer Erwägung heraus geriet ich auf den Einfall, die Wette zwiſchen Ihnen und Wingfield vorzuſchlagen. Alſo der erſte Anſtoß ſtammt von Ihnen.“

„Aber Sie haben aus dem ſtumpfen Eiſen die ſcharfe Waffe geſchliffen.“

„Gleichwohl bleibt die erfreuliche Tatſache beſtehen, daß uns durch die Idee zur Wette ein gemeinſames Band umſchließt.“ Er ergriff ihre Hand. „Miß Daiſy, könnte ſich aus dieſem Band nicht eine Verbindung entwickeln, die uns für unſer ganzes Leben vereinigt und beglückt?“

Sie blickte ihm forſchend in die Augen. „Meine Hand,“ erwiderte ſie ſchalkhaft, „haben Sie ſich ſchon angeeignet. Was mein Herz dazu ſpricht, iſt einſtweilen noch Redaktionsgeheimnis.“

* * *

John Ampthill wurde von Grace und ihrer Mutter im Salon empfangen. Grace konnte ſich ſchon wieder bewegen, nur ein vorſichtiges Auftreten mit dem linken Fuß deutete noch auf ihren Unfall hin.

Ampthill, der ſchwarzen Beſuchsanzug angelegt hatte, reichte ihr unter einer tiefen Verbeugung einen koſtbaren Orchideenſtrauß. „Empfangen Sie dieſen kleinen Troſt für Ihre unerwartete Niederlage. Es wurde mir heute morgen unſagbar ſchwer, Ihnen die betrübende Mitteilung machen zu müſſen, daß Sie nicht gewählt worden ſind. Aber mein Zartgefühl gebot mir, Sie in ſchonender Weiſe vorzubereiten. Es muß ſich eine förmliche Verſchwörung gegen Ihre Wahl gebildet haben. Ich bin von dem Wahlergebnis um ſo ſchmerzlicher betroffen worden, als ich allen meinen Einfluß geltend gemacht habe, um Ihnen zum Sieg zu verhelfen.“

„Ja,“ wandte Mrs. Peyton ein, „Sie haben ſich wacker für Grace bemüht, Mr. Ampthill.“

„Ich danke Ihnen aufrichtig,“ verſetzte Grace. „Entſprang auch mein Verlangen, Präſidentin zu werden, anfänglich bloß einer Laune, ſo wurde es mir doch

von Tag zu Tag mehr Ernst damit. Meine Niederlage erscheint mir beschämend. Sie hat das Vertrauen zu meinen Freundinnen erschüttert, und ich habe einen häßlichen Einblick tun müssen in die Gesinnung von Leuten, die mir Ergebenheit vorheuchelten. Darum schätze ich Ihre bewährte Freundschaft um so höher. Zweifellos haben die ungeheuerlichen Zeitungsschmähungen mir am meisten geschadet. Aber diese Erbärmlichkeit wird ihre Strafe in ihrer eigenen Verächtlichkeit finden. Waren diese schmutzigen Anwürfe gegen mich nicht empörend, Mr. Ampthill?"

„Sie sind eine Nichtswürdigkeit."

Mrs. Peyton erhob sich. „Ich sehe Daisy Lawrence durch den Park kommen. Ich werde ihr entgegengehen."

„Ihr berechtigter Unwille," fuhr Ampthill fort, als sich die Mutter entfernt hatte, „verleiht mir den Mut, eine schwerwiegende Frage an Sie zu stellen, Miß Grace. Ich liebe die Offenheit. Sie auch?"

„Ja."

„Ich erwartete diese Antwort. Ich bin Kaufmann. Sie sind eines Kaufmanns Tochter. Ihre bekannten und heimlichen Gegner triumphieren. Die schlau angelegte Spekulation ist ihnen bisher geglückt. Wollen wir diesen Leuten einen schwarzen Tag bereiten?"

„Sofort. Aber wodurch kann dies geschehen?"

„Dadurch, daß Sie mir die angedeutete Frage bejahen."

„Ich möchte es schon, aber —"

„Kein aber, Grace! Erhören Sie meine Werbung um Ihre reizende Hand! Ihre Feinde wähnen, Ihnen mit der Nichtwahl einen Todesstoß versetzt zu haben. Die Bekanntgabe unserer Verlobung wird sie wie mit eiskaltem Wasser überschütten. Sie werden zu ihrer grenzenlosen Enttäuschung gewahr werden, daß Sie,

Miß Grace, nicht niedergedrückt und gebrochen ſind, ſondern im Gegenteil aufrecht daſtehen und auf die ruchloſen Machenſchaften mit dem ſieghaften Lächeln der glücklichen Braut herabſehen. Miß Grace —“

Mit erhitztem Geſicht trat Mrs. Peyton, gefolgt von Daiſy Lawrence, in den Salon.

„Ich gratuliere dir herzlich, Grace,“ ſagte Daiſy, indem ſie auf die Freundin zuſchritt.

„Mir?“ fragte Grace verwirrt. „Noch iſt es nicht ſo weit.“

„Ich meine zu deiner Wahl.“

„Zu meiner Wahl? Willſt du mich noch verſpotten?“

„Keineswegs. Du biſt geſtern abend mit großer Mehrheit zur Präſidentin gewählt worden.“

„Miß Lawrence,“ miſchte ſich Ampthill in das Geſpräch, „Sie ſind über den Wahlverlauf irrtümlich unterrichtet. Ich weiß durch meine Baſe Violet auf das beſtimmteſte, daß Miß Grace leider in der Minderheit blieb.“

„Ja, im erſten Wahlgang. Aber daran ſchloß ſich die Hauptwahl. Miß Bentninck hatte bei ihr den Klub ſchon verlaſſen.“

„Ah!“

„Und ich wäre dann wirklich gewählt worden?“ fragte Grace erregt.

„Gewiß. Mrs. Chatterer erhielt nur zwölf, du aber neununddreißig Stimmen. Die zweite Vorſitzende, Miß Wood, wird dir deine Wahl noch offiziell mitteilen.“

„Oh, das iſt ja wundervoll!“ jubelte Grace auf. — „Mam,“ wandte ſie ſich an ihre Mutter, „was ſagſt du zu dieſer Überraſchung?“

„Ich konnte Daiſys Nachricht anfänglich gar nicht faſſen,“ erwiderte die alte Dame verlegen.

Ampthill hatte ſich von ſeiner Beſtürzung erholt. Jetzt galt es, der veränderten Sachlage die beſte Seite abzugewinnen. „Aber ich,“ fiel er freudeſtrahlend ein, „begreife den Umſchwung, der ſich zwiſchen der erſten und zweiten Wahl vollzogen hat, vollkommen, Miß Grace. Meine Anſtrengungen, Ihnen den Sieg zu erringen, ſind alſo doch noch von Erfolg gekrönt worden. Darum zu Ihrer Wahl meinen allerinnigſten Glückwunſch!“

„Sie irren ſich von neuem, Mr. Ampthill,“ redete ihn Daiſy ſchroff an, „nicht durch Ihre Anſtrengungen, ſondern trotz Ihrer Anſtrengungen iſt Grace gewählt worden.“

„Sie ſprechen in Rätſeln, Miß Lawrence. Ich bitte um ſofortige Aufklärung.“

„Die ſollen Sie in aller Deutlichkeit haben. Sie ſind es geweſen, der die Schmähartikel gegen Grace veranlaßt hat. Bei dem geſelligen Beiſammenſein nach der Wahl hat mir Mrs. Chatterer, die von Ihnen begünſtigte Kandidatin, im Verdruß über ihre Niederlage zudem verraten, daß Sie die Unkoſten für die Wahlpropaganda gegen Grace beſtritten haben, und daß Sie —“

„Oh, das iſt gemein!“ ſchrie Grace zornglühend auf.

Ampthill trat erbleichend zurück. „Ich — ich ſoll —“

„Sie ſind der wahre Urheber der gegen Graces Wahl gerichteten ſchändlichen Intrigen,“ entgegnete Daiſy mit Nachdruck. „Mrs. Chatterer hat mir erklärt, daß ſie den ſchriftlichen Beweis für ihre Verbindung mit Ihnen in den Händen hält.“

„Mrs. Chatterer,“ kochte es in Ampthill auf, „iſt in meinen Augen ein elendes Waſchweib, der ich —“

„Mr. Ampthill,“ unterbrach ihn Mrs. Peyton gemeſſen, „Sie befinden ſich in Geſellſchaft von Damen.“

„Ihre Spekulation iſt mißglückt," fuhr Daiſy fort. „Sie wollten Graces Niedergeſchlagenheit ausbeuten, ſie zu einer Verlobung zu beſtimmen, aber —"

„Oh," rief Grace empört, „jetzt durchſchaue ich den Trick. Mr. Ampthill, wagen Sie es wirklich, noch einen einzigen Augenblick hier zu bleiben?"

„Aber gegen Ihre Abſicht," wendete ſich Daiſy von neuem an ihn, „hat Grace geſiegt, und zwar durch Doktor Wingfields Wette."

„Durch Doktor Wingfields Wette?" fragte der Großhändler faſſungslos. „Was iſt es damit? Doch was kümmert mich dies? Ich komme mir hier vor wie in einem Narrenhaus!"

Mit haſtigen Schritten ſtürzte er aus dem Salon.

„Dieſe Beleidigung," ſprach Mrs. Peyton, als die Tür hinter ihm zugefallen war, „zeugt für die Gemeinheit ſeines Charakters. Danken wir Gott, Grace, daß du nicht an ihn gekettet worden biſt."

Die Damen ſetzten ſich, und Daiſy erzählte die Geſchichte der Wette und den Verlauf der Wahl.

Als Daiſy geendet hatte, wurde Grace unruhig. „Aber dann," fuhr ſie erſchreckt auf, „habe ich ja Doktor Wingfield tödlich beleidigt!"

„Ich denke," tröſtete ſie die Freundin, „er wird dir dieſes Verbrechen nicht nachtragen."

Der Diener meldete Reginald Wingfield.

„Mein Gott, da iſt er ſchon!" rief Grace aufſpringend und wollte aus dem Salon eilen.

„Bleib nur!" mahnte die Malerin. „Sollte er zu heftig werden, ſo werde ich dich ſchon beſchützen."

Wingfield begrüßte die Damen. „Sie haben mir zwar den Laufpaß gegeben," wandte er ſich an Grace, „aber trotzdem wage ich mich heute wieder in Ihr Haus. Das beklagenswerte Mißverſtändnis

wird sich inzwischen geklärt haben. Sie werden auch wissen —“

„Ja, ich weiß, daß ich durch Ihr Eingreifen gewählt worden bin.“ Sie schritt auf ihn zu. „Können Sie mir meine Beleidigung verzeihen, Mr. Wingfield?“

„Ich habe Ihnen deshalb nie gegrollt.“

„Aber wie kann ich mein unentschuldbares Vergehen wieder gut machen?“

„Ich habe mein Versprechen gehalten, Grace. Sie sind Präsidentin geworden.“ Er beugte sich zu ihr herab und flüsterte der Erglühenden ins Ohr: „Wollen auch Sie unserer Vereinbarung nachkommen und mir als ewiges Pfand Ihre kleine Hand schenken?“

Grace schob ihren Arm unter den seinen. „Mam,“ redete sie mit glänzenden Augen ihre Mutter an, „ich habe mich soeben mit Mr. Wingfield verlobt. Du bist doch damit einverstanden?“

Mrs. Peyton erhob sich. „Du hast stets deinen Willen durchgesetzt, diesmal zu meiner eigenen Befriedigung. Werdet glücklich miteinander!“

Das Brautpaar tauschte noch immer die ersten Zärtlichkeiten aus, als sich Miß Wood melden ließ.

„Ich bin,“ begann sie mit feierlicher Stimme, „beauftragt, Ihnen, Miß Peyton, die Nachricht von Ihrer Wahl zur Präsidentin zu überbringen, und ich gebe im Namen des Klubs der Hoffnung Ausdruck, daß Ihre Amtstätigkeit unseren Bestrebungen zum Segen gereichen wird. Empfangen Sie zugleich meinerseits die herzlichsten Glückwünsche!“

Grace drückte Miß Wood die Hand. „Ich danke allen denen, die mich gewählt haben. Daß ich doch gesiegt habe, entzückt mich um so mehr, als mit den unlautersten Mitteln gegen mich gearbeitet worden ist.

Aller Angelegenheiten unſeres Klubs werde ich mich mit eifrigſter Hingabe annehmen, und ich gelobe, mein Amt ſtets mit völliger Unparteilichkeit zu führen.“

„Ihr Verſprechen ehrt Sie, Miß Peyton. Außer Ihrer Wahl habe ich Ihnen noch von einer Änderung unſerer Statuten Kenntnis zu geben. Miß Bunch hat einen Zuſatzantrag geſtellt, der mit überwältigender Mehrheit angenommen worden iſt. Er lautet: Während ihrer vierjährigen Amtsperiode iſt es der Präſidentin verboten, ſich zu verloben oder zu verheiraten. Tut ſie es dennoch, ſo hat ſie ſofort ihr Amt niederzulegen.“

In den Geſichtern Graces und Wingfields malte ſich eine grenzenloſe Verblüffung.

„Weder verloben noch verheiraten?“ rief Grace, nachdem ſie ſich von ihrer Überraſchung erholt hatte. „Das iſt köſtlich! — Ich bin alſo,“ fuhr ſie auflachend fort, „gewählt und doch nicht Präſidentin. Ich bin —“

Reginald Wingfield trat an ihre Seite. „Grace, wenn dir dein Amt ſo lieb iſt, dann —“

„Lieb biſt nur du mir. — Miß Wood, ich habe mich ſoeben mit Doktor Wingfield verlobt. Und mit dem Heiraten warte ich keine vier Monate, geſchweige denn vier Jahre. Ich lege hiermit mein Amt nieder.“

„Dann muß leider eine neue Wahl anberaumt werden, und zwar nach den Statuten früheſtens in vier und ſpäteſtens in ſechs Wochen.“

Als Miß Wood ſich empfohlen hatte, fragte Wingfield Grace neckiſch: „Schatz, willſt du jetzt unſere Verlobung nicht doch wieder aufheben? Mein Verſprechen habe ich ja nun nicht eingelöſt, denn du biſt nicht Präſidentin!“

Grace ſchlang die Arme um ſeinen Hals. „Dafür bin ich aber deine Herzenskönigin, und dieſe Würde iſt mir mehr wert als alle ſonſtigen Ämter der Welt!“

* * *

Zwei Tage darauf zeigten Edward Hearſt und Daiſy Lawrence ihre Verlobung an. Zugleich erklärte Hearſt im „Lake Foreſt Herald“, daß er aus der Redaktion ausſcheide und eine neue Zeitſchrift gründen werde: „Die Kunſtwelt der Frau.“

— — — — — — — — — — — — — —

John Ampthill war am Montagmorgen angeblich in einer eiligen Geſchäftsangelegenheit nach New York abgereiſt. Als er nach zwei Wochen zurückkehrte, fand er unter ſeinen Privatbriefen ein Schreiben vor, bei deſſen Leſen ſich ſeine Augen ungläubig weiteten. Es ſtammte von Mrs. Chatterer.

Sie ſchrieb ihm: „Sie haben ein fluchwürdiges Doppelſpiel getrieben. Ich übe daher keine Schonung gegen Sie. In Ihren Spekulationen ſchreiten Sie erbarmungslos über Leichen, aber mein empfindſames Frauenherz ſollen Sie nicht unverwundet zertreten.

Ich bin durch Ihr unerhörtes Gebaren dem Klatſch von ganz Lake Foreſt preisgegeben. Unter dem Druck der Verhältniſſe vor der Wahl und in dem Wunſch, Ihrer Abſicht gerecht zu werden, habe ich damals Miß Bunch in Ihre Anerbietungen und Verpflichtungen eingeweiht.

Die Dame glaubt beſtimmt, daß Sie mir nach der vertraulichen Annäherung und nach Ihrer ſchriftlichen Erklärung, ſobald ich Miß Peytons Wahl verhindert hatte, einen Heiratsantrag machen würden.

Ich war derſelben Anſicht.

Ich habe aber nun erfahren, daß Sie ſich am Sonntag nach der Wahl um Miß Peyton beworben haben. Haben Sie für ein ſolches Verfahren eine andere Bezeichnung als fluchwürdig?

Ich erwarte wenigſtens jetzt noch die Einlöſung

aller Ihrer Beteuerungen, denen ich arglos Glauben ſchenkte.

Vor mir liegt das von Ihnen unterzeichnete Blatt, auf dem es heißt: Hierdurch verſichere ich, daß ich mit dem Antrag, den ich Mrs. Chatterer gemacht habe, die ehrlichſten Abſichten verbinde, und ich verpflichte mich, für alle Schädigungen, die dadurch ihrem Ruf erwachſen könnten, nach jeder Richtung hin einzuſtehen.

Jeder vorurteilsloſe Menſch wird aus dem Zuſammenhang dieſer Zeilen herausleſen, daß es ſich nur um einen Heiratsantrag handeln kann. Miß Bunch iſt bereit, dieſe Auffaſſung vor Gericht zu bezeugen.

Ich erwarte Ihren Beſuch und werde Sie, in unerſchöpflicher Frauenliebe alle mir angetanene Schmach vergeſſend, mit heißer Freude bewillkommnen.

Sollten Sie aber am nächſten Tag nach Ihrer Rückkehr mein Ihnen gern gewährtes Jawort nicht einholen, ſo übergebe ich die mir ſelbſt höchſt unerquickliche Angelegenheit meinem Anwalt zur Klageeinreichung wegen Bruchs des Eheverſprechens.

Noch immer vertrauensvoll

Kathleen Chatterer."

Wieder wie damals, als er den Revers unterzeichnet hatte, ſchrie John Ampthill: „Alberne Truthenne!" Aber er begleitete jetzt dieſen Ausbruch des Unwillens mit einem grimmigen Fauſtſchlag auf den Schreibtiſch.

Am nächſten Tage befragte er ſeinen Anwalt, ob Mrs. Chatterer auf Grund des Reverſes eine Klage gegen ihn anſtrengen könne. Das Ergebnis dieſer Beſprechung und der Verhandlungen der beiden Anwälte war, daß Ampthill an Mrs. Chatterer für die Unterlaſſung der Klage eine Abſtandsſumme von zwazigtauſend Dollar zahlte.

Fünf Wochen nach Graces Abdankung wurde eine neue Wahl abgehalten. Mrs. Chatterer ſiegte mit überwältigender Mehrheit. In ihrer Dankrede beklagte ſie das Ausſcheiden zweier Mitglieder, Miß Peytons und Miß Lawrences, erinnerte an die bevorſtehende Einrichtung des Fechtſaals und bemerkte unter dem lauten Gelächter der Klubdamen, daß ſie ihm, zu Ehren eines ſtillen Gönners, den Namen verleihen werde „Ampthill-Saal“.

Winter an der Oſtſee.

Von Ernſt Seiffert.

Mit 12 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Herr Winter, der harte Mann mit dem eisgrauen Bart fühlt ſich beſonders wohl da oben an der Oſtſeeküſte; hat er einmal ſich dort breit und feſt niedergelaſſen, ſo ändert er die ganze Landſchaft um auf ſeine Art und fühlt ſich in ihr behaglich zu Hauſe.

Die Oſtſee zugefroren! Wirklich, das klingt wie ein Märchen. Wer es nicht geſehen hat, vermag es kaum zu glauben. Freilich: das nimmermüde große freie Waſſer da draußen läßt ſich nie in Feſſeln ſchlagen, doch die windgeſchützten Buchten ſind im Winter zugedeckt, wenn die Temperatur reichlich unter Null ſteht. Draußen auf hoher See trieben Schollen, klirrten gegeneinander, verbanden ſich und wurden nun gemeinſam dahingeriſſen. Wo ſie entſtanden waren? Vielleicht an einem Inſelchen, vielleicht in den Buchten Dänemarks oder Schwedens. Genug, ſie wurden in einer ſtürmiſchen Stunde ihrer ſanft träumenden Heimſtatt entriſſen und hinaus auf die See getrieben. Sie ſind nichts als Scherben von einem großen Eisſpiegel, den die gewaltige Hand der ſtets zerſtörenden und immer wieder aufbauenden Natur zerſchlug. Nun rauſchen und klirren ſie inmitten des Weltenmeeres, getrieben von dem Winde, der ſchneidend kalt aus Norden nach dem europäiſchen Feſtland fährt.

Je näher ſie der deutſchen Küſte kommen, deſto

dichter wird ihre Schar, bald glitzert und klirrt es heran wie eine Heeresmacht. Meiſt geſchieht dieſe Schollenwanderung des Nachts, weil da der Wind beſtändiger zu ſein pflegt; tagsüber iſt er leicht launiſch, ſpringt

Zu Fuß nach der Inſel Rügen.

um und treibt die Anſammlungen auseinander, daß ſie zerſtreut umherirren. Aber bei nächtlichem Dauerwind werden ſie zur Macht. War erſt die See belebt von auf- und niederwogenden Schollen, ſo fängt ſie jetzt an zu ſtarren, ſo dicht, ſo erdrückend dicht ſchiebt und drängt ſich der graue Zug. Alles Leben auf der Waſſerfläche ſcheint zu ſtocken, nur ab und zu geht ein ſcharfer Ruck durch die zu einem Ganzen gewordenen

Scherben, es iſt, als ob ein Rieſe ſeine ſpröden ſchweren Glieder zum Schlaf ausſtreckte. Und jede Bewegung begleitet ein Klingen und Knacken, daß es auf den menſchlichen Lauſcher eigen einwirkt.

Phantaſtiſch ſchön iſt ſolche Gefriernacht an der See, zumal, wenn der Mond das herbe Bild beleuchtet und die Kanten des geſprungenen Eiſes wie glühendes Glas aufgleißen läßt.

Über Nacht iſt dann das Wunder da. Stralſund —

Frachtſchlitten nach der Inſel Rügen.

in dieſe Enge zwiſchen Rügen und der Feſtlandküſte treiben die Schollen leicht und bleiben noch leichter haften — reibt ſich verwundert den Morgenſchlaf aus den Augen und ſieht bis hinüber nach Rügen alles

Fahrgaſt- und Frachtverkehr auf Schlitten (Koithan) zwiſchen Stralſund und der Inſel Rügen.

vereiſt. Kaum noch, daß das Entſtehen dieſes Phänomens zu erkennen iſt, ſind doch ſchon längſt unauf-

hörliche Schneemaſſen an der Arbeit, die Unterſchiede der noch in den letzten Augenblicken ſich gegenſeitig unterdrückenden Eisſchollen zu glätten, und auch der Wind hobelt über die Fläche, daß es pfeift und die Schneeſpäne fliegen. So lange iſt aber der neue

Fiſcherkinder auf Pickſchlitten.

Spiegel nicht eben geſchliffen, bis nicht ein wenig wärmende Winterſonne oder gar etwas Tauwetter die Höhen erniedrigen und die Niederungen erhöhen. Will der Wettergott den Küſtenbewohnern im allgemeinen, ihren Kindern aber im beſonderen, einen Gefallen tun, ſo läßt er nach der gleichmachenden Wärmeperiode die ſtramme, kernfeſte Kälte einſetzen.

Die Natur braucht noch nicht einmal fertig mit dieſer Arbeit zu ſein, da haben die Menſchlein an den Ufern ſchon ihre Eisgerätſchaften von den Böden und aus den Schuppen geholt, und nun beginnt ein luſtiges Leben. Die Fürwitzigſten von allen ſind ſelbſtverſtändlich die Buben, die nicht nur über die jungfräuliche Decke, ſondern auch über das vorläufige Polizeiverbot und die elterlichen Warnungen hinweggleiten, als hätten ſie mit den Schlittſchuhen den Leichtſinn angeſchnallt. Dies iſt die Zeit der traurigen Unfälle. Manchem wurde ſchon eines jener „Eisaugen“ verhängnisvoll, die dadurch entſtehen, daß die Schollen etwa wie zwei Rundbogen ſich ineinander zwängen und ſchließlich einen Kranz bilden, der einen Kreis offenes Waſſer umfaßt. So friert dann das Gebilde ein. Langſam ſetzt ſich nachher über die wellenſtille Öffnung jene trügeriſch dünne, unkenntlich verſchneite Schicht, die dem menſchlichen Wagemut ſo leicht das jähe Ziel ſetzt.

Doch nach wenigen Tagen iſt das „Terrain“ geprüft, abgeſteckt, geſichert — und dann beginnt das neue Weſen. Rügen, das von Stralſund wirtſchaftlich faſt ganz allein verſorgt wird, erhält nun alles auf Schlitten, ſelbſt Menſchen- und Viehtransport iſt bald im Gange. Sehr ſpaßige Einzelbilder gibt es dabei. Die billigſte Fahrgelegenheit im „Koithan“ iſt zum Beiſpiel dasſelbe Geſtell, das der Fortſchaffung der Tiere dient. Man hat alſo unter Umſtänden das angenehme Gefühl, daß der Vorpaſſagier ein ausgewachſenes Schwein oder ein kapitales Rindvieh war. —

Wie überaus tragfähig die einmal gefügte Decke iſt, begreift man erſt, wenn man die langen Züge der ſchwerbeladenen Frachtſchlitten langſam und ſchwerfällig dahingleiten ſieht. Dann möchte man meinen,

Im Koithan (Schlitten) nach der Inſel Rügen. Im Hintergrund Stralſund.

es müßten unter ſolchen Laſten die Schlittenkufen tiefe Furchen gezogen haben. Aber es iſt keineswegs der Fall.

Vergegenwärtigt man ſich die ungeheure Ausdehnung der Eisfläche und dazu ihre verhältnismäßig lächerlich geringe Dicke, ſo muß man ſtaunen über dieſe fabelhaft elaſtiſche Arbeit unſeres alljährlich wiederkehrenden Baumeiſters Winter.

Die Jugend betrachtet die ganze Sache natürlich

Schlittſchuhläufer auf dem Eis.

als Feſt. Sie hat ſich die flinken Pickſchlitten zurecht gemacht, meiſt ſind es „ſelbſtgebaute“, und veranſtaltet damit gewiſſermaßen Schirennen auf dem Eiſe. Nett und niedlich ſieht es aus, wenn ſo ein Häuflein Pickſchlittenfahrer um die feſtgefrorenen Fiſcherboote gleich einem Bienenſchwarm ſchwirrt oder ſich, hinauseilend,

Der vereiſte Stralſunder Fiſcherhafen.

da draußen auf der endloſen blendenden Fläche verliert als eine Handvoll kleiner, wimmelnder Pünktchen,

die nur noch durch die haſtige treibende Stockhandhabung beweglich erſcheinen und wie eine Verſammlung flugmüder Vögel anzuſehen ſind.

Viel bedächtiger ziehen die Alten auf das gebändigte Meer. Entweder ſie fahren im Koithan oder mit

Der Fiſcher zieht ſeine Beute mit dem Handſchlitten ans Land.

dem Frachtſchlitten die leicht abgeſteckte ſichere Straße, oder ſie kreuzen mit dem Segelſchlitten nicht allzu weit vom Ufer zwiſchen den Waſſerlöchern, die ſie für den Eisfiſchfang ſchlugen. Eine beſondere Gegend muß für dieſe winterliche Fiſcherei von gewöhnlichen Sterblichen ſtets freigehalten werden. Zu kleinerem Fiſchfang ſieht man auch den Fiſcher mit dem Handſchlitten ausziehen, der Angelgerät und Beute, auch

Rückkehr vom Viehtransport.

ein paar kleine Netze tragen muß. Das iſt ein origineller Anblick, wenn die ohnehin ſchon ſchweren

Schritte des Fiſchers mit beſonderem Nachdruck langſam dahinziehen und die maſſige Geſtalt das ganze Körpergewicht auf das vorangeſetzte Bein laſten läßt. Bei vergnügter Stimmung hängt von den bläulich gefrorenen Lippen der „Naſenwärmer“, aus dem

Ein Fiſcherjunge holt auf dem Pickſchlitten die geſchoſſenen Wildenten ein.

die Tabakwölkchen luſtig emporkräuſeln, als kicherten ſie über die gefeſtete Gediegenheit ihres Stralſunder Fiſchers.

Die Fiſcherboote und gar die großen Dampf- und Segelſchiffe halten ſelbſtverſtändlich in oder vor dem Hafen ihren Winterſchlaf. Dort ſieht es aus, als hätte Zauberhand ſich zu lebentötendem Spruch erhoben,

Fiſcher fahren mit dem Segelſchlitten zum Fiſchfang aus.

um den Menſchen zu zeigen, was für ein Nichts das Lebendige iſt. Denn gerade hier iſt faſt unaufhörliches

Bewegen, hier, wo die Schiffe nicht gleich den Häuſern ſtramm ſtehen, ſondern auf dem Waſſer leiſe traumhaft ſich wiegen, hier, wo man an ſtillen Abenden die Wellen zärtlich gegen die Bordwand klinkern hört, hier, wo in Sommernächten an Bord manches weiche Lied erklang und wie ein lieber Freund die Planken entlang von Schiff zu Schiff ging — — — Ja, hier ſchläft nun alles mit eiſenſchweren Lidern, ſogar die bunten Schiffslaternen leuchten des Abends nicht auf oder verſchwinden ſofort wieder, gleich einem blinden ſchüchternen Lächeln.

Hier wirkt das Winterbild totenſtarr und herzbeklemmend, es ſei denn, die Schuljugend tobte dazwiſchen mit ihrem durch nichts zu beſiegenden köſtlichen Übermut, der eben nur kindhaft geſundem Nichtnachdenken entſpringen kann.

Zur Winterszeit gibt ſich auch gut Gelegenheit, den auf dem Eiſe zur Hälfte heimatlos gewordenen Wildenten nachzuſtellen, denn viel leichteren Erfolg verſprechen die dann verſchärften Kontraſte, die das Ziel hart umriſſen vom Eiſe ſich abheben laſſen. Alſo ſind Auffindungsmöglichkeit und Treffſicherheit dem Jäger in bedeutend geſteigertem Maße gegeben.

Nur eine Waſſerſtraße wird in die weite harte Decke geriſſen, das iſt die Fahrrinne des Trajekts Stralſund—Rügen, der die Verbindung nach Saßnitz—Trelleborg bedeutet. Hinter Rügen nach Trelleborg iſt ſelbſtverſtändlich das Waſſer offen, nur zwiſchen Stralſund und Rügen muß ſich der Trajekt zwiſchen mürriſch antreibenden Schollen und ſchon wieder gebildeter, nun kniſternd zerſpringender feiner Decke ſeinen Weg bahnen. Ein wunderlich grandioſer Anblick, wenn der dunkle Koloß ſich durch die bleiche Unbeweglichkeit wühlt, die vorher ſchon der unbarmherzige

Trajekt von Stralſund nach Rügen. (Linie Berlin–Stralſund–Saßnitz–Trelleborg.)

Eisbrecher zerriß. Wie die ſchwarzen Rauchſchwaden den Schornſteinen ſich ballend entquellen, wie ſie

von der ſchneeſchweren Winterluft niedergedrückt werden auf das Eis, wo ſie ſich dann in den grauen ſchlafenden Tag verlieren, oder wie ſie an Sommertagen gigantiſche groteske Schatten auf das Eis malen, das iſt rätſelhaft, faſt grauſig ſchön.

Jedenfalls iſt die Poeſie des Winters an der Oſtſee etwas Ernſtes, faſt möchte man ſagen Eindringliches, bei aller herben Freude und Behendigkeit, die das winterliche Leben der Menſchen atmet. —

Über Nacht, wie ſich vorher die Schollen zur Decke fügten, verſchwindet dann auch vor dem immer wieder ſiegreich jungen Frühling die weiße Pracht. Noch ehe das Binnenland aufhört, eine Schwarz-Weiß-Zeichnung zu ſein, hatte die mächtige Pulsbewegung von Ebbe und Flut mit neuem ſtarken Leben den Eisverband geſprengt und die Trümmer wieder hinausgetragen, wo ſie unter wärmerer Sonne vergehen, als wären ſie nie geweſen, vergehen im ſelben Element, das ſie eben erſt noch gefangen gehalten hatten.

Der Jungbrunnen.

Ein Silveſterſpuk. Von W. Harb.

(Nachdruck verboten.)

Alljährlich beging nach altem Herkommen die Künſtlervereinigung der alten Hanſaſtadt den Silveſtertag mit einem Feſt, zu dem alles, was in den höheren Geſellſchaftskreiſen an Jugend und Schönheit, Intelligenz und künſtleriſchem Streben vorhanden war, zu erſcheinen pflegte. Und alle die Geladenen, die intereſſanten Graubärte mit den berühmten Namen, die Sprößlinge aus den alten Patriziergeſchlechtern der Stadt, die Gelehrten, die Offiziere, die Senatoren, vor allem die große Schar der ſchönen und graziöſen Mädchen und Frauen wetteiferten in Entfaltung von Pracht und Glanz, Frohſinn und Laune innerhalb der vornehmen Grenzen, die von jeher durch Sitte und ererbten Geſchmack feſtgelegt waren.

Für Unterhaltung aller Art war beſtens geſorgt, und Ernſt und Kurzweil löſten einander ab. Wer Extragenüſſe für Zunge und Gaumen ſuchte, kam ebenfalls zu ſeinem Recht; an reich ausgeſtatteten Büfetten fand man die erleſenſten Speiſen und Getränke. Die fröhliche Menge wogte durch die geſchmückten Säle, und die Klänge der Regimentskapelle lockten das junge Volk zum Tanz. Unzählige Glühbirnen goſſen über das bunte Bild ein Meer von Licht und ſpiegelten ſich funkenſprühend in dem koſtbaren Ge-

ſchmeide an Haar und Gewand der ſchönen eleganten Frauen.

Unter einer Schar älterer Damen und Herren ſaß bei einem Glaſe guten alten Rotweins auch der Archivar Doktor Hackenſchmidt und ſchaute ins Gedränge.

„Iſt es nicht reizend?“ fragte ihn ſeine Nachbarin, die Frau Senator Köhler, ſich Kühle zufächelnd. „Mich dünkt, das Feſtkomitee hat ſich in dieſem Jahre ſelbſt übertroffen.“

Doktor Hackenſchmidt hatte ſich nach der Sprecherin umgewandt. „Sehr ſchmeichelhaft, meine verehrte gnädige Frau. Als Mitglied des ſoeben belobigten Feſtkomitees nehme ich ein Teilchen des geſtreuten Weihrauchs für mich in Anſpruch. Jawohl — es iſt ein reizender Anblick, doch —“ er ſeufzte nachdrücklich und vernehmlich — „um reſtlos zu genießen und zu ſchwelgen, muß man jünger ſein. Eine fatale Einrichtung der Natur, das Altern.“

„Das ſagen Sie — Sie mit Ihrer Rüſtigkeit und Schaffenskraft? Sie nehmen es doch noch mit dem Jüngſten auf! Sie freveln, Herr Doktor!“

„Ich habe zu Hauſe einen Spiegel, gnädige Frau, den ich nur zu konſultieren brauche, wenn ich vergeſſen ſollte, in welches Regiſter ich gehöre. Ich habe mein ſiebenundfünfzigſtes Jahr hinter mir.“

„Sie ſind mir heute ein Rätſel, Herr Doktor. Sonſt voll ſprühenden Humors, immer genußfähig und lebensfreudig — und nun auf einmal dieſe peſſimiſtiſchen Anwandlungen! Wiſſen Sie, daß Sie ſchon ſeit einer halben Stunde melancholiſch dreinſchauen und ſich in ſchwermütigen Redensarten gefallen?“

„Ja ja, wir Humoriſten und frohen Brüder — uns packt der Weltſchmerz zuweilen wohl am allertollſten. Dazu iſt heute Silveſterabend, und bald ſchlägt des

Jahres letzte Stunde. Das hat mich immer nachdenklich gemacht und unbehagliche Gefühle in mir geweckt. Wieder ein Jahr dahin — wieder ein Jahr älter geworden!“

„Hirngespinste, Doktor! Für Sie ist reicher und reifer Herbst, Sie stehen in der Erntezeit des Lebens —“

„Sehen Sie dorthin, Frau Senator,“ unterbrach sie der Archivar. „Ich hoffe, daß auch die jetzt folgende Festnummer als glückliche Phantasieausgeburt des vorhin herausgestrichenen Komitees Ihren gnädigen Beifall finden wird.“

Aus Zeug, Holz und Pappe war von flinken Händen in der Mitte des großen Saales ein sonderbares Gebäude im Märchenstil aufgeführt worden, das die Aufschrift „Zum Jungbrunnen“ trug. Ein mittelalterlich kostümierter Herold lud in launigen Versen die anwesenden Männlein und Weiblein „so etwan bejahrt und bebrestet seyn und geplagt von Krankheit und Zipperlein“, sich in den wunderkräftigen Jungbrunnen zu begeben.

Jedweder wird hier jung und gesund,
Das Auge klar und die Wange rund,
Das Mütterlein mit runzliger Stirn
Verwandelt sich in eine rosige Dirn'.
Zum Jüngling wird auch der ält'ste Greis,
Wenn auch das Haar schon wie Schnee so weiß,
Und wer einher auf Krücken geht,
Sich nachher vergnügt im Tanze dreht.
Drum, wen da zwackt des Alters Beschwer,
Der komme flugs zum Jungbrunnen her!

„Bravo!“ sagte Doktor Hackenschmidt. „Das wäre allerdings etwas für uns Alte. Warten wir den Erfolg ab.“

Ein wunderlicher Trupp alter Leute betrat den Saal, uralte Greiſe mit wackelnden Köpfen und zitternden Beinen, und die Muſik ſetzte ein zu einem langſamen und bedächtigen Großvatertanz. Und aus einer anderen Tür kam eine Anzahl trippelnder krummgebogener Mütterlein, und die alten Paare fanden ſich zuſammen zu einem zaghaften Menuett, das ſo überaus drollig und ſchnurrig wirkte, daß die Zuſchauer dieſer wohleinſtudierten Komödie mit ihrem lauten Beifall nicht zurückhielten. Darauf ordneten ſich die Alten paarweiſe hintereinander, und der Zug der Gebrechlichen wankte dem Jungbrunnen zu, in deſſen geheimnisvollem Innern ſie verſchwanden.

Es dauerte nicht lange, da kamen ſie an der anderen Seite als friſche Jünglinge und Mädchen mit elaſtiſchen Gliedern und ſtrahlenden Geſichtern wieder hervor. Hellfarbige Gewänder umſchloſſen knapp die ſchlanken Geſtalten, und als die Muſikkapelle einen rauſchenden Tſchardaſch ſpielte, flogen ſie im federnden Tanzſchritt durch den Saal, mit lächelnden Lippen und bezwingender Anmut.

„So triumphiert die Jugend über das Alter,“ bemerkte Hackenſchmidt mit leichter Schwermut. „So iſt es immer — die Jugend windet ſich mit ſpielender Sorgloſigkeit blühende Kränze, und das Alter ſteht beiſeite mit ſeinen vertrockneten Erinnerungen. Grauſame Laune des Schickſals! Wer der alternden Menſchheit doch wirklich einen ſolchen Jungbrunnen beſcheren könnte! Schade — da tragen ſie den Wunderquell ſchon wieder fort!“

„Welch ein hübſcher Einfall!“ ſagte die Frau Senator begeiſtert.

„Leider nur ein Einfall, Gnädigſte. Ich gäbe etwas darum, wenn ich die Zeit um dreißig bis vierzig Jahre

zurückſchrauben könnte. Mai, Schönheit, Kraftfülle, ſprühende Leidenſchaft — wer ſie wieder hätte, ſei's auch nur auf kurze Zeit! Sie ſind zu Schemen geworden, zu weſenloſen Begriffen."

„Mit Ihnen iſt heute nichts anzufangen, Doktor!"

Ein reizendes Mädchen mit roſigen Wangen trat heran, mehr hüpfend als gehend, und als es den Doktor Hackenſchmidt bemerkte, machte es ihm einen artigen Knicks. Eine ſtattliche Reihe von Blumenſträußchen legte es in Frau Senator Köhlers Schoß.

„Du glaubſt nicht, Mama, wie köſtlich wir uns amüſieren! Der kleine Weßler iſt aber auch zu drollig — man lacht ſich einfach kaput. Ich mußte einmal eine Pauſe machen —"

Doktor Hackenſchmidt war aufgeſtanden. „Dürfte ich Sie um einen Tanz bitten, gnädigſtes Prinzeßchen? Man beginnt ſoeben einen prickelnden Walzer."

Die Kleine knickſte noch einmal. „Mit Vergnügen, Herr Doktor — das iſt mir eine große Ehre."

„Wohl mehr Ehre als Vergnügen," meinte er ironiſch.

„O nein," wehrte ſie lebhaft ab, „ich tanze wirklich gerne mit Ihnen, Herr Doktor. Intereſſante alte Herren ſind meine Paſſion."

„Na na!" drohte er.

Dann walzten ſie los. Hackenſchmidt flog trotz ſeiner ſiebenundfünfzig noch ganz gelenkig über das Parkett, aber als er die zweite Runde beendet hatte, war ihm der Atem knapp geworden, und der Kopf ſchwindelte ihm. Er mußte aufhören.

„Sie tanzen wirklich noch ſehr nett," bekam er als Lob zu hören.

Frau Senator Köhler empfing ihn lachend und klopfte leiſe applaudierend in die Hände. „Das rechnet

Ihnen meine Irma hoch an, Herr Doktor. Das Kind verehrt Sie ja förmlich. Wie gewandt Sie noch sind!“

„Zu gütig, gnädige Frau. Es sind die letzten Resterchen der auch bald dahinschwindenden sogenannten besten Jahre.“

Sie schüttelte den Kopf. „Sind Sie denn gar nicht von dem schrecklichen Thema abzubringen? Ich dachte schon, Sie hätten die Schrullen glücklich überwunden.“

„Ist denn das nicht die richtige Silvesterstimmung — halb lustig, halb traurig — halb ernst und halb heiter? Ich merke, ich passe mit dem Mischmasch meiner Gefühle nicht recht hierher. So ein alter verdrießlicher Kerl wirkt nur störend.“

Doktor Hackenschmidt verschwand in der Tat nun gleich darauf aus dem fröhlichen Zirkel. In seinen Mantel gehüllt schlich er auf die Straße hinaus, wo die Schneeflocken wild durcheinanderwirbelten. Aber er ging noch nicht nach Hause. Seine behaglich ausgestattete Junggesellenwohnung erschien ihm unausstehlich öde und einsam. Dort wurde er die verrückten Gedanken auch nicht los. Als er darum an der Eingangspforte zum Ratskeller vorbeikam, trat er, einem augenblicklichen Impuls folgend, ein und stieg die Stufen hinunter.

Heiß und dunstig schlug ihm die Luft entgegen. Wer von draußen kam, mußte sich erst an die Atmosphäre, die hier herrschte, gewöhnen. Das Lokal war gut besucht, und von allen Tischen tönte Lachen und Gläserklang. Ohne sich aufzuhalten, schritt Doktor Hackenschmidt durch die Reihen der Gäste hindurch. Manche Hand winkte ihm, manches frohe Wort flog zu ihm hinüber. Er aber wollte allein sein. Dort, wo die Riesenfässer standen, gefüllt mit den besten Jahrgängen aus Mosel- und Rheingau, fand er ein

einſames Tiſchchen. Der Kellner brachte ihm Flaſche und Glas. Das Etikett trug einen hochberühmten Namen. Langſam ſchlürfte er den duftenden Trank aus dem Römer und nickte.

Da erhob ſich um ihn her ein unbeſchreiblicher Tumult; Pfropfen knallten, Stühle wurden gerückt, und Hunderte von Kehlen riefen ein fröhliches „Proſit Neujahr!“ Man umarmte und küßte ſich, und die Muſik blies einen rauſchenden Tuſch.

Das neue Jahr war aus der Wiege gehoben.

Es war da: roſig, unſchuldig lächelnd, glückverheißend — wie ein Kindlein, bei deſſen Eintreffen hier im irdiſchen Jammertal man auch nicht an die dunklen Wolken denkt, die über ſeinem künftigen Leben ſchweben könn n.

Auch auf den Straßen war minutenlang Geſchrei und toller Wirrwarr. Dann ebbte das Brauſen allmählich ab. Der Keller leerte ſich merklich. Die ſoliden Bürgerfamilien gingen nach Hauſe. Man griff nach Pelz und Wintervermummung, nach Galoſchen und Schirm. Schwatzend, kichernd, lärmend fand jeder das Seinige. Die Geſtalten huſchten an den alten Fäſſern vorüber, und manchmal flog ein neugieriger Blick aus dunklen Mädchenaugen zu dem einſamen Zecher hin, der in ſeiner Ecke ſaß und dachte und grübelte.

Er ſchalt ſich ſelber und ſuchte die Melancholie, deren er nicht Herr werden konnte, abzuſchütteln.

„Stimmungen!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Morgen, wenn wir ausgeſchlafen haben werden, wenn das gewohnte Tagewerk wieder beginnt, werden die Geſpenſter ſchwinden.“

Er hob den Römer empor und trank ihn bedächtig aus.

„Torheit!“ ſprach er weiter. „Wir müſſen es ja alle lernen, uns zu fügen, zu verzichten, mit dem gebliebenen Reſt weiſe hauszuhalten. Der Welt Lauf!“

Aber die grauen Teufelchen, die ihn plagten, ließen ſich nicht verſcheuchen. In leuchtenden Farben ließen ſie ſeine Jugend vor ihm auftauchen. Er ſah ſich als jungen Geſellen, die Bruſt voll von hohen Idealen, mit blitzenden Augen, mit ſangfrohen Lippen — es klang ihm von fernher der Refrain des alten Liedes, in dem es ſchäumt und brandet von Jugendluſt und Liebesſehnſucht: Noch ſind die Tage der Roſen!

Ihr Fröhlichen, ſingt, weil das Leben noch mait:
Noch iſt ja die blühende, goldene Zeit,
Noch ſind die Tage der Roſen!

„Was gäbe ich drum, noch einmal jung zu ſein!“

Er ſtützte den Kopf in die Hand und träumte vor ſich hin. Die Minuten verrannen, es war ſpukhaft ſtill. Nur leichtes Summen ferner Stimmen, Flüſtern und Gekicher, ſchalkhaftes Raunen. Waren es die Geiſter des Weins, die in der Silveſternacht emporſtiegen aus den rieſigen Fäſſern zum koboldartigen Gaukelſpiel?

Der Träumer fuhr auf und ſtarrte um ſich. Er gewahrte, daß er nicht mehr allein war. Ihm gegenüber ſaß ein Mann, angetan nach einer Mode, die in längſt entſchwundener Zeit geherrſcht hatte. Der Archivar Doktor Hackenſchmidt, der in der Geſchichte der Koſtüme und Trachten wohlbewandert war, konnte ſich das Jahr genau ausrechnen.

Es war höchſt verwunderlich, daß der dort ſaß, aber noch verwunderlicher, daß der Doktor darüber nicht in maßloſes Erſtaunen geriet, ſondern die Geſtalt nur mit Neugier und Intereſſe muſterte.

„Schönen guten Abend!“ ſagte der mitternächtliche Gaſt mit freundlichem Kopfnicken, und der Archivar erwiderte den Gruß.

„Viel Heil und Glück im neuen Jahr!“ fuhr der merkwürdige Beſucher fort. „Die Menſchen wünſchen es ſich, und ſie können's wohl gebrauchen. Wer hätte heute nicht beſonderen Wunſch und Begehr? Der Herr Doktor lachten vorhin etwas laut.“

Hackenſchmidt bewegte zuſtimmend den Kopf, aber antwortete nichts.

„Ei ja, noch einmal jung ſein und erdenfroh — da liegt's. Das Alter bringt den wenigſten Menſchen große Freude. Wie ein Zauberlied klingt's ihnen fernher aus entſchwundener Jugendzeit, und ſehnſuchtsvoll ſchwillt ihnen das Herz. Ja, wer ſie wiederbrächte, die Tage der Roſen!“

„Ja, wenn's ein Mittel gäbe —“

„Warum nicht? Die Menſchen wiſſen's freilich nicht und werden's nie finden, und wären ſie noch neunmal weiſer und klüger als der gelehrte Herr Doktor Hackenſchmidt. Was weiß der Menſch von der Natur und ihren Geheimniſſen? Kann er einen Blick tun in das ſiebenmal verſiegelte Buch?“

Geheimnisvoll zwinkerte der Fremde mit den Augen.

„Es gibt alſo ein ſolches Arkanum?“

„Ein Tröpflein ins Tränklein, wie es der Doktor Fauſt bekam, ein Saft, der verjüngend durch die Adern rinnt! Sollen's haben, Herr Doktor, weil's des Jahres erſte Stunde iſt, ſollen klug werden —“

In des Doktors Glas floſſen ein paar Tropfen einer hellen Flüſſigkeit, die der andere hineingoß.

Haſtig ſetzte er den Trank an die Lippen und ſchluckte ihn hinunter bis auf die Nagelprobe. Als er abſetzte

und wieder aufsah, verschwand sein Besucher wie ein Schatten hinter den großen Fässern.

In wunderlicher Stimmung verließ auch der Archivar den Keller. Sein Gang war elastisch und seine Glieder straff und biegsam. Er fühlte einen warmen Strom neuen Lebens durch seine Adern fließen. Ein Bekannter, der noch nicht heimgegangen war und dessen Stuhl er fast streifte, sah ihm gleichgültig ins Gesicht. Sollte er wirklich — —?

Ein Blick in den Spiegel im Vorraum belehrte ihn. Was ihm daraus entgegenschaute, war nicht der sieben-undfünfzigjährige Archivar Doktor Hackenschmidt mit den Falten und Runzeln im Gesicht und dem grauen Vollbart, sondern ein junger hübscher Mensch, den er sehr wohl kannte und der ihm doch so fremd war. So hatte er ausgesehen, als er nach glücklich bestandenem Doktorexamen in die Welt fuhr, um in reiner Bergluft Erholung zu suchen.

Sein Wunsch war ihm erfüllt, die Jugend war wieder sein!

Sonderbar — er nahm das unerhörte Phänomen als etwas Selbstverständliches und durchaus Mögliches hin. Leicht und froh schritt er durch die nächtlichen Straßen und nickte übermütig dem beinahe vollen Monde zu, der durch das zerrissene Gewölk schien. Es war noch nicht ein Uhr. Die Front des großen Gebäudes, in dem sich die Festgesellschaft vergnügte, war hell erleuchtet, und aus dem Innern tönten die lockenden Geigenklänge.

Wie ein Jüngling flog er die Treppenstufen hinan und stürzte sich in das Gewühl — nicht in den Kreis der Alten, die als passive Zuschauer und wohlwollende Kritiker im Gespräch zusammensaßen, sondern zu dem jungen Volk, das im Reigen durcheinanderwirbelte:

oder mit neckiſchem Wort und feurigem Blick ſich dem ewig reizvollen Spiel und Kampf der ſich anziehenden Geſchlechter hingab.

Er war bald mitten zwiſchen ihnen — Jugend unter Jugend. Er ſuchte es ihnen gleichzutun, wie er es früher einmal getan hatte — vor vielen Jahren. Holde Mädchengeſtalten umgaukelten ihn wie bunte Schmetterlinge, ihre Schönheit traf ſein Auge, ihr leiſes Lachen ſchlug an ſein Ohr. Irma Köhler, die kleine hübſche Senatortochter, hielt er wieder im Arm und ſprang und hüpfte mit ihr durch das Gewoge der dahinraſenden, ſchnellatmenden Menſchen.

Endlich hielt die tolle Jagd ein, die Muſik ſchwieg.

Da ſaß er unter der lachenden Schar — Witzworte flogen hin und her wie Raketen, und die jungen Herrchen ſuchten ſich zu überbieten in geſuchten Redensarten und wohlfeilen Komplimenten. Der Flirt war im ſchönſten Gange. Der kleine Weßler, ein arrogantes, ſich ſelbſtgefällig ſpreizendes Herrlein, übertrumpfte alle an Unverſchämtheit und Albernheit. Doch man lachte unmäßig über die fadeſten und abgeſchmackteſten Dinge, die er vorbrachte.

Hackenſchmidt ſtaunte. Ein Gefühl wie eine ungeheure Enttäuſchung überſchlich ſein Herz. War er wirklich auch einmal ſo geweſen wie alle dieſe? Hatte er an ſolchem Geſchwätz Gefallen gefunden?

Fremd und kalt ſaß er zwiſchen den jungen Leuten; es war ihm nicht möglich, ſich hineinzufinden in das Unreife und Halbfertige ſeiner Umgebung. Die ſchönen Mädchen mit der glatten Haut und den roſigen Lippen erſchienen ihm wie ſchnatternde Gänslein, und die eleganten Jünglinge wie grenzenlos törichte Wichtigtuer ohne jeden Geiſt und Witz.

Er warf ein mahnendes Wort dazwiſchen. Man

ſah ihn erſtaunt an und verſtand ihn nicht. Und nach ſeiner Meinung hatte er doch Bedeutenderes geſagt als alle die Schwätzer in der Runde.

Die lächelnden Paare, die ſich bald darauf wieder drehten im bacchantiſchen Taumel, kamen ihm plötzlich kindiſch vor. Wie ein toller Rauſch das Ganze — ſo inhaltlos und zwecklos.

Er hatte eine Lehre empfangen.

Nur einmal kann man jung ſein und der Jugend holden Wahn genießen. Die Quinteſſenz des Lebens iſt aber die Jugend nicht. Dem Alternden ſei und bleibe das Märchenland der Erinnerung, an das er mit leiſer Wehmut, doch auch mit überlegenem Lächeln gedenkt. Er wünſche ſie ſich nicht zum zweiten Male.

Doktor Hackenſchmidt verſank in philoſophiſche Träumereien. Und als er, mit einem Ruck daraus erwachend, emporfuhr, befand er ſich gar nicht auf dem Feſt der Künſtlervereinigung, ſondern wieder hinter dem großen Faß im Ratskeller, und der Oberkellner trat zu ihm heran mit der höflichen Frage, ob der Herr Doktor noch länger zu verweilen gedenke. Das Lokal ſei faſt leer, und es werde bald geſchloſſen.

Da ſtrich er ſich über die Stirn, trank den Reſt ſeines Weines aus und bezahlte. Außerordentlich lebhaft mußte er geträumt haben, ſo lebhaft, daß er es nicht unterlaſſen konnte, ſeinen kleinen Taſchenſpiegel hervorzuziehen, um ſich zu überzeugen, ob er der junge oder der alte Doktor Hackenſchmidt ſei. Und als ihm das getreue Glas ſagte, daß die Falten und Runzeln noch alle beieinander waren, und der wohlbekannte graue Bart ihm das Kinn umrahmte, da ſteckte er's befriedigt in die Taſche und lachte leiſe für ſich hin.

„Wer weiß, ob's nicht doch ein Spuk war, der mich

äffte!“ ſagte er ſinnend und blickte auf den leeren Stuhl, der ihm gegenüberſtand. „In der Silveſternacht ſollen ſonderbare Dinge geſchehen. Sagte mir nicht Wiſſenſchaft und Vernunft, daß dergleichen ins Reich der Fabel gehört, ich würde darauf ſchwören, daß das putzige Männlein mit dem geſchlitzten Wams und dem betreßten Federhut mir leibhaftig gegenüber geſeſſen hätte!“

Er hüllte ſich in den Überzieher und ging.

Die Uhr auf dem Rathausturm ſchlug die dritte Morgenſtunde.

Vom Aberglauben.

Von M. Elsner.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Unwissenheit und Aberglaube sind von jeher auf das innigste verschwistert gewesen. Aus sehr naheliegenden Gründen. Schon auf den niedrigsten Stufen seiner Entwicklung war der Mensch ein beobachtendes und denkendes Wesen, dem die inneren Zusammenhänge in den Erscheinungen seiner Umwelt nicht verborgen bleiben konnten. Am schnellsten wohl lernte er den Zusammenhang zwischen Wirkung und Ursache begreifen. Er erkannte, daß keine Bewegung oder Umgestaltung der anscheinend unbelebten Materie möglich war ohne eine wirkende Kraft. Und wo sein Verständnis nicht ausreichte, das Wesen dieser Kraft zu ergründen, wo sie sich für sein Fassungsvermögen mit dem Schleier des undurchdringlichen Geheimnisses umgab, fand er keine andere Erklärung als die durch ein Walten übernatürlicher Mächte.

Die engen Grenzen seiner Vorstellungswelt gestatteten ihm nicht, sich diese Mächte anders als in Mensch- oder Tiergestalt verkörpert zu denken, und so entstand der Glaube an gute und böse Geister, so erklärt sich die Fülle der Gestalten in der Mythologie der Alten wie der noch heute auf ein tiefes Kulturniveau gestellten Naturvölker.

Die Beziehungen des Menschen zu jener übersinn-

lichen Welt mußten naturgemäß eine ganz besondere Gestalt annehmen. Weil man die Unmöglichkeit empfand, dem Unsichtbaren und Unergründlichen eine bestimmte Form zu geben, begnügte man sich mit dem Symbol, das der Phantasie den weitesten Spielraum offen ließ, und diesen symbolischen Charakter, den wir manchmal bis in ferne Jahrtausende zurückverfolgen

Die juckende Hand.

können, haben einige Dinge bis auf den heutigen Tag zu bewahren vermocht.

Was in den Zeiten tiefster Unwissenheit Religion und fester, unumstößlicher Glaube gewesen war, wurde zum Aberglauben, als die fortschreitende Kulturentwicklung das Übernatürliche mehr und mehr zum Natürlichen wandelte, als der forschende Menschengeist immer häufiger das scheinbar Unfaßliche seines geheimnisvollen Charakters entkleidete und für zahllose, vermeintlich unlösbare Rätsel die einfache Lösung fand. Die neu gewonnene Erkenntnis wurde ja selbst inner-

Der gefundene Hufnagel.

halb desselben Volkes nicht mit einem Schlage zum Gemeingut aller, sie blieb für kürzere oder längere Zeit ein Privilegium der geistig Regsameren und höher Entwickelten. Die alten, eingewurzelten Vorstellungen ließen sich nur langsam austilgen, die geheiligte Überlieferung behauptete ihre Rechte, und oft genug mußten Jahrhunderte vergehen, ehe einem zähe festgehaltenen Glauben auch in den Augen der großen Masse der Stempel des Aberglaubens aufgedrückt war.

Eines noch viel längeren Zeitraumes aber bedurfte es zumeist, um diese allgemein als Aberglaube anerkannten Vorstellungen bis auf die letzten Spuren zu beseitigen. Die tägliche Erfahrung kann uns darüber belehren, daß es bei einigen von ihnen wahrscheinlich niemals vollkommen

Ein lappländischer Talisman.

gelingen wird. Die von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Tradition erweist sich da mächtiger als alle Aufklärung, und sie hält vielfach auch diejenigen in ihrem Bann, die zwar von der Sinnlosigkeit des betreffenden Aberglaubens ganz durchdrungen sind, sich aber trotzdem nicht von ihm freimachen können.

Ein chinesischer Glücksgott.

Denn die Unwissenheit, die mangelnde Erkenntnis des wirklichen Wesens der Dinge, ist wohl die hauptsächlichste, nicht aber die einzige Quelle des Aberglaubens. Wir müssen uns wohl oder übel mit der Tatsache abfinden, daß es auch unter geistig hochstehenden Menschen abergläubische gibt, ja, daß sich selbst bei den größten und tiefsten Denkern zuweilen Züge eines Aberglaubens finden, für den viel bescheide-

Abwehr drohenden Unheils.

nere Geister nichts als ein mitleidiges Lächeln haben würden.

Der Erklärungen dafür gibt es gar viele. Sehr oft mag es sich um die Folgen von Fehlern handeln, die bei der ersten Erziehung begangen wurden, um lange nachwirkende, unauslöschliche Eindrücke der frühen Jugendzeit. In anderen Fällen ist es ein angeborener Hang zum Phantastischen oder Mystischen, der — sonst durch den kritischen Verstand eingedämmt — in dem Festhalten an der einen oder der anderen abergläubischen Vorstellung zum Ausdruck kommt. Meist aber haben wir es mit nichts anderem zu tun, als mit einer suggestiven Auslösung von Lust- oder Unlustgefühlen, bei denen von irgendwelchem Glauben an das Walten übernatürlicher Kräfte gar nicht die Rede ist.

Es gibt sehr aufgeklärte Leute, die nicht gerne an einem Freitag etwas Wichtiges unternehmen oder Bedenken tragen, sich als Dreizehntes an einen Tisch zu setzen, nicht weil sie den Freitag für einen Unglückstag oder die Dreizehn für eine Unglückszahl hielten, sondern einzig, weil sie in jedem der beiden Fälle an die Vorstellung erinnert werden, die andere mit diesem Tag oder dieser Zahl verbinden, und weil in ihrem Geiste dadurch unwillkürlich allerlei Bilder von Unglück oder Tod heraufbeschworen werden, die sie in eine unbehagliche Stimmung versetzen müssen.

Häufig ist das, was uns als Aberglaube erscheint, auch nur ein Ausdruck geheimer Befürchtungen, Hoffnungen oder Wünsche. An nichts glaubt der Mensch so gern als an das, was er wünscht, und nichts scheint ihm ständig in so bedrohlicher Nähe als das, wovor er zittert. Wer ein großes Glück inbrünstig herbeisehnt, oder wem vor einem schweren Unheil bangt, der wird

leicht geneigt ſein, nach prophetiſchen Vorzeichen auszuſpähen. Nur ein verliebtes Mädchen befragt klopfenden Herzens das Blumenorakel, das ſie als törichten Aberglauben verlacht, wenn ſie in den glücklichen Beſitz des geliebten Gegenſtandes gelangt iſt. Nur ein Armer nimmt das Jucken in der Innenfläche der rechten Hand als eine Verheißung baldigen Geldzufluſſes. Nur einer, dem das Lächeln der Glücksgöttin dringend nottut, bückt ſich auf der Straße nach dem Hufnagel, an dem noch von grauer Vorzeit her ein Stück uralten Teufelsaberglaubens haftet.

Die prophetiſche Spinne.

So iſt es denn auch ganz begreiflich, daß man — von den Unwiſſenden und geiſtig Armen abgeſehen — die meiſten abergläubiſchen Leute in ſolchen Berufsarten findet, deren Angehörige mehr als andere von der Gunſt oder Ungunſt des Zufalls abhängig ſind. Abergläubiſch iſt der tauſend Gefahren preisgegebene Seemann, und abergläubiſch iſt — mit erſtaunlich wenig Ausnahmen — der Schauſpieler, deſſen Exiſtenz ſozuſagen immer aufs neue auf den unberechenbaren Wankelmut des Publikums geſtellt iſt.

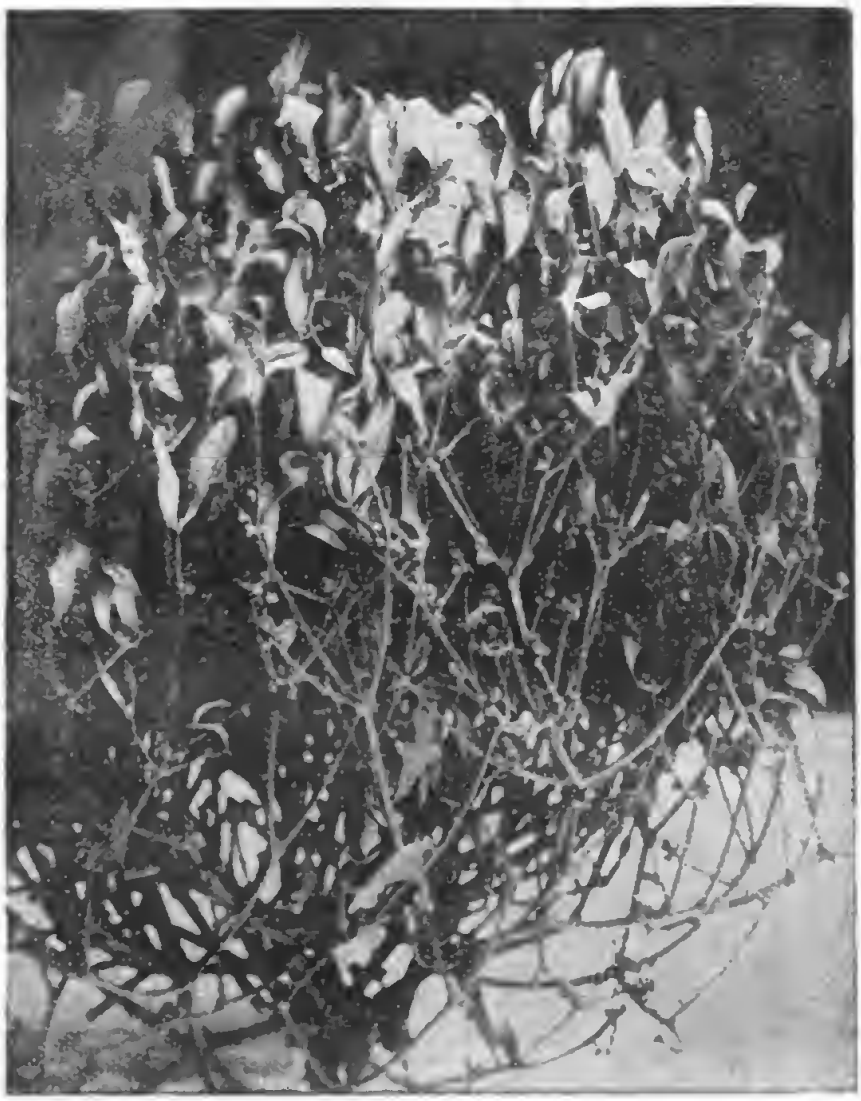
Alle die Formen aufzuzählen, in denen ſich die abergläubiſchen Vorſtellungen unſerer Vorfahren bis in das aufgeklärte zwanzigſte Jahrhundert hinein

erhalten haben, könnte nur die Aufgabe eines auf gewaltigem Umfang angelegten Werkes sein. Jeder unserer Leser ist unzweifelhaft in der Lage, hunderte von ihnen zu nennen, die er in seiner Umgebung und zum Teil vielleicht auch — an sich selbst beobachtet hat. Nur einige wenige mögen hier herausgegriffen sein, weil sie zu den meistverbreiteten gehören, und weil sie sich leicht im Bilde veranschaulichen ließen.

Da haben wir den lachenden Glücksgott mit dem bei jeder Berührung wie in freundlicher Gewährung nickenden Kopfe, den der ehemalige Zopfträger im fernen Osten als segenspendenden Talisman betrachtet, und der auch in manchem abendländischen Salon seinen bevorzugten Platz wohl weniger der grotesken Häßlichkeit seiner Erscheinung als seiner symbolischen Bedeutung zu danken hat. Da sehen wir ferner jene charakteristische Hand- und Fingerdarstellung, durch die abergläubische Personen das Unheil von sich abzuwehren suchen, wenn irgend ein böses Omen seine Nähe anzukündigen scheint. Der zweite und der letzte Finger der abwärts geneigten Hand werden ausgestreckt, während die drei anderen nach der Handfläche zu gebeugt sind. Oft werden zur Verstärkung der Abwehr dazu auch noch ein paar Worte gemurmelt, die man als letzte Überbleibsel der nachgerade außer Gebrauch gekommenen Beschwörungsformeln ansehen mag.

Daß die Spinne ein sehr zuverlässiger Prophet ist, wissen durch einen bei ihrem Anblick häufig zitierten Reimvers sogar schon unsere Kinder. Ihr Erscheinen bereitet gläubige Gemüter am Morgen auf bevorstehende Sorgen, am Mittag auf den Besuch befreundeter Personen, am Abend auf allerlei gute und erfreuliche Dinge, um Mitternacht aber auf schwere Ärgernisse vor. Wahrscheinlich hat es schon gar manche

der fleißigen Netzweberinnen mit ihrem Leben bezahlen müssen, daß sie statt am Mittag oder am Abend schon in früher Morgenstunde oder gar um Mitternacht



Der glückbringende Mistelzweig.

in den Gesichtskreis eines abergläubischen menschlichen Wesens trat.

Der Mistelzweig erfreut sich als Glückssymbol einer besonderen Wertschätzung wohl nur, soweit die englische Zunge klingt. Um die Weihnachts- und Neu-

jahrszeit findet man ihn bekanntlich in jedem britiſchen Hauſe. Jung und alt ſieht ihn gern, da kein Unheil die Schwelle überſchreiten kann, über der er aufgehängt iſt. Am meiſten aber liebt ihn doch die reifere Jugend,

Böſes Omen.

und zwar um der geheiligten Sitte willen, daß jedes weibliche Weſen geküßt werden darf, das ſich unter dem Miſtelzweig erwiſchen läßt.

Zum Beweiſe, daß man auch im höchſten Norden das Glück und die Liebe bei abergläubiſchen Vorſtellungen als zwei untrennbar verbundene Dinge anſieht, geben

wir die Abbildung eines lappländiſchen Glückstalismans. Es iſt ein Walroßzahn, in deſſen Schmelz der Beſitzer das Bildnis ſeiner Herzliebſten eingeritzt hat. Im Beſitz eines ſolchen Amuletts wähnt ſich der Lappe gefeit gegen jede Gefahr.

Weshalb drei Kerzen, die zufällig nahe beieinander in demſelben Zimmer brennen, als ein ſehr ſchlimmes Omen, nämlich als Vorzeichen eines nahen Todesfalles gelten, iſt nicht ſchwer zu erraten. Sie wecken eben in dem Beſchauer die Vorſtellung von Lichtern, die bei der Totenwacht an einem Sterbelager oder am offenen Sarge brennen.

In ſolchen und in tauſend anderen Geſtalten hat ſich der Aberglaube von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbt. Wann endlich wird er aus der Welt geſchwunden ſein?

Dann, wenn es für den Menſchengeiſt keine unerforſchten Geheimniſſe, keine ungelöſten Rätſel mehr gibt.

Sollte jemand daran glauben, daß dieſer Zeitpunkt überhaupt jemals eintreten könnte?

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wehe dem, der lügt! — Die Familie des Gutsbesitzers v. D. zog über den Ozean, um Verwandte zu besuchen, die drüben eine große Farm besaßen und es zu Ansehen und Wohlstand gebracht hatten. Die Familie bestand außer dem Gutsbesitzer und seiner Gattin noch aus drei prächtigen Kindern, dem fünfjährigen Fritz, dem vierjährigen Emil und dem Nesthäkchen, der kleinen anderthalb Jahre alten Anna. Die kleine Anna, ein bildhübsches, munteres Ding mit blauen Augen und seidenweichen blonden Locken, war der Stolz und der Liebling der ganzen Familie. Selbst der sonst so ernste und strenge, arbeitüberhäufte Vater, über dessen Antlitz nur selten ein Lächeln flog, blickte froh und heiter drein, wenn sein Auge auf sein Töchterchen fiel. Und die Mutter war so stolz auf ihr Baby, fühlte sich in seinem Besitz so glücklich, daß sie es ganz allein pflegte und kein Kindermädchen mitgenommen hatte. Auch die beiden Knaben hatten ihr Schwesterchen von Herzen lieb, sie ließen die schönsten Spielsachen liegen, wenn sie mit der Kleinen spielen durften — kurzum, das Baby war der Mittelpunkt, um den sich das Interesse der ganzen Familie drehte. Die kleine Dame schien dies auch sehr gut zu wissen, denn sie war sehr anspruchsvoll und verwöhnt, wollte immer unterhalten, beschäftigt und geliebt sein und tyrannisierte eigentlich die ganze Familie. Ging irgend etwas nicht nach ihrem Kopf, erhob sie ein fürchterliches Gebrüll und hörte nicht eher auf, bis sie ihren Willen durchgesetzt hatte und ihre nicht immer leicht erkennbaren Wünsche erfüllt waren.

Auf dem Schiff nahm die Wartung der Kleinen natürlich viel Zeit und Mühe in Anspruch. Trotzdem befand sich die

Digitized by Google

kleine Anna fortgesetzt in der denkbar ungnädigsten Stimmung. Vielleicht schmeckte ihr die Milch auf dem Schiffe nicht, vielleicht ärgerten sie die vielen Menschen, die ihr neugierig ins Gesicht starrten, oder ihr wohl gar mit lauten Ausrufen des Entzückens die runden Bäcklein tätschelten; möglich war es auch, daß sie sich nach ihrem treuen Spielgefährten, dem geduldigen Nero, sehnte, den man schnöder Weise zu Hause gelassen hatte.

Eines Morgens war sie besonders übellaunig, sie schrie so laut und andauernd, daß die Passagiere schleunigst aus ihrer Nähe flüchteten. Die Mutter gab sich die erdenklichste Mühe, sie zu beschwichtigen; sie nahm sie auf die Arme, summte ihr die schönsten Lieder vor, zeigte ihr die verlockendsten Spielsachen und machte auch sonst alle möglichen Versuche, um die Kleine zur Ruhe zu bringen. Aber alles war umsonst, das Kind schrie unverdrossen weiter. Kein Bitten, kein Schmeicheln, kein Drohen half. Ein paar leichte Klapse, die ersten, die sie überhaupt erhielt, bewirkten nur das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung, das Geschrei steigerte sich zum ohrenzerreißenden Gebrüll.

Da hob die Mutter in einem Anflug von Verzweiflung den Schreihals auf die Reling und sagte im strengsten Ton: „Wenn du nun nicht gleich artig bist und mit Schreien aufhörst, werf' ich dich ins Wasser!"

Die Kleine blickte erschreckt in die dunkle Flut, die dort unten wogte. Sie wandte den Kopf vom Wasser weg und streckte die kleinen Arme flehend nach der Mutter aus. Ihre Tränenflut versiegte, kein Laut kam mehr aus ihrem Munde. Geduldig ließ sie sich in ihren Wagen betten und blieb still und ruhig darin liegen.

Die Mutter atmete erleichtert auf. „So, Jungens," sagte sie zu ihren beiden Knaben, die mit großen Augen der eben geschilderten Szene gefolgt waren, „ich gehe nur schnell nach unten, um dem Papa etwas zu sagen. Den kleinen Augenblick könnt ihr wohl auf euer Schwesterchen aufpassen!"

„Gewiß, Mama!" erwiderte Fritz, und Emil setzte wichtig hinzu: „Wir werden schon dafür sorgen, daß Baby nicht wieder schreit."

Die junge Frau eilte hinab in die Kabine, um dem Gatten, der dort mit dem Schreiben wichtiger Briefe beschäftigt war, eine Mitteilung zu machen und ging dann wieder aufs Deck zurück.

Da sah sie die beiden Knaben an der Reling stehen und gespannt ins Wasser schauen, der Kinderwagen aber — war leer.

„Na, Jungens," fragte sie, „wo ist denn euer Schwesterchen?"

Lachend erwiderte Fritz: „Baby hat wieder geschrieen, und da haben wir es ins Wasser geworfen."

Der Mutter ward es schwarz vor den Augen. Sie taumelte einen Schritt zurück und rief entsetzt: „Um Gottes willen, was habt ihr getan?"

„Ja, Mama," gab Emil zur Antwort: „Du sagtest doch, wenn Baby noch einmal schreie, sollte es ins Wasser geworfen werden, und da es wieder ganz furchtbar zu schreien anfing und gar nicht aufhören wollte, haben Fritz und ich es denn auch hineingeworfen."

Die unglückliche Frau stürzte, so schnell sie ihre schwankenden Füße tragen wollten, zum Kapitän. Mit ein paar abgerissenen Worten benachrichtigte sie ihn von dem Entsetzlichen und flehte ihn an, einen Rettungsversuch zu machen. Der Kapitän zuckte mitleidig die Achseln, denn da war keine Rettung mehr möglich. Aber die Tränen der verzweifelten Frau veranlaßten ihn dennoch, den Befehl zum Stoppen zu geben. Ein Boot wurde ausgesetzt, mit den tüchtigsten der Matrosen bemannt, aber nach einigen Stunden kehrte es unverrichteter Sache wieder zum Schiff zurück; wie zu erwarten war, hatte man keine Spur von dem armen kleinen Kinde erblickt.

Auf dem Schiff aber mußte der tiefgebeugte Gatte alle Kräfte aufbieten, um seine vor Schmerz fast wahnsinnig gewordene Frau daran zu hindern, ihrem Liebling in das nasse Grab zu folgen. —zen.

Humor in der Naturgeschichte. — Wollen wir Humor in der Naturgeschichte finden, so müssen wir Bücher lesen, die vor hundert und mehr Jahren gedruckt worden sind. Heiterkeit und Lachlust kommt uns da fast auf jeder Seite an, obgleich

alles, was berichtet wird, damals bitterer wiſſenſchaftlicher Ernſt war. Eine wahre Fundgrube naturwiſſenſchaftlichen Humors iſt zum Beiſpiel die Naturgeſchichte von M. Georg Chriſtian Raff, ordentlichem Lehrer der Geſchichte und Geographie auf dem Lyzeum zu Göttingen. Die letzte Ausgabe des Buches erſchien 1798 in Frankfurt und Leipzig mit vierzehn Kupfertafeln.

Raff erzählt der Jugend vom Eichhörnchen: „Und weil die Eichhörnchen auch die Kunſt verſtehen, auf einem Stückchen Holz oder auf einer Baumrinde ſich ins Waſſer zu ſetzen und darauf mit gutem Winde über einen Bach oder einen Fluß zu ſchiffen, ſo muß ihnen ihr zottiger Schwanz zum Segel, und einer ihrer Füße zum Ruder dienen. Aber leider gehen oft die Schiffe ſamt den Schiffern verloren, wenn nämlich unvermutet ein Wind entſteht und das Waſſer allzu unruhig wird.“

Ergötzlich iſt, was der gelehrte Autor von dem Fettſchwanzſchaf berichtet: „Und wie ſollten diejenigen arabiſchen, perſiſchen, ſyriſchen und afrikaniſchen Schafe, die zwanzig bis dreißig Pfund ſchwere Schwänze haben und doch nicht viel größer ſind als unſere Schafe, auch keine ſtärkeren Füße haben, ſchnell laufen oder gar ſpringen können? Sie können gewöhnlich kaum ihren Schwanz, der oben dick und ein Klumpen Fett iſt, fortſchleppen, geſchweige denn ſpringen. Man macht daher für ſie kleine leichte Karren oder Rollwagen mit zwei Rädern, ſpannt ſie davor, legt ihren Schwanz darauf und läßt ſie ſo weiden und ihren Schwanz mit ſich herumziehen. Muß das nicht ſehr närriſch ausſehen?“

Wunderbare Dinge werden vom Fuchſe erzählt: „Soll ich meine Krebsfängerei erzählen,“ meinte der Fuchs, „und ſagen, wie ich auf einmal zwei- bis dreihundert Weſpen oder Bienen totmache und wie ich mich von allen meinen Flöhen reinige, ohne Schnauze noch Füße dazu nötig zu haben? Hören Sie alſo! Wenn mich die Flöhe allzuſehr plagen und ich ſie gerne auf einmal los ſein will, ſo nehme ich ein Büſchelchen Moos oder Heu in die Schnauze, gehe ſodann rückwärts, doch ſehr langſam und allmählich immer tiefer ins Waſſer, damit meine Flöhe Zeit behalten, nach und nach an den Hals und

vom Hals an den Kopf und vom Kopf in die Schnauze und von dieser endlich in das Bündelchen Moos oder Heu zu fliehen. Sind sie nun alle im Moos drin, so tauche ich plötzlich unter und lasse es fallen. Und siehe, so bin ich auf einmal alle diese häßlichen Peiniger los. Während dieser Entflöhung nun geschieht's zuweilen, daß sich Krebse an meinen wolligen Schwanz so fest anklammern, daß ich sie daran hinschleppen kann, wohin ich will. Ist das nicht lustig? Oft krebse ich aber auch im Ernst und stecke meinen Schwanz deswegen ins Wasser, damit sich die einfältigen Krebse, welche alles, was ihnen nahekommt, mit ihren Scheren anfassen und nicht wieder loslassen, es koste sie auch ihre Schere oder gar ihr Leben, daran anhängen. Hängt nun eine Partie daran, so gehe ich aus dem Wasser heraus und fresse einen nach dem anderen auf. Bis ich aber ein Wespen- oder ein Bienennest erobere und mich im Honig sattfressen kann, muß ich erst alle Wespen und Bienen, die darin sind, tot machen und das mache ich so: ich stecke meinen Schwanz in das Nest hinein oder lege ihn wenigstens so lange vor das Loch, bis er voller Wespen oder Bienen sitzt. Nun gehe ich geschwind fort und schlage ihn samt den Wespen gegen einen Baum oder Stein und fresse alle, die tot zur Erde fallen, auf. Dies mache ich nun zwei-, drei- bis viermal und überhaupt so lange, bis das Nest von Einwohnern völlig leer ist und ich ohne Gefahr den Honig samt den Zellen aufschmausen kann. Oftmals lege ich mich auch auf die Erde, strecke alle Viere von mir, halte den Atem zurück und stelle mich tot. Wenn mich nun ein Raubvogel für Aas hält und mich packen will, so erhasche ich ihn, erwürge ihn und fresse ihn auf."

Von den Haifischen und Walfischen wird berichtet: „Es gibt kleine und große Haifische, so kleine als ein Kalb, aber auch welche von der Größe des Ochsen. Des Sägefisches schlimmste Feinde sind die Walfische. Er lauert auf sie und sie auf ihn. Wenn er einen Walfisch erwischen kann, so sägt er ihm ein Stück Speck aus dem Leibe, kommen aber etliche Sägefische zugleich über einen Walfisch her, so zerstümmeln sie ihn in etlichen Stunden so sehr, daß er sterben muß. Und nun schlitzen sie ihm den Bauch auf, kriechen hinein und fressen seine Zunge auf,

Digitized by Google

die lauter Speck ist. Das Fleisch aber fressen sie nicht, sondern lassen es den Eisbären, die schon in der Nähe darauf lauern. Der ‚Menschenfresserhai' ist wohl der größte und fürchterlichste Haifisch. Ganze Pferde fand man schon oft in seinem Magen. Im Jahre 1785 fiel ein Matrose unglücklicherweise von einem Schiff ins Mittelländische Meer. Da kam sofort ein solcher Menschenfresser herbei und nahm den um Hilfe schreienden Unglücklichen in seinen Rachen und verschlang ihn. Kaum aber hatte er den Mann im Leibe, so schoß der Kapitän eine Kanone auf ihn los und traf ihn zum Glück so, daß er den Matrosen plötzlich wieder ausspie und man diesen beinahe ganz unverletzt auffischte und aufs Schiff brachte."

Von den Störchen und Schwalben wird folgendes erzählt: „Einst fischte man aus der Ostsee und etlichen anderen Gewässern tot scheinende Störche heraus. Wie man sie aber in die Wärme brachte, wurden sie lebendig und fraßen gierig, was man ihnen vorwarf. In einem Sumpfe in England haben die Fischer gefischt und statt der Fische einen Haufen Störche heraufgezogen, die alle aneinandergehangen, und da man sie erwärmt, lebendig geworden sind. Können also die Störche im Wasser überwintern wie die Schwalben? Daß bei uns die Schwalben des Winters nicht herumfliegen, ist bekannt. Oder habt ihr schon welche herumfliegen sehen? Daß sie sich aber in ihren Nestern und in anderen Löchern verstecken, einige sogar sich in Flüsse und Teiche versenken, ist eine Sache, die ich auch bis jetzt noch nicht aus meiner eigenen Erfahrung heraus bezeugen kann; allein es ist doch ganz gewiß wahr, weil es schon so viele wackere Männer gesehen und selbst welche aus Seen und Teichen herausgefischt und aus ihren Nestern und anderen Löchern herausgelangt haben, die sie in kurzer Zeit in der Wärme haben wieder aufleben und herumfliegen sehen." C. T.

Englische Prinzen. — Die verstorbene Königin Viktoria von England, die Großmutter des jetzigen Königs, hielt streng auf die Befolgung der Etikette und suchte die Mitglieder des königlichen Hauses so viel als möglich vor der Berührung mit der Öffentlichkeit zu bewahren. So wuchsen nicht nur ihre

eigenen Kinder, der Prinz von Wales und nachherige König Eduard VII. sowie die Prinzessin Viktoria, die spätere Gemahlin Kaiser Friedrichs II., in der engen Abgeschlossenheit des Hofes auf, sondern auch die Kinder ihres Sohnes wurden infolge

Prinz Albert von England (rechts) als Seekadett.

ihres ausschlaggebenden Einflusses nach denselben Grundsätzen erzogen.

Schon mit dem Regierungsantritt Eduards VII. vollzog sich hierin eine Änderung, und seit Georg V. den Thron bestiegen hat, gelangte die freiere Auffassung über die Erziehung

der jugendlichen Angehörigen des Herrſcherhauſes vollends zum Durchbruch.

Bekannt iſt, daß der jetzige Prinz von Wales erſt kürzlich

Prinz Henry von England (links) als Schüler vom Eton College.

einen längeren Aufenthalt in Paris und Süddeutſchland nahm. Prinz Albert, der zweite, am 14. Dezember 1895 geborene Sohn König Georgs, iſt in die Marine eingereiht worden und dient als Seekadett an Bord des „Collingwood“, wo er mit ſeinen Altersgenoſſen durchaus kameradſchaftlich verkehrt

und sich allen Obliegenheiten des Dienstes unterziehen muß.

Prinz Henry, der dritte, am 31. März 1900 geborene Sohn König Georgs, ist soeben in das Eton College, die altberühmte, von Heinrich II. im Jahre 1440 gegründete Erziehungsanstalt, eingetreten. Eton College, das am linken Ufer der Themse in Windsor eine große Gruppe von Schulgebäuden, eine Kapelle, ein Museum, Speisehallen und Spielplätze umfaßt, wird ausschließlich von Söhnen der vornehmsten und reichsten Familien besucht.

Die Zahl der Schüler, die in der Anstalt selbst wohnen, beläuft sich auf etwa siebzig. Dazu kommen noch gegen neunhundertundfünfzig Schüler, die in Windsor bei Lehrern oder in den „Dames' Houses" untergebracht sind. Auch sie unterstehen beständig der Oberaufsicht der Schule. Da die Schüler zu Gentlemen ausgebildet werden sollen, so tragen sie außer kurzen, schwarzen Jacken mit breiten Kragen Zylinderhüte.

Die Zucht im Eton College ist ziemlich streng. Prinz Henry wird wie jeder andere Schüler gehalten. Er genießt nur die Vergünstigung, daß ihm einige Zimmer für den besonderen Gebrauch eingeräumt worden sind und ein Erzieher mit mehreren Dienern seinen kleinen Hofstaat bildet. Th. S.

Ein historischer Kalbskopf. — Sardou, der bekannte französische Dramatiker, erzählte gern in Freundeskreisen ein überaus heiteres Erlebnis aus der Zeit der Belagerung von Paris.

Am Weihnachtstage 1870, bei kaltem Wetter, verließ Sardou, der als Nationalgardist diente, die Batterie des Moulin-Joli, die am linken Seineufer gelegen war. Die Batterie hatte den ganzen Tag das rechte Ufer beschossen, auf dem die Deutschen bei Argenteuil postiert waren. Sardou kehrte nach Paris zurück, um sich ein wenig zu reinigen und bei Brébant, seinem Stammlokal, zu Mittag zu essen.

Als er seine Wohnung wieder verließ, trat ein Unbekannter auf ihn zu und zeigte auf einen mit einer Serviette überdeckten Korb, den er trug. „Herr Sardou," flüsterte er geheimnisvoll, „ich habe hier etwas für Sie, wenn Sie den Preis bezahlen wollen."

„Etwas für mich?“

„Ja, etwas für Ihr Diner am heutigen Weihnachtstage — einen Kalbskopf!“

Man muß zu jener Zeit in dem belagerten Paris gelebt haben, um das Verführerische eines solchen Angebotes zu begreifen. Es waren nur noch einige Kühe für die Spitäler übrig geblieben, und sogar das Pferdefleisch begann schon selten zu werden. Ein Kalbskopf — das war ja eine Delikatesse ersten Ranges!

Sardous Überraschung und sein ungläubiges Gesicht bemerkend, lüftete der Mann das Tuch und zeigte dem Dichter einen frischen, wundervollen Kalbskopf, der appetitlich auf Petersilie im Korbe gebettet lag und einen herrlichen Duft verbreitete.

Sardou zögerte nicht mehr. „Wie viel verlangen Sie?“

„Für Sie, Herr Sardou, kostet der Kalbskopf nur drei Louisdor mit Korb und Serviette.“

In jenen denkwürdigen Tagen war dieser Preis wirklich bescheiden. Sardou handelte nicht, und ließ sich von dem Manne bis zu Brébant begleiten. Bevor er in das Restaurant eintrat, ließ er den Kellner rufen, vertraute ihm seinen Schatz an und befahl ihm, mit keinem Worte etwas von der Sache zu verraten. Während des Diners sollte er dann den Kalbskopf auftragen.

„Welche Überraschung wird dies für meine Tischgenossen sein!“ dachte er bei sich selbst.

Eine Stunde später saß der Dichter im Kreise seiner Freunde bei Tische im Kampfe mit einem Filet aus Pferdefleisch — zäh wie Leder. Da stand er auf und kündigte seine Überraschung an. „Ratet einmal, was euch winkt!“

Der eine sagte: „Ein Schinken!“ Ein anderer rief: „Gebratener Schellfisch!“ Andere meinten: „Marinierter Aal!“ oder: „Ein Huhn mit Trüffeln.“

„Nichts von alledem,“ erwiderte Sardou. „Aber hört: Ein frischer, herrlich duftender Kalbskopf!“

Lauter Jubel folgte dieser unerwarteten Ankündigung.

Der Kellner brachte gleich darauf eine verdeckte Schüssel

und ſtellte ſie lächelnd auf den Tiſch. Alle ſtürzten neugierig herbei.

Aber dieſe Verblüffung! Man ſah nichts als eine gelbliche, dicke, fettige Brühe!

Sardou ſchrie wütend: „Mein Kalbskopf! Unglücklicher, wo iſt mein Kalbskopf?“

„Ihr Kalbskopf, Herr Sardou,“ erwiderte der Kellner, auf den Teller zeigend, „iſt das!“

„Wie, das Zeug da?“

„Er iſt zuſammengeſchmolzen.“

„Jawohl — geſchmolzen!“

In der Tat, der Kalbskopf, den der Händler ſo teuer verkauft hatte, war aus gegoſſener Gallerte bereitet geweſen. Die Nachahmung war aber ſo täuſchend, daß der Fabrikant, wie man ſpäter erfuhr, noch dreißig ſolcher Kalbsköpfe verkauft hatte an Leute, die ebenſo naiv geweſen waren wie der berühmte Dichter der „Fedora“. C. D.

Vom Silberglanz der Sterne. — Woher die Geſtirne jene herrliche Silberfarbe haben, die in klaren Nächten unſer Auge entzückt, iſt eine Frage, die lange vergeblich zu beantworten verſucht wurde. Jetzt erhalten wir aus den kürzlich veröffentlichten Forſchungen von Profeſſor Lummer eine intereſſante Aufklärung.

Jener ſilberne Sternenglanz iſt zunächſt gar keine Farbe, iſt in unſerem Auge und Hirn nur die Empfindung einer farbloſen Helligkeit, des ſogenannten Stäbchenweiß. Die vorletzte Schicht unſerer Netzhaut oder des um den Augapfel ausgebreiteten Sehnerven enthält nämlich einen aus unzählbaren, äußerſt dünnen, zylindriſchen Stäbchen und aus weniger zahlreichen, zwiſchen ihnen eingeſtreuten flaſchenförmigen Zapfen gebildeten, kleinen Paliſadenwald — die eigentlich empfindenden und Lichtreize aufnehmenden Enden des Sehnerven. Von den Zapfen wiſſen wir, daß ſie hauptſächlich für die Farben empfindlich ſind, und zwar für die gelbgrüne Zone des Spektrums, die Stäbchen für die blaugrüne Zone. Bei Tage ſehen wir faſt nur mit den Zapfen, aber ſchon im Dämmerlicht beteiligen ſich am Sehen viel mehr

Stäbchen als Zapfen, bei Dunkelheit ſehen wir nur mit Stäbchen, und faſt alle Nachttiere haben ausſchließlich ſolche in ihrer Netzhaut.

Betrachten wir nun aus der völligen Dunkelheit heraus den klaren geſtirnten Himmel, ſo iſt unſer nur mit Stäbchen ſehendes Auge vollſtändig farbenblind: wir haben nur die Empfindung des ſilbernen Sternenglanzes, des Stäbchenweiß, und ſehen alle Sterne nur mittelbar. Treten wir jetzt aber, den Blick immer nach den Sternen richtend, plötzlich aus dem Dunkel in den hellen Lichtkreis einer ſoeben aufleuchtenden Lampe, ſo begibt ſich etwas Wunderbares: die großen Sterne gewinnen plötzlich Farbe, rote, grünliche, bläuliche uſw., die kleinen verſchwinden! Und zwar zittern die, die wir gerade ins Auge gefaßt haben, kurz vor dem Verſchwinden noch einmal hin und her oder drehen ſich davonhuſchend im Kreiſe.

Das iſt einer der die Lummerſche Entdeckung ſtützenden Verſuche, den jeder leicht nachprüfen kann. Die vielen Tauſende kleiner Sterne werden alſo einzig und allein durch die Stäbchen für uns ſichtbar in ihrem Silberglanze. Lummer nennt ſie daher „Stäbchenſterne“, zum Unterſchied von den großen „Zapfenſternen“, die bei plötzlich eintretender Helle nicht verſchwinden, ſondern Farbe bekommen. Ob das Zittern und Flackern vor dem Verſchwinden der kleinen eine Folge des plötzlichen Wettſtreites zwiſchen Zapfen und Stäbchen oder eine Ermüdungserſcheinung des Auges iſt, dieſe Frage läßt der Forſcher einſtweilen noch offen. H. Radeſtock.

Ein Vorläufer des Dynamitkönigs. — Als Entdecker der modernen Sprengmittel, beſonders des Dynamits, wird ſtets Alfred Nobel genannt, jener ſchwediſche Chemiker, der mit den von ihm zuſammengeſtellten Vernichtungsſtoffen ein Vermögen von fünfunddreißig Millionen Mark erwarb, deſſen Zinſen er jedoch in hochherziger Weiſe zum größten Teil laut Teſtament für die ſogenannten „Nobelpreiſe“ beſtimmte. Nach den neueſten Forſchungen des engliſchen Profeſſors Shellerhouſe ſcheint es jedoch, als ob bereits vor Nobel ein anderer, und zwar ein franzöſiſcher Chemiker, die Zuſammenſetzung und Wirkung des obengenannten furchtbaren Exploſivſtoffes ge-

kannt haben muß. Über die näheren Schicksale dieses Mannes hat Professor Shellerhouse folgendes ermittelt und vor kurzem in einer Londoner Fachzeitschrift veröffentlicht.

Im Jahre 1851 wurde der in einer staatlichen Pulverfabrik in Paris beschäftigte, vierzigjährige Chemiker Bernhard Saltome wegen politischer Umtriebe zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt, entfloh jedoch nach England, wo er in dem Londoner chemischen Laboratorium der Firma Barmey & Co. eine Anstellung fand. Direktor des Laboratoriums war damals der später als Erfinder vieler pharmazeutischer Präparate berühmt gewordene Dr. Mattison. Diesem vertraute Saltome nach einiger Zeit an, daß er sich seit längerem mit der Vervollkommnung eines von ihm erfundenen Sprengstoffes beschäftige, der dem Pulver an Explosivkraft unendlich überlegen sei. Dr. Mattison, der wohl fürchten mochte, daß Saltome in dem Laboratorium irgendwelche nicht ganz ungefährliche Versuche anstellen könnte, verbot seinem Untergebenen jede private Beschäftigung innerhalb der Fabrikräume aufs strengste, zeigte aber sonst für Saltomes Experimente ein lebhaftes Interesse und wußte ihm auch von einigen Großindustriellen eine regelmäßige Geldunterstützung zu verschaffen, so daß der Franzose in der Lage war, sich in dem Orte Greenford westlich von London ein eigenes kleines Laboratorium auf offenem Felde, ziemlich entfernt von allen menschlichen Behausungen, anzulegen, wo er sich dann in seiner freien Zeit ständig aufhielt und an seiner Erfindung weiterarbeitete.

Woraus Saltome den neuen Sprengstoff herstellen wollte, verriet er niemand. Nur daß er viel mit dem 1847 von Sobrero entdeckten, überaus gefährlichen Nitroglyzerin arbeitete, erfuhr Dr. Mattison zufällig, was ihm Gelegenheit gab, den Franzosen nochmals zur größten Vorsicht zu ermahnen. Wie recht er mit diesen seinen Warnungen gehabt hatte, zeigte sich bereits kurze Zeit darauf. Im Mai 1852 wurde London von überaus schweren Gewittern heimgesucht, und am 23. Mai schlug dann während der Nacht ein Blitz in Saltomes kleines Laboratorium ein, steckte das Häuschen in Brand, so daß der Franzose, der dort gerade wieder übernachtete, kaum Zeit

fand, in dürftiger Kleidung ins Freie zu flüchten. Als er etwa zweihundert Meter weit gekommen war — er wußte nur zu gut, daß jeden Augenblick eine Explosion erfolgen mußte, da in dem Laboratorium bedeutende Mengen seines neuen Sprengmittels lagerten — erfolgte eine furchtbare Detonation. Saltome wurde eine Strecke weit fortgeschleudert, flog gegen einen Baum und blieb bewußtlos liegen. Die ganze Ortschaft Greenford geriet in Aufregung. Alle Leute verließen ihre zum Teil zerstörten Häuser, da man allgemein annahm, daß es sich um ein plötzliches Erdbeben handelte. Erst am Morgen vermochte man den ganzen Umfang der Verheerungen, die die Explosion angerichtet hatte, zu übersehen. Das Laboratorium war vollkommen von der Erde fortgefegt. Die Stelle, wo es gestanden hatte, kennzeichnete nur noch ein mehrere Meter tiefes Loch im Boden. Alle dem Laboratorium zunächstliegenden Baulichkeiten waren schwer beschädigt, und in ganz Greenford gab es auch nicht eine einzige unversehrte Fensterscheibe. Erst nach Stunden fand man den noch immer bewußtlosen Franzosen auf, dem mehrere Rippen eingedrückt waren.

Zwei Monate lang lag Saltome in einem Londoner Krankenhaus schwer darnieder. Inzwischen hatten die Hausbesitzer Greenfords gegen ihn Klage auf Schadenersatz angestrengt. Da er nichts besaß, konnte er die berechtigten Forderungen der Kläger nicht befriedigen. Außerdem griff auch noch der Strafrichter ein und erhob gegen ihn Anklage wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit. Nur der Vermittlung seiner Gönner hatte Saltome es zu verdanken, daß er nicht ins Gefängnis wandern mußte.

Ein halbes Jahr darauf finden wir den Franzosen im Besitze eines neuen Laboratoriums, das er sich auf der winzigen, ganz unbewohnten Insel Mellertin im Kanal errichtet hatte, und zwar wieder mit Hilfe derselben Londoner Großkaufleute, die ihn schon früher mit Geld unterstützt hatten und gerade durch die furchtbaren, von dem Explosivstoff angerichteten Verheerungen zu der Überzeugung gelangt waren, daß Saltomes Sprengstoff, wenn er erst genügend verbessert wäre, eine große Zukunft haben müsse. Auf Mellertin hauste der Franzose ein

ganzes Jahr allein, fortwährend und unermüdlich mit den lebensgefährlichen Stoffen experimentierend. Nur bisweilen empfing er den Besuch Dr. Mattisons, der ihm seine Freundschaft bewahrt hatte. Saltome lebte in der anspruchslosesten Weise. Alles Geld, das man ihm spendete, ging für seine Chemikalien und die nötigen Apparate drauf. Am 5. Januar 1854 hat Dr. Mattison den Franzosen dann zum letzten Male gesehen. Saltome war zu ihm nach London gekommen und hatte ihm freudestrahlend mitgeteilt, daß er jetzt am Ziel sei. Er habe einen festen Sprengstoff hergestellt, der das wegen seiner allzu leichten Explosionsfähigkeit für die Praxis unverwendbare Nitroglyzerin noch bedeutend in der Wirkung übertreffe, sich dabei aber nur unter bestimmten Bedingungen entzünden, vollständig gefahrlos handhaben und transportieren lasse. Weiter erklärte der Franzose, daß er seinen neuen Sprengstoff nunmehr einer wissenschaftlichen Kommission zur Begutachtung vorlegen und dann im großen fabrizieren lassen wolle. Er machte auch einige Andeutungen über die Bestandteile des Sprengmittels, ohne Dr. Mattison jedoch völlig in die Einzelheiten einzuweihen.

Vier Tage später hörten Fischer, die abends in der Nähe von Mellertin an der englischen Küste ihre Netze auswarfen, einen lauten Knall. Am nächsten Morgen war von einer menschlichen Behausung auf der kleinen Insel keine Spur mehr zu entdecken. Saltome war mitsamt seinem Laboratorium in die Luft geflogen. Von seinem Leichnam wurde auch nicht der kleinste Fetzen gefunden.

Professor Shellerhouse sagt am Schluß seines Artikels: „Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß Saltome bereits im Jahre 1854 das Geheimnis der Herstellung des später Dynamit genannten Sprengmittels durch Mischung von Nitroglyzerin mit einem dieses völlig aufsaugenden und gebunden haltenden Stoff entdeckt hat und somit der Vorläufer Alfred Nobels gewesen ist, der zwölf Jahre später auf dieselbe Weise das erste Dynamit bereitete. Denn aus den nachgelassenen Aufzeichnungen Dr. Mattisons läßt sich unschwer entnehmen, daß die Andeutungen, die der Franzose diesem gegenüber

hinsichtlich des neuen Explosivstoffes machte, einzig und allein auf eine in seiner Zusammensetzung dem heutigen Dynamit ähnliche Mischung hinzielen sollten. Saltomes Name und sein tragisches Geschick sind schnell vergessen worden. Die Welt weiß nichts mehr von diesem Manne, der vielleicht einst ebenso von Reichtümern und Ehren geträumt haben mag wie jeder einer besonderen Idee nachjagende Erfinder, und dessen endliches Los es war, den eigenen Körper durch seine Erfindung in Atome zu zerstäuben." W. K.

Schwärmerinnen für häßliche Männer. — Einer der auffallen sten Züge im weiblichen Charakter ist die Neigung mancher Frauen, sich in häßliche Männer zu verlieben; in allen Zeiten und in allen Ländern finden sich Beweise, daß diese Neigung vorhanden ist.

So sei an Mirabeau erinnert, einen der Führer der großen französischen Revolution. Dieser Mann, dessen Gesicht durch Pockennarben auf das räßlichste entstellt war, und der dazu noch eine kleine plumpe Gestalt besaß, übte auf das schöne Geschlecht einen Zauber aus, der geradezu ans Wu derbare grenzte. Nach seinem Tode fand man in seiner Wohnung zahllose Liebesbriefe von Frauen aller Klassen und Stände, und viele von ihnen erklärten ihm ihre Leidenschaft in den überschwenglichsten Au drücken.

Zurzeit befindet sich eine englische Dame in einem Sanatorium, die an Schwermut infolge unerwiderter Liebe leidet. Der Gegenstand der Liebe dieser Unglücklichen war ein Sänger, dessen Anspruch auf Schönheit so gering ist, daß viele ihn für den häßlichsten Kü stler halten, der je die Bühne betreten hat. Viele Monate hindurch schrieb seine schwärmerische Bewunderin ihm glühende Liebesbriefe und erwartete ihn an den Abenden, an denen er gesungen hatte, an der Ausgangstür der Bühne. Hier drückte sie ihm Blumen, Juwelen und andere Geschenke in die Hand. Mit der Zeit wurde ihr Benehmen so auffallend, daß der Künstler, der bereits verheiratet war, sich mit ihren Eltern in Verbindung setzte, und diese schickten die junge Dame in eine Pension. Hier aber sehnte sie sich unaufhörlich nach dem ihr entrückten Helden, und kurz darauf

mußte sie in das Sanatorium überführt werden, in dem sie noch immer weilt — das Opfer einer hoffnungslosen Leidenschaft für jemand, dessen Häßlichkeit nicht minder groß ist wie sein Talent.

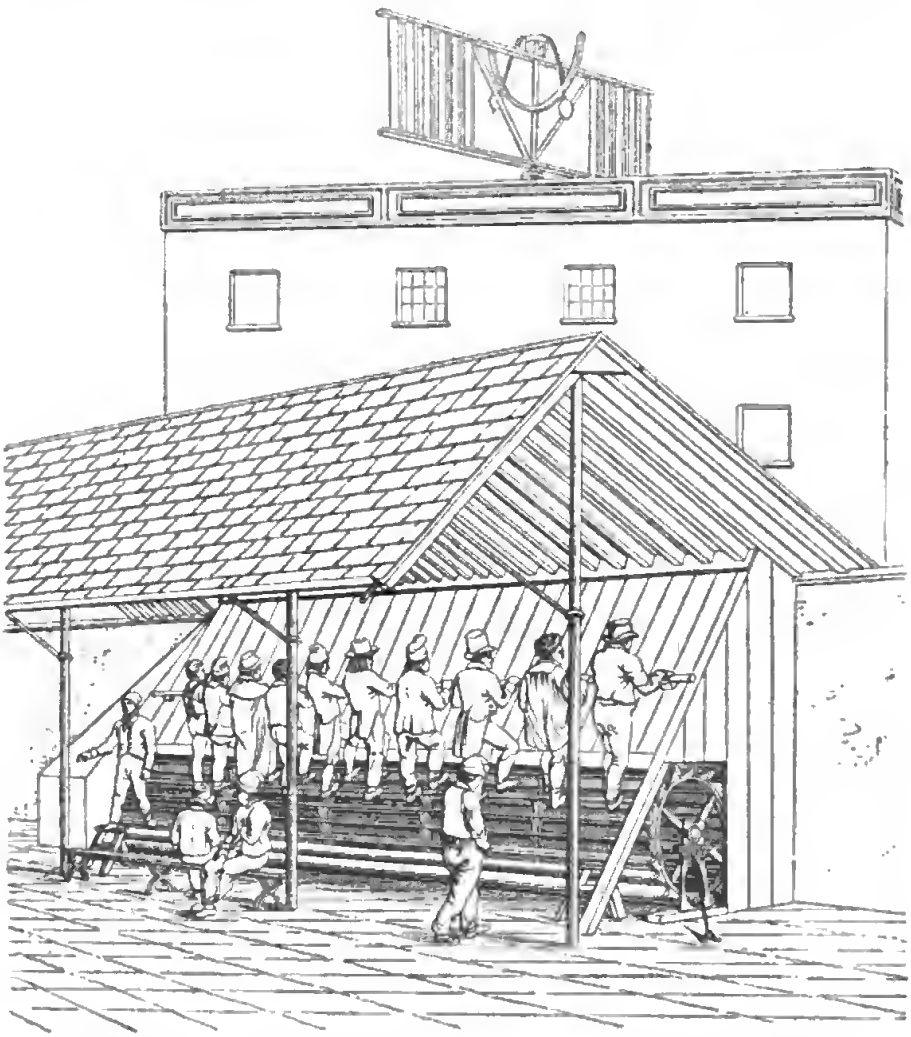
Ein merkwürdiger Fall wird aus Prag berichtet. In dieser Stadt der schönen Mädchen heiratete eines der schönsten einen jungen Kaufmann, dessen Gesicht dem eines Affen äußerst ähnlich war, und der auch noch nicht einmal anderthalb Meter maß. Die junge Dame hatte viele Bewerbungen schöner und reicher Freier zurückgewiesen, und offen gestand sie ein, daß erst dann die Liebe in ihrem Herzen eingezogen wäre, als sie ihren zwerghaften und häßlichen Bewunderer kennen gelernt habe. In ihrem Bekanntenkreise ist das junge Paar als „die Schöne mit dem Affen" bekannt. Und diese Bezeichnung wird ihnen wohl während ihres ganzen Ehelebens anhängen.

Rührend klingt die Geschichte von einem jungen Ladenfräulein in Budapest, das sich in einen Angestellten desselben Hauses verliebte, der von auffallender Häßlichkeit war. Da der junge Mann aber bereits verlobt war, wollte er von der Annäherung seiner Kollegin nichts wissen. Aus Gram hierüber ging diese ins Wasser und hinterließ einen Brief, in dem sie gestand, daß gerade die ausgesprochene Häßlichkeit es gewesen sei, die sie zu dem Gegenstand ihrer Liebe hingezogen hätte. J. C.

Die Tretmühle als Strafmittel. — Die sogenannte Tretmühle als ein durch Menschen oder Tiere zu betreibendes Mühlenwerk ist eine alte chinesische Erfindung, die erst unter der Regierung der Königin Elisabeth in England „neu erfunden" wurde. John Pain erbaute nämlich im Jahre 1570 eine Tretmühle, die selbst von schwächlichen Personen in Bewegung gesetzt werden konnte und von ihm der Regierung zum Gebrauch in den Gefängnissen angeboten wurde. Das Anerbieten mußte aber wegen Widerstand der Müllerzunft abgelehnt werden, womit die Erfindung in Vergessenheit geriet.

Erst im Jahre 1818 gelang es dem Mechaniker Cubitt von Ipswich, für die Zuchthausmühle in Brixton ein Tretrad zu konstruieren, das bei der Gefängnisbehörde solchen Anklang

fand, daß es als Straf- und Erziehungsmittel bald in allen englischen Gefängnissen und Zuchthäusern eingeführt wurde, trotzdem seine Herstellung große Kosten verursachte. Die Tretmühlen in Brixton und Coldbathfields kamen nach Schätzung



Tretrad im Zuchthause zu Brixton und eine damit in Verbindung gesetzte Kornmühle.

des Erfinders selbst mit Einschluß der Baukosten der Mühlgebäude je auf etwa 145 000 Mark zu stehen — eine „Bagatelle", wie die Verteidiger der neuen Strafart versicherten, gegenüber dem Nutzen, den sie brächte, denn „sie wirke noch heilsamer wie Folter und Prügelstrafe und vertreibe alle Landstreicher aus dem Lande".

Nach der Statistik der Tretmühlenfreunde wurden von 100 Sträflingen, die zum ersten Male in die Tretmühle kamen, nur 21 einmal, 3 zweimal und 2 dreimal rückfällig.

Der scheinbare erzieherische Erfolg des englischen Tretrades machte auch in Deutschland die Kriminalisten mobil, die der Ansicht waren, daß man gegen Verbrecher keine anderen Rücksichten zu nehmen habe, als jene selbst gegen Staat und Gesellschaft betätigen. So kam es, daß 1826 Dr. Huckwalcker im Hamburger Zuchthaus den Bau eines Tretrades empfehlen und Hitzig in seiner „Zeitschrift für die Kriminal-Rechtspflege“ nicht verfehlen zu dürfen glaubte, „die Aufmerksamkeit der hohen preußischen Behörden, die bei der Revision der Kriminalgesetze die Verbesserung des Gefangenenwesens besonders bedenken werden, auf die Tretmühlen zu leiten“. Dr. Trummer empfahl ebenfalls mit großer Begeisterung die Einführung der Tretmühle in deutsche Zuchthäuser: „Ich bin weit entfernt,“ schreibt er, „in die Deklamationen einzustimmen, welche gegen die körperliche Züchtigung als Strafart an der Tagesordnung sind, allein daß sie sehr viel Bedenkliches hat, in zahlreichen Fällen gar nicht angewandt werden kann, und daß ihre Abschaffung wünschenswert wäre, falls man nur etwas Zweckmäßiges an ihre Stelle zu setzen wüßte, darüber ist man sich wohl klar. Und es ist nach den bisherigen Erfahrungen mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß in dem Tretrade ein solches Mittel zu finden ist.“

Diese Agitation hatte den Erfolg, daß die „neue Strafart“ auch in Deutschland Eingang fand. Zuerst in Hamburg und dann in Bayern und Mecklenburg, wo im Arbeitshaus zu Güstrow bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine von allen Arbeitsscheuen und Vagabunden außerordentlich gefürchtete Tretmühle bestand. Die deutschen Tretmühlen waren nach dem System der Tretmühle von Brixton, die unser Bild zeigt, gebaut. Das Tretrad dieser Mühle war im Gegensatz zu den im geschlossenen Raume untergebrachten deutschen Treträdern, wie überall in England im Freien unter einem Holzschuppen und zwar so untergebracht, daß der Zuchthausdirektor von seinem Amtshause aus die Sträflinge jeder-

zeit kontrollieren konnte. Das Rad ſelbſt glich dem einer gewöhnlichen Waſſermühle und wurde dadurch in Bewegung geſetzt, daß die Sträflinge, nachdem ſie längs der Haltſtange ſich aufgeſtellt hatten und die Hemmvorrichtung freigegeben war, die Umwälzung des Rades herbeiführten, indem ſie beſtändig von einer Stufe auf die andere ſtiegen. Ihr Gewicht wirkte auf jedes folgende Trittbrett wie der Waſſerſtrom auf die Schaufeln des Mühlrades.

Damit die Arbeit keine Unterbrechung erlitt, wurden die Tretenden alle vierzig Minuten und zwar ſo abgelöſt, daß auf ein Signal hin ein Sträfling, wie aus unſerem Bilde erſichtlich iſt, an der einen Seite hinab- und der Ablöſende an der andern hinaufſtieg. Die Ruhepauſe betrug zwanzig Minuten in der Stunde. Auf dem Dache der Mühle war ein Windfang mit Balancierkugeln angebracht, der den Zweck hatte, durch eine von ihm ausgelöſte regulierbare Widerſtandskraft die ſchwankende Schnelligkeit der Bewegung des Tretrades nach Möglichkeit auszugleichen.

Zu den körperlichen Nachteilen kam bei der Tretmühle noch das Gefühl der Entwürdigung und Demütigung, das nach dem Zeugnis der Gefängnisgeiſtlichen „alle religiöſe Belehrung aufhob, als Hohn erſchien und als Strafe ganz ihren Zweck verfehlte“. In einem Bericht über die Tretmühle von Kronach heißt es: „Jeder Sträfling — 300 Männer und 100 Frauen kamen täglich in die Tretmühle — tritt nur einen halben Tag, wobei die Zahl Schritte einer deutſchen Meile herauskommt. Der Anblick hat etwas von Dantes Hölle! Man denke ſich ein großes Gewölbe, von einer Lampe erleuchtet, bei der eine Wache mit geſchultertem Säbel ſteht, deſſen Klinge in der Dunkelheit blitzt; die Züchtlinge in der raſtloſen Bewegung des Steigens, bis eine Glocke ertönt; die Tretenden laſſen ſich an eiſernen Stäben herab, und neue winden ſich hinauf, ſo daß das Rad gar nicht aus dem Tempo kommt. Keine Stimme ertönt in dieſer Hölle, in der das Schweigen des Entſetzens herrſcht.“

Die Beſeitigung der neuen Strafart ließ denn auch in Deutſchland nicht lange auf ſich warten. In England dagegen ſind die Tretmühlen bis in die neueſte Zeit geblieben. W. F.

Eine Zugverspätung von sieben Jahren. — Das „Railway-Magazine" berichtet von einem Zuge, der seinen Bestimmungsort erst nach einer mehr als siebenjährigen Verspätung erreichte. Es war das auf der Gulf- und Interstate-Eisenbahn, die jetzt in das Netz der Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Bahn aufgenommen ist. Um 11.30 vormittags am 8. September 1900 fuhr der Zug von Beaumont (Texas) ab. Sein Ziel war Port Bolivar. Die Entfernung zwischen beiden Orten beträgt 71 englische Meilen, und um 1.55 nachmittags sollte der Zug in Port Bolivar eintreffen. Bis High Island, während der ersten 33 Meilen, hielt er auch seine Fahrzeit inne. Hier aber wurde er von Wasserfluten, die aus dem Golf von Mexiko mehr als 38 Meilen landeinwärts geströmt waren, festgehalten und das Gleis überschwemmt. Als das Wasser sich endlich verlief, stand der Zug hoch und trocken auf der Prärie, aber von den Schienen abgesehen, auf denen er hielt, war das Gleis vollständig verschwunden. Nach vielen Stunden bangen Schreckens, die die Passagiere im Zuge verbracht hatten, gelang es ihnen endlich, sich zu retten.

Im Laufe der Zeit wurde die Bahn wieder gebaut und schließlich die neu gelegten Schienen auch mit denen wieder verbunden, auf denen der längst überfällige Zug hielt. Man schlug vor, die altersschwachen Wagen nach ihrem ursprünglichen Bestimmungsorte schleppen zu lassen. Als die Maschinisten aber die verrostete Maschine prüften, erklärten sie, daß sie noch imstande sei, ihre Reise zu vollenden. Sie heizten sie also an, und unter allgemeinem Hurra setzte sie sich, zwar ächzend und krächzend, aber immer noch gebrauchsfähig, in Bewegung. Die Kunde von der Abfahrt wurde nach Port Bolivar telegraphiert, und als dort nach einer mehr als siebenjährigen Verspätung der Zug einlief, waren ein halb Dutzend seiner ursprünglichen Passagiere zu seiner Begrüßung erschienen, und die Nachricht, daß der Zug endlich eingetroffen sei, wurde telegraphisch dem ganzen Lande mitgeteilt. J. C.

Das Skelett eines künstlichen Riesen besitzt noch heute die Universität Dublin. Über seine Herkunft gibt es in der Bibliothek des genannten Instituts Aufzeichnungen, aus denen folgen-

des hervorgeht. Im Jahre 1728 nahm der Dubliner Professor der Medizin Berkeley einen Knaben an, den Zigeuner todkrank in einer Herberge zurückgelassen hatten. An diesem Kinde versuchte der in seiner Wissenschaft völlig aufgehende Professor zu beweisen, daß seine in einem Lehrbuch über den menschlichen Körperbau theoretisch begründete Behauptung, man könne das Körpermaß eines jeden Menschen durch eine geeignete Behandlung außerordentlich verlängern, richtig sei. Er fertigte also einen besonderen Streckapparat an, in dem das unglückliche Kind den größten Teil des Tages zubringen mußte. Welch unerhörte Grausamkeit in diesem Experiment lag, kam dem gelehrten Herrn ebensowenig zum Bewußtsein wie den übrigen Medizinern der Universität, die diesem Versuch gleichfalls das größte Interesse entgegenbrachten, ohne daß es einem einfiel, gegen diese Roheit einzuschreiten.

Infolge dieses Streckverfahrens war der Knabe mit vierzehn Jahren bereits über 2 Meter groß, dabei natürlich mager wie ein Gerippe und vollständig entkräftet. Trotzdem setzte der in seine Idee ganz verrannte Professor seine Behandlungsmethode weiter fort. Mit achtzehn Jahren maß der junge Mensch bereits 2,40 Meter, und als der Tod ihn zwei Jahre später von seinen Qualen erlöste, 2,51 Meter.

Das Gerippe dieses bejammernswerten Wesens zeigt einen im Verhältnis zu der Gesamtlänge geradezu auffallend kleinen Kopf. Die Beine sind unnatürlich lang und nehmen fast dreiviertel des Körpermaßes für sich in Anspruch. Die Arme erscheinen dagegen allen Streckversuchen widerstanden zu haben. Sie sind von normaler Länge geblieben, nehmen sich aber an dem Riesenskelett natürlich wie gar nicht zugehörig aus. Als Professor Berkeley 1753 starb, hinterließ er dies wunderliche Gebilde der Universität Dublin, unter dessen anatomischen Präparaten es sich heute noch befindet.

Einen ähnlichen Versuch unternahm im Jahre 1874 in Paris ein entmenschtes Ehepaar mit seinen beiden Knaben, einem Zwillingspaar, hier aber zu rein gewinnsüchtigen Zwecken. Ein gewisser Gérard, der mit seinem Wachsfigurenkabinett die

Märkte und Messen Frankreichs besuchte, war infolge des Deutsch-französischen Krieges, der allen Handel und Wandel lahmlegte, vollständig verarmt. Die Not brachte ihn auf die Idee, seine Kinder künstlich zu Riesen zu machen, damit er sich durch deren spätere Schaustellung ein behagliches Alter verschaffen könne. Ob er durch einen Zufall über das Experiment Berkelers etwas erfahren hatte und dadurch auf diesen scheußlichen Gedanken gekommen war, ließ sich nicht feststellen. Nachbarn, die das aus der Wohnung Gérards herausdringende Stöhnen und Wehklagen aufmerksam machte, benachrichtigten schließlich die Polizei.

Diese fand die beiden armen Geschöpfe an der Decke in aus Lederriemen hergestellten Traggerüsten hängen, während an Armen und Beinen schwere Gewichte befestigt waren. Im Munde trugen die unglücklichen Kinder feste Knebel, die das Schreien verhindern sollten. Als diese Einzelheiten bekannt wurden, rottete sich, noch bevor das Ehepaar abgeführt werden konnte, eine große Menschenmenge vor dem betreffenden Hause zusammen und empfing die bestialischen Eltern mit einem Steinhagel, vor dem die wenigen Polizisten schleunigst in den Hausflur zurückflüchten mußten. Schon nach wenigen Minuten hatte die Volksjustiz die Strafe an den Übeltätern vollzogen. Das Ehepaar konnte nur noch als Leichen fortgeschafft werden.

Von den beiden Knaben, die sofort in staatliche Obhut genommen wurden, erfuhr man dann, daß die Ärmsten dieses Martyrium der Streckkur bereits über ein Jahr erduldet hatten. Als die Leidensgeschichte des Zwillingspaares dem Pariser Rothschild zu Ohren kam, ließ er die Brüder auf seine Kosten in einer der besten Erziehungsanstalten unterbringen. Léon Gérard ist noch heute Anwalt in Rouen, der andere, Felix, hat sich einen nicht unbedeutenden Namen als Afrikaforscher erworben und war auch im Auftrage der französischen Regierung Mitglied jener gemischten Kommission, die im Frühjahr 1912 nach Erwerbung des Kongozipfels durch Deutschland die Grenzen der einzelnen Gebietsteile genau festlegte. W. K.

Mutterliebe. — Von der Jagd heimgekehrt, durchschritt ich die Gartenallee. Mein Hund lief vor mir her. Plötzlich

verlangsamte er seine Schritte und begann sich anzuschleichen, als ob er die Spur eines Wildes aufgenommen hätte.

Ich blickte die Allee entlang und bemerkte einen jungen Sperling, gelbschnäbelig und mit weichem Federflaum auf dem Kopfe. Er war offenbar aus dem Neste gefallen und hockte unbeweglich am Boden, die kaum gewachsenen Flügelchen hilflos ausspreizend.

Mein Hund näherte sich ihm langsam, als vom nächsten Baume plötzlich ein Sperling mit schwarzer Brust wie ein Stein unmittelbar vor seiner Schnauze herunterstürzte und mit gesträubten Federn, schrill kreischend, zweimal in der Richtung nach seinem zähnefletschenden, weitgeöffneten Rachen sprang.

Sich selbst aufopfernd schützte der Vogel das Kindesleben, aber der ganze kleine Körper zitterte vor Entsetzen, die Stimme war wild und heiser, sie erstarb in der Selbstaufopferung.

Welch entsetzlich machtvolles Wesen mußte in seinen Augen der Hund sein! Und dennoch — er konnte von seiner geschützten Stellung auf dem Zweige nicht untätig dem Untergange seines Kindes zuschauen. Eine Kraft, stärker als sein Wille, riß ihn von dort herunter.

Mein Hund stutzte und zog sich, mit verwunderten Augen auf den winzig kleinen Angreifer blickend und offenbar ratlos, was da wohl zu tun sei, einige Schritte zurück. Vielleicht aber erkannte auch er diese Kraft an, die ja in jedem Geschöpf schlummert, die Kraft der hehrsten Liebe, der Mutterliebe, der kein Opfer zu groß ist, wenn es gilt, dem Kinde zu helfen.

Ich beeilte mich, den Hund zurückzurufen, und entfernte mich tiefbewegt.

Ja, lacht nicht! Tiefbewegt, geradezu erschüttert hatte mich der Anblick dieses kleinen, heroischen Vogels und sein der Mutterliebe entspringendes selbstloses Handeln.

Die Liebe, so sagte ich mir, ist stärker als Tod und Todesfurcht. Nur durch sie, nur durch die Liebe hält und bewegt sich das Leben. O. v. B.

Der Fönapparat im Haushalt. — Durch seine vielseitige Verwendbarkeit im Haushalt macht wohl kein Gegenstand den Familienmitgliedern mehr Freude als ein „Fön“. Be-

ſonders iſt er in der kalten Jahreszeit angenehm, weil er nach der Haar- und Kopfwäſche das Haar in wenigen Minuten trocknet, und dadurch jedermann vor Erkältung ſchützt. Als Bettwärmer verwendet, erwärmt er das kalte Bett in wenigen Minuten gleichmäßig. Zur Beſeitigung von Rheuma, Gicht

Der Fönapparat.

und ſonſtigen Schmerzen iſt er ein ausgezeichneter Helfer. Auch dient er zur Tierwäſche, Handſchuh- und Plattentrocknung und vielen anderen Zwecken. Der Apparat iſt in den beſſeren Haushaltungsgeſchäften zu haben. E. G.

Das durchſchnittliche Alter des Europäers. — Ein franzöſiſcher Gelehrter hat in der Revue medicale ausgerechnet, daß das durchſchnittliche Alter des Europäers ſich auf 39 Jahre beläuft. Sehr intereſſant dabei iſt die Statiſtik des durchſchnittlichen Lebensalters in den einzelnen Ländern, bei der ſich überraſchend große Unterſchiede ergeben.

Das Verhältnis stellt sich hier folgendermaßen:

Schweden-Norwegen . .	50,2	Jahre
Dänemark	48,2	„
Irland	48,1	„
England	45,5	„
Schweiz	44,4	„
Belgien	44,11	„
Holland	44	„
Rußland	43,7	„
Frankreich	43,6	„
Deutschland	39,4	„
Italien	39,2	„
Portugal	36	„
Griechenland	35,4	„
Rumänien	35,11	„
Österreich	34,2	„
Bulgarien	33,7	„
Türkei	33,5	„
Spanien	32,4	„

Zwischen der längsten und kürzesten Lebensdauer, Schweden-Norwegen einerseits und Spanien anderseits, besteht mithin ein Unterschied von 18 Jahren. Man würde jedoch Spanien, wie überhaupt den Ländern mit kurzer durchschnittlicher Lebensdauer, unrecht tun, wenn man die Schuld daran ungünstigen klimatischen Verhältnissen oder sonstigen weniger günstigen Lebensbedingungen zuschreiben wollte. Denn es ist festgestellt, daß in Spanien die Zahl der Hundertjährigen, Achtzig- und Sechzigjährigen denselben Prozentsatz der Gesamtbevölkerung erreicht, wie in den Ländern mit der größten durchschnittlichen Lebensdauer.

Die Ursache liegt vielmehr darin, daß in den Ländern mit geringerer durchschnittlicher Lebensdauer die Sterblichkeit der Kinder erheblich höher ist, woraus man wieder ersehen kann, wie wichtig eine geordnete Säuglingspflege, für die auch in Deutschland von Staats wegen immer noch zu wenig getan wird, für die Allgemeinheit ist. R. M. W.

Tollwutepidemien. — Im Frühling des Jahres 1822 trat in dem damals noch dänischen, jetzt zur Provinz Schleswig-Holstein gehörigen Dorfe Jägerup eine solche auf. Der Hund des Schäfers erkrankte zuerst und übertrug die Ansteckung auf die übrigen Dorfhunde, von denen im Laufe von drei Wochen fünfundzwanzig Personen, darunter vierzehn Kinder, ferner die meisten auf der Weide befindlichen Rinder und Schafe gebissen wurden. Zunächst schenkte man der Sache jedoch wenig Beachtung. Die tollen Hunde tötete man, wo man ihrer habhaft wurde, und die Bißwunden der Menschen und des Viehs wurden gleichmäßig durch Essigwaschungen behandelt. Erst als die Tollwut bei den Schafen und kurz darauf bei den Rindern zum Ausbruch kam und die Tiere eine nie gekannte Bösartigkeit zeigten, berichtete der Dorfälteste darüber an das zuständige Amt nach Hadersleben. Zwei weitere Wochen vergingen, bevor bei der damaligen langsamen Geschäftsführung in Jägerup ein Regierungskommissar eintraf.

Inzwischen waren bereits acht Personen unter furchtbaren Qualen gestorben und auch ein Teil des gebissenen Viehs auf ebenso schreckliche Weise eingegangen. Niemand von den Dorfbewohnern wagte sich mehr unbewaffnet auf die Felder. Überall trieben sich dumpfbrüllende Rinder und widerwärtig blökende Schafe umher, die jeden Menschen, der ihnen in den Weg kam, beißwütig anfielen. Auch auf die benachbarten Güter, besonders auf die große Besitzung des Barons v. Benson hatte die Epidemie übergegriffen.

Nachdem von dem Regierungskommissar der schreckenerregende Umfang, den die Seuche in so kurzer Zeit angenommen hatte, und damit die Größe der Gefahr für die ganze Gegend erkannt worden war, traf man sofort energische Gegenmaßregeln. In Jägerup mußten sämtliche Tiere, ob sie gebissen waren oder nicht, getötet werden. Bei den Menschen kam leider jede Hilfe zu spät. Von den Gebissenen, deren Zahl mittlerweile auf zweiunddreißig gestiegen war, genasen nur zwei. Auch der Baron v. Benson, zwei seiner Söhne und drei Knechte, die von tollen Hunden auf dem Hofe des Gutes verletzt worden waren, starben.

Monatelang lastete es noch auf der ganzen Gegend wie ein furchtbarer Alp. Immer wieder zeigten sich bei diesem oder jenem Tiere die Erscheinungen der Tollwut. Das Dorf Jägerup war infolge des Verlustes des ganzen Viehbestandes völlig verarmt, so daß den Bewohnern auf Regierungskosten neues Vieh geliefert werden mußte.

Fünfzehn Jahre später kam eine ähnliche Epidemie in dem preußisch-russischen Grenzdorfe Wirballen vor und raffte außer zahlreichem Vieh, unter dem sich dieses Mal auch verschiedene Pferde befanden, einundzwanzig Menschen im Laufe von drei Monaten dahin. Fast gleichzeitig mußten in dem in der Normandie gelegenen, durch seine Schafzucht berühmten Städtchen Falaise auf Befehl der Behörden nicht weniger als 1532 Schafe, die gesamten Herden dreier Züchter, getötet werden, weil ein großer Teil von der Tollwut befallen war und die Gefahr nahe lag, daß die Krankheit auch auf die übrigen Herden übergreifen würde.

Die Epidemie von Falaise zeigte deutlich, daß jedes von dem Tollwutgift infizierte Tier von einer unwiderstehlichen Sucht zum Beißen ergriffen wird. So übertrugen die erkrankten Schafe den wie bei allen tollwütigen Tieren im Speichel befindlichen Ansteckungsstoff auf ihre Artgenossen, indem sie unter Verleugnung ihrer sonstigen friedfertigen Natur diesen mit den Schneidezähnen tiefe Bisse beibrachten.

In neuerer Zeit sind derartige Anhäufungen von Tollwuterkrankungen immer seltener geworden. Es kam wohl noch hie und da zu einem stärkeren Auftreten der gefürchteten Krankheit, doch nahm diese nie mehr epidemieartigen Charakter an. Nur in dem böhmischen Dorfe Jahornitz sollte in dem Kriegsjahr 1866 eine wie immer so auch hier durch tolle Hunde hervorgerufene Tollwutseuche unter dem Weidevieh, hauptsächlich den Rindern, schwere Opfer fordern. Menschenleben hatte man dabei jedoch nicht zu beklagen, da die amtlicherseits sofort getroffenen Gegenmaßregeln die Bevölkerung genügend zur Vorsicht mahnten und bewirkten, daß jedes auch nur verdächtige Stück Vieh aus sicherer Entfernung erschossen wurde.

Erwähnt seien hier jedoch noch zwei weitere in Europa vor-

gekommene Tollwutepidemien, die insofern bemerkenswert sind, als sich bei ihnen die Krankheit fast ausschließlich auf eine bestimmte Tiergattung beschränkte. In den Monaten September bis Dezember 1852 mußten in Madrid sämtliche Katzen getötet werden, da eine erst recht spät als Tollwut erkannte Krankheit sich immer mehr unter ihnen ausbreitete und dadurch die Gesundheit der Bewohner der spanischen Hauptstadt schwer gefährdete. Zu Anfang des Jahres 1853 hätte man in ganz Madrid vergebens eine Katze gesucht. Auch heute noch darf nach einem damals erlassenen Gesetz nur in je einem Hause einer Straße eine Katze gehalten werden. Madrid dürfte daher so ziemlich die katzenärmste europäische Stadt sein.

Im Winter 1872 brach unter den Wölfen im Gouvernement Saratow in Südrußland eine Tollwutepidemie aus. Ganze Ortschaften, besonders das Städtchen Kljudschi, wurden infolgedessen wochenlang von jedem Verkehr abgesperrt. Da man der Bestien anders nicht Herr werden konnte, wurden mit Hilfe zahlreicher Kosakenabteilungen überall Treibjagden abgehalten, so daß das Gouvernement auf Jahre hinaus von Wölfen gesäubert war. Trotzdem tauchten noch im Jahre 1875 in der Nähe der Gouvernementshauptstadt Saratow fünf wutkranke Wölfe auf, die zahlreichen Spaziergängern verderblich wurden und eine wahre Panik unter der Einwohnerschaft hervorriefen.

Bedeutend ärger jedoch als in Europa hat der Orient unter Tollwuterkrankungen, besonders der von Hunden, zu leiden, was hauptsächlich auf die mangelnden gesetzlichen Schutzvorschriften und die Gleichgültigkeit der dortigen Bevölkerung zurückzuführen ist. Nach einer ganz oberflächlichen Statistik des von der türkischen Regierung 1903 nach Konstantinopel berufenen Tierarztes Doktor Vollert sterben in Kleinasien allein jährlich sechs- bis siebenhundert Menschen an den Folgen der Bisse tollwütiger Hunde. Die Berufung des genannten Tierarztes hat ebenfalls eine recht traurige, für den Schlendrian in der türkischen Verwaltung aber recht bezeichnende Vorgeschichte. 1889 nämlich hatte die Tollwut unter

den berüchtigten Straßenhunden Konstantinopels derart überhand genommen, daß auf Stadtkosten überall vergiftete Fleischbrocken ausgestreut wurden, um die Zahl der Hunde zu verringern. Auch zu diesem recht unpraktischen Mittel gegen eine Weiterverbreitung der Mensch und Tier in gleicher Weise gefährdenden Krankheit entschloß man sich erst auf die energischen Vorstellungen der Vertreter der europäischen Staaten hin. Gleichzeitig versprach die Regierung, daß ein Tierarzt angestellt werden würde, der sich hauptsächlich mit geeigneten Maßregeln gegen die Tollwut befassen solle. Ganze zwölf Jahre später wurde jedoch dieser Tierarzt erst in der Person Doktor Vollerts berufen. Vor einigen Jahren sind bekanntlich sämtliche Straßenhunde aus Konstantinopel nach einer felsigen Insel geschafft worden, wo die Tiere infolge Nahrungsmangels längst eingegangen sein dürften.

Durch die von Pasteur erfundene Schutzimpfung gegen die Folgen des Bisses wutkranker Tiere hat die Tollwut in den Kulturländern viel von ihren Schrecken verloren. In Deutschland ist sie unter das Viehseuchengesetz gestellt worden, dessen strenge Bestimmungen außerdem ein Umsichgreifen der Krankheit so gut wie unmöglich macht. W. K.

Die Nähmaschinen der Königin Natalie. — Als im Herbst 1885 Serbien einen Krieg mit Bulgarien anfing, war Königin Natalie bestrebt, ihrerseits zur Linderung der Not unter den Familien der im Felde Stehenden beizutragen, indem sie den Soldatenfrauen Beschäftigung gab. Zu diesem Zwecke kaufte sie vierzig Nähmaschinen, ließ sie in ihrem Palast aufstellen und lud in den Zeitungen die Frauen ein, zu ihr zu kommen und warme Kleidungsstücke für die Kämpfer und Verbandzeug für die Verwundeten anzufertigen.

Am Tage, da dieser Aufruf veröffentlicht wurde, ließ sich ein Herr bei ihr melden, der vorgab, er habe ihr eine wichtige Meldung zu überbringen. Erfreut wurde er vorgelassen und redete sie mit außerordentlicher Zungenfertigkeit folgendermaßen an: „Gnädigste Königin, gewiß werden Eure Majestät mein Eindringen verzeihen, wenn ich erkläre, daß ein gewissenloser Agent die Güte Eurer Majestät gemißbraucht und ein

Produkt geliefert hat, über das eine andere Nähmaschinenfirma längst einen glänzenden Sieg davongetragen hat — die Firma nämlich, die ich zu vertreten die Ehre habe. Um nun den Schaden gutzumachen, den dadurch Eure Majestät in Ihren wohlmeinendsten Absichten erlitten hat, habe ich mir erlaubt, die vierzig wertlosen Maschinen aus dem Palast entfernen und kostenlos durch vierzig von unseren ganz vorzüglichen Maschinen ersetzen zu lassen, an denen Eure Majestät ebensoviel Freude haben werden wie die Soldatenfrauen, die daran arbeiten dürfen."

Ehe die Königin sich von der Zungenfertigkeit des Mannes erholt hatte, war der Agent schon wieder verschwunden, und als Natalie ans Fenster trat, sah sie die früheren Maschinen im Schloßhofe stehen und die letzten der neuen Maschinen im Palasteingang verschwinden.

Während sich die Fürstin noch mit der Erwägung zu trösten versuchte, daß sie ja auf diese Weise vierzig Nähmaschinen verehrt bekommen habe, die sie nun ebensovielen armen Soldatenfrauen zum Geschenk machen könne, wurde ihr von einem Diener gemeldet, ein Mann ersuche sie um eine Audienz, der ihr einen äußerst wichtigen Auftrag auszurichten habe. Ah, gewiß ein Bote vom Könige, dachte die Königin Natalie und ließ den Gemeldeten vor sich kommen.

Aber siehe da — es handelte sich wiederum nur um einen Nähmaschinenreisenden, der mit noch fließenderer Zungenfertigkeit die soeben ins Schloß getragenen Maschinen für ebenso wertloses Zeug erklärte wie die ersten, dagegen die von ihm vertretenen Nonplusultramaschinen für die neueste Errungenschaft des Jahrhunderts, und der, fast ohne Atem zu holen, mit der Bitte endigte, Majestät möge ihm verzeihen, wenn er, um sie vor unverdientem Schaden zu bewahren, die zweiten Maschinen neben die ersten auf den Hof setzen lasse und seine glorreiche Nonplusultramaschine zu wirklich zweckentsprechender Benützung der Monarchin zum Geschenk mache, wenn sie ihm nur erlaube, seine Firma als Hoflieferantin Ihrer Majestät zu bezeichnen.

Eine Antwort wartete er nicht ab, war vielmehr verschwunden, bevor die Königin zu sich selber kam.

Digitized by Google

Natalie blieb eine Weile sinnend am Fenster stehen, dann ließ sie die achtzig hinausgeworfenen Nähmaschinen sorgsam wieder in den Palast zurückschaffen und konnte nunmehr statt vierzig volle hundertzwanzig Frauen beschäftigen. C. D.

Die größte Frucht der Welt. — Vor vielen, vielen Jahren warf das Meer an den westlichen Küsten Indiens merkwürdige Früchte ans Land. Sie waren, ähnlich wie die Kokosnüsse, mit einer Schicht von Fasern umgeben und bestanden in einer Nuß mit einer schwarzen Schale und festem, nur wenig schmackhaftem Kern. Aber im Vergleich zu der Kokosnuß waren diese Früchte riesengroß, und manche von ihnen wogen dreißig bis vierzig Pfund. Niemand konnte sagen, woher die Früchte kamen; man glaubte, sie wären ein Erzeugnis des Meeres, und nannte sie darum Meerkokos.

Die Indier wollten bemerkt haben, daß diesen Nüssen geheimnisvolle Heilkräfte innewohnten; Becher, die man aus der harten Schale schnitt, sollten Wasser und Wein, die man in sie hineingoß, heilkräftig machen. Der Glaube daran fand Verbreitung, die Nuß wurde gesucht und teuer bezahlt. Sie kam auch nach Europa, wo sie den Namen „Wundernuß Salomos“ erhielt. Wie hoch sie hier geschätzt wurde, erhellt daraus, daß Rudolf von Habsburg für eine einzige dieser Früchte den fabelhaften Preis von viertausend Goldgulden bezahlte.

Erst spät wurde das Rätsel ihrer Herkunft gelöst. Im Jahre 1769 besuchte der französische Ingenieur Barré die menschenleere Insel Praslin, eine der Seschellen im Indischen Ozean. Und siehe da, hier entdeckte er die Palme, die diese Riesenfrüchte trägt. Lodoicea Seychellarum wurde sie genannt. Sie ist ein mächtiger Baum, der eine Höhe von vierzig Metern erreicht und auch die größten Blätter der Welt, bis zehn Meter lange und fünf Meter breite Wedel, hervorsprießen läßt. Die Stämme sind über und über mit den seltsamen Früchten in allen Entwicklungsstadien bedeckt, von denen die größten ein Gewicht von etwa einem halben Zentner zeigen.

Erfreut über die Entdeckung belud Barré seine Fregatte reichlich mit den Wundernüssen und segelte nach Indien in

der Hoffnung, ein glänzendes Geschäft zu machen. Als man aber die Menge der Früchte sah und von ihrer Herkunft erfuhr, schwand der Zauber, der Preis fiel gewaltig und hob sich seitdem nicht mehr. Den Ruf, die größte Frucht der Welt zu sein, hat aber die Nuß behauptet; denn wie gründlich auch die Erde durchforscht wurde, man fand nirgends ihresgleichen.

Die Lodoicea treibt erst nach fünfunddreißig bis vierzig Jahren ihre ersten gelben Blüten, und die Frucht braucht sieben Jahre zur völligen Reife. Wohl hat man die Wunderpalme von der Insel Praslin in andere Länder verpflanzt; sie gedeiht in verschiedenen botanischen Gärten der Tropen, erreicht aber nirgends die majestätische Pracht, durch die sie in ihrer Heimat auffällt. Auch auf einer anderen der Seschellen, der kleinen Insel Curieuse, hat man Bestände der Lodoicea entdeckt. Um ihrer Ausrottung vorzubeugen, sind jetzt die Täler, in denen die schönsten Exemplare stehen, von der englischen Regierung als Kronland erklärt worden. Den gegenwärtigen Einwohnern der Inseln liefert die Palme vielfachen Nutzen. Vorzüglich ist der aus ihren Sprossen bereitete, nach Mandeln schmeckende Palmkohl. Ihr Holz ist schwarz und so fest wie Eisen. Die harte Schale der Frucht wird noch heute mit Vorliebe zu allerlei Trinkgefäßen verarbeitet. v. J.

Arktische Hunde. — Mit dem großen Spitz, dem sogenannten Pommer, mehr oder weniger verwandt sind sämtliche arktische Hunde, wie der norwegische Elchhund, der russische Laiki, der Eskimohund und der Samojedenhund. Zum Teil sind sie bedeutend stämmiger als der große Spitz. So erinnert der Eskimo- oder Schlittenhund, äußerlich betrachtet, fast mehr an den Schäferhund. Gleichwohl gehört aber auch dieser zu den Spitzen, da diese als eine verkleinerte Form der Schäferhunde zu betrachten sind.

Ganz den Eindruck eines Spitzes macht dagegen der Samojedenhund. Die Samojeden, die sich selbst als Chasowa oder Hasawa, das heißt Menschen bezeichnen, rechnen zur ural-altaischen Gruppe der Mongoloiden und bewohnen Teile des Gouvernements Archangel sowie Sibirien von der Obmündung bis zur Taimyrhalbinsel. Unter den vier Stämmen treiben die ost-

Phot. Central News.

Die Samojedenhunde Kosta und Sascha mit ihren Jungen.

jakiſchen Samojeden die Jagd und den Fiſchfang, die jeniſ-ſeiſchen Samojeden außerdem noch die Rentierzucht. Im

Gegenſatz zu den nomadiſierenden juraliſchen und tawgyiſchen Samojeden, die Zelte aufſchlagen, erbauen ſich die beiden vorher genannten Stämme Hütten.

Vorzugsweiſe bei dieſen ſeßhaften Stämmen nun findet ſich der Samojedenhund vor. Er iſt wie alle Spitze äußerſt lebhaft, ſehr wachſam und ein unabläſſiger Beller. Sein weißes Fell iſt ſehr dicht. Er wird auf der Jagd ſowie zur Bewachung der Hütten verwendet. Die Frauen beſetzen mit ſeinem Fell ihre enganſchließenden Kleider aus Rentierhaut.

Neuerdings haben ſich in England Vereine gebildet, die ſich die Zucht des Samojedenhundes angelegen ſein laſſen. Th. S.

Kaiſer und Komiker. — Der Komiker Martinow des kaiſerlichen Theaters zu Petersburg, der den Zaren Nikolaus I. zum Verwechſeln kopieren konnte, wollte eines Tages ſich vom Fürſten Woltruski, dem kaiſerlichen Intendanten, einen Urlaub und eine Geldunterſtützung zu einer Reiſe erbitten. Während er im Vorzimmer wartete, trat der Kaiſer ein.

„Was machen Sie hier, Martinow?“ fragte Nikolaus, als er an ihm vorbeiging.

„Ich wollte dem Fürſten meine Bitte um Urlaub unterbreiten.“

„Kommen Sie mit, ich werde Ihr Fürſprecher ſein beim Miniſter.“

So trat Nikolaus in Begleitung Martinows in das Kabinett des Fürſten und ſagte zu dieſem: „Ich habe Ihnen einen Bittſteller mitgebracht. — Ja aber,“ mit dieſen Worten wendete er ſich an Martinow, „zuerſt müſſen Sie mich ſpielen.“

Martinow geriet in Verlegenheit. „Das kann ich ſo nicht, Majeſtät, da ich dazu Garderobe brauche.“

„Hier haben Sie meinen Helm.“

Martinow ſetzte denſelben auf, richtete ſich empor, ſtreckte den rechten Fuß vor, hob den Kopf in die Höhe und fragte den Miniſter, indem er die Stimme des Kaiſers täuſchend nachahmte: „Durchlaucht, wie ſind Sie mit dem Schauſpieler Martinow zufrieden?“ Dann, ohne die Antwort abzuwarten, ſetzte er ſchnell den Helm ab, nahm vor dem Kaiſer die Haltung Woltruskis an und antwortete mit der Stimme des letzteren

unter tiefer Verbeugung: „Sehr zufrieden, Majestät.“ Sofort setzte er den Helm wieder auf und fuhr im Tone des Kaisers fort: „Wenn Sie, lieber Fürst, mit Martinow zufrieden sind, so lassen Sie ihm tausend Rubel auszahlen und geben ihm drei Monate Urlaub.“ Dann fuhr er wieder als Minister fort: „Soll sofort geschehen, Majestät!“ —

Der Kaiser lachte unaufhörlich und sagte schließlich: „Wenn Martinow in meinem Namen Ihnen befohlen hat, ihm tausend Rubel zu geben, so müssen wir sie ihm wohl geben. Er ist dessen wert als vollendeter Komiker. — Ich danke Ihnen, Martinow, erholen Sie sich ordentlich und schonen Sie Ihre Gesundheit.“ O. v. B.

Opfer der Mode. — Der Kongreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat es vor einiger Zeit veranlaßt, daß die westlich von der Gruppe der Sandwichinseln gelegenen Layaninseln als Vogelhort reserviert und dem Ackerbauministerium unterstellt werden. Diese wildzerklüfteten Riffinseln dienen bekanntlich den großen, schwarz- oder braungeflügelten Albatrossen, deren Flügelspannweite $3^1/_2$ bis $4^1/_2$ Meter beträgt, als Heg- und Nistorte. Der amerikanische Zoologe Professor Bryan, der im Jahre 1904 im Auftrag seiner Regierung die Layaninseln besuchte, fand sie von Myriaden dem Brutgeschäft obliegender Wildvögel, hauptsächlich Albatrossen, förmlich wie besät. In solchen Massen waren diese interessanten Vögel vorhanden, daß sie, wenn sie aufschwärmten, die Sonne verfinsterten.

Als Bryan im Jahre 1911 diese Inseln wiederum bereiste, fand er diese in der Welt einzigartige Kolonie beinahe vernichtet durch japanische Vogeljäger, die besonders die Albatrosse zu Tausenden und Abertausenden der schwarzen Flügel wegen hinschlachteten, die damals als Hutschmuck gerade in Mode gekommen waren. Von Mai bis Herbst 1909, so stellt Bryan in seinem Bericht fest, seien allein dreihunderttausend dieser herrlichen, jedem Seefahrer ans Herz gewachsenen Vögel, abgeschlachtet worden. „Allenthalben,“ fährt er dann fort, „sind die Spuren dieser grauenhaften Schlächtereien zu erblicken. In einem verlassenen, von den Vogelmördern besetzten Ge-

bäude der Guanogesellschaft fand ich unzählige Flügel lagern, die erkennen lassen, wie unsäglich roh sie den armen Vögeln abgeschnitten wurden, deren abgebleichte Skelette zahllos auf der Insel herumliegen."

Die amerikanische Regierung geht nun gegen die japanischen Vogelwilderer ebenso energisch vor, wie gegen die Robbenwilderer im Norden des Stillen Ozeans, und so ist zu erwarten, daß die großartige Albatroßkolonie auf den Laysaninseln erhalten bleibt.

Es ist nur zu hoffen, daß in ähnlich energischer Weise unsere Kolonialregierung dem Massenmord der Paradiesvögel und der Kolibri in unseren Kolonien steuert, wozu der Umstand sie geradezu zwingt, daß diese herrlichsten Geschöpfchen Gottes vielfach von den gefühllosen Jägern mit Angelschnüren gefangen und, damit das Gefieder nichts von seiner glänzenden Farbenpracht verliere, lebendig abgebalgt werden. W. F.

Ein Vater, dessen Sohn zu wenig Geld verbrauchte. — Der Herzog von Richelieu besuchte eines Tages seinen einzigen Sohn, den Grafen von Fronsac, der an der Pariser Universität studierte. „Hast du Geld nötig?" fragte er ihn im Laufe des Gesprächs.

„Nein," entgegnete der Sohn. „Ich habe noch zwanzig Louisdor vom verflossenen Monat."

Darauf ließ sich der Herzog die Börse seines Sohnes, die das Geld enthielt, geben und überreichte sie dem Diener mit den Worten: „Da sind zwanzig Louisdor, die schenkt Euch der Graf von Fronsac, damit Ihr auf seine Gesundheit trinkt."

Zu seinem Sohne aber sagte er dann ernsten und strengen Tones: „Du mußt immer eingedenk sein, daß du der Sohn des Herzogs von Richelieu bist und mußt weit mehr Geld ausgeben. Merke dir das!"

Wie viele moderne Studenten würden sich wohl einen so denkenden Vater wünschen! O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Eine Dame

welche zarte, weiße Haut u. blendend schönen Teint erlangen u. erhalten will, wäscht sich nur mit der allein echten

Steckenpferd-Seife

die beste Lilienmilchseife von **Bergmann & Co.**, Radebeul, à Stück 50 Pfg. überall zu haben.
Ferner macht Cream „Dada" rote u. spröde Haut weiß und sammetweich. Tube 50 Pf.

Uhren aller Art

schon von 1 ℳ an. Hochmod. **Salonuhren**, in belieb. Farbe zu den Möbeln passend. **J. M. Jäckle**, Uhrenfabr. u. Versandh., **Schwenningen I 195 a. N.** (württ. Schwarzw.). Verl. Sie Katalog über Uhren aller Art, Gold- und Silberwaren.

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.

Enthält über 100 000 Wörter. Amtlich empfohlen! **Preis M. 1.60.**
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein Roman aus der Zeit vor 100 Jahren.

Das Dreigestirn.

Volksroman aus der Zeit der Befreiungskriege.
Von **Hanns von Zobeltitz.**
In eleg. Leinenband 4 Mark 50 Pf.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Nasen-former

Eine gute Erfindung ist der neue Universal-Nasenformer „Zeiio", Modeii 16, welcher soeben von dem Spezialisten vorgelegt wird. Dieser so überaus sinnreich konstruierte Apparat wird jedem, welcher mit seiner hochstehenden, dicken oder langen Nase nicht zufrieden ist, einen unschätzbaren Dienst erweisen. Vom Hofrat Professor med. v. Eck u. a. glänzende Anerkennungen. Nachts tragbar. Preis M. 2.70 mit Präzision-Regulator M. 5.–, desgleichen mit Kautschuk M. 7.–. Bisher 60 000 Stück versandt.

Spezialist L. M. BAGINSKI, BERLIN 266, Winterfeldstr. 34 und RIGA (Russland) Gr. Schmiedestr. 5.

Entwicklung und Befestigung der Büste

durch unseren unübertroffenen Büstenentwickler!

Schon immer war es der höchste Wunsch einer jeden Dame, eine schöne, volle Büste zu besitzen. Nun ist gerade in dieser Hinsicht die größte Mehrzahl unserer Damen stiefmütterlich bedacht worden, so daß dieses Manko weidlich von gewissen Leuten ausgenutzt wird, um Salben, Pillen und Tränklein zu horrenden Preisen an den Mann zu bringen; leider helfen diese Sachen nur immer dem Verkäufer, niemals aber der Käuferin.

Vorher Nachher

Wir behaupten hiermit, **daß jeder Creme vollständig wertlos** ist. Warum? Weil nur die Massage, welche selbstverständlich bei jeder Einreibung ausgeübt werden muß, von Wert ist. Diese Massage können Sie auch mit Vaseline usw. ausüben, aber bedeutend billiger.

Unser Büstenentwickler **„Thilossia"**, gesetzlich geschützt, ist nun ein Produkt jahrelanger Forschnng der bedeutendsten Professoren, so daß selbst jeder Laie sofort davon überzeugt wird, daß mit einem Thilossia-Apparat ein wirklicher Nutzen, also **Vergrößerung und Befestigung der Büste erreicht werden muß.** Unser Thilossia-Apparat saugt täglich mehrmals frisches Blut in die Brüste, dieselben werden voll, straff und üppig, magere Arme und Schulterknochen verschwinden, kurz, ein nie geahnter Erfolg tritt ein. Wir haben bisher viele Tausende verkauft und sind die jüngsten Mädchen wie ältere Damen gleich entzückt und befriedigt, wie die zahllosen Anerkennungen bezeugen. **Bei Nichterfolg Geld zurück** laut Garantieschein. **Preis** des kompletten Apparates inklusive Massagecreme in Verpackung nur **7,50 M., Porto extra.** Unser Verfahren ist das Billigste, weil der Apparat **nur einmal** angeschafft wird und immer gebrauchsfertig ist, von jeder Dame **ohne Hilfe** anzuwenden. Bevor Sie Ihr Geld für nutzlose Quacksalbereien ausgeben, machen Sie mit unserem Apparat einen Versuch. Bei Bestellung Körperumfang unter den Armen ringsherum um den Brustkorb angeben. Dr. G. Weisbrod & Comp., Waidmannslust.

Licht-Hingfong Essenz-Destillat

1000000:fach im Gebrauch und bewährt!

Als Hausmittel unentbehrlich!

Diz 3.80, 30 Fl. franko, nur en gros aus dem

Laboratorium L. Lichtenheldt,

Meuselbach 4 a Th. Wald

Allen anderen Behelfen weit überlegen!

Viele Tausende Anerkennungsschreiben sind unaufgefordert bei der Firma eingegangen. Z. B.:

„Herr B. R. Walther K. aus G. schreibt: „Von allen Hausmitteln, die mir je in die Hände gekommen sind, ist Ihre Licht-Hingfong das beste gegen alle Uebelkeiten, Leiden des Magens und der Verdauung, Kopf- und Halsschmerzen, Gliederreissen etc. Seit 9 Jahren ist es mein Haus- und Leibmittel und meine Familie kann einfach nicht ohne „Licht-Hingfong" sein."

Ueber 10000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück 3.— M.

Rudolf Hoffers, Apotheker,

Berlin 75, Koppenstr. 9.

Über 400000 im Gebrauche

Haarfärbekamm

(ges. gesch. Marke **„Hoffera"**) färbt graues oder rotes Haar **echt** blond, braun od. schwarz. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. **M. 3.—.**

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.

Paschens orthopädische Heilanstalt Dessau I. (Anhalt.)

Rückgratverkrümmungen

Bei der Aufnahme.

Gelenkentzündungen, Hüftleiden, Klumpfüße

etc. etc.

selbst

hoffnungslose

Fälle werden bei

Erwachsenen

und

Kindern

mit

bestem Erfolg

behandelt.

Ohne Operation!
Ohne Gipsverband!

Prospekte kostenlos.

Nach der Behandlung.

Husten und Katarrh

sind in der Regel die Anfänge aller Krankheiten, die lediglich eine Folge unbeachteter Erkältungen sind. Man hüte sich also davor, leichtfertig selbst über die geringste Erkältung hinweg zu gehen. Die einzige Möglichkeit, Erkrankungen der Atmungsorgane usw. als: Lungenspitzen-, Bronchial-, Luftröhren-, Kehlkopf-, Rachen- und Nasenkatarrh, Heiserkeit, Stick- und Keuchhusten, Asthma, Schleimhaut- und Lungenentzündung usw. wirksam und durchaus zuverlässig zu bekämpfen, bietet der

„La Vie-Inhalator"

mit seiner alle Kleinlebewesen sicher abtötenden Sauerstoff-Inhalation. Anerkannt bester aller existierenden Inhalations-Apparate, der von keinem Konkurrenzfabrikat auch nur annähernd erreicht wird*). Inkl. **Inhalationspräparat** gegen Voreinsendung **M. 8.–** franko innerhalb Deutschlands und Österreich-Ungarns oder **M. 8.35** gegen Nachnahme. Broschüre gratis vom alleinigen Fabrikanten

Leopold Oppen, Berlin-Halensee 1, Paulsbornerstr. 91.

*) Genaue Beschreibung findet man in Bd. 2 dieses Jahrganges.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 959 7

WILSON
ANNEX